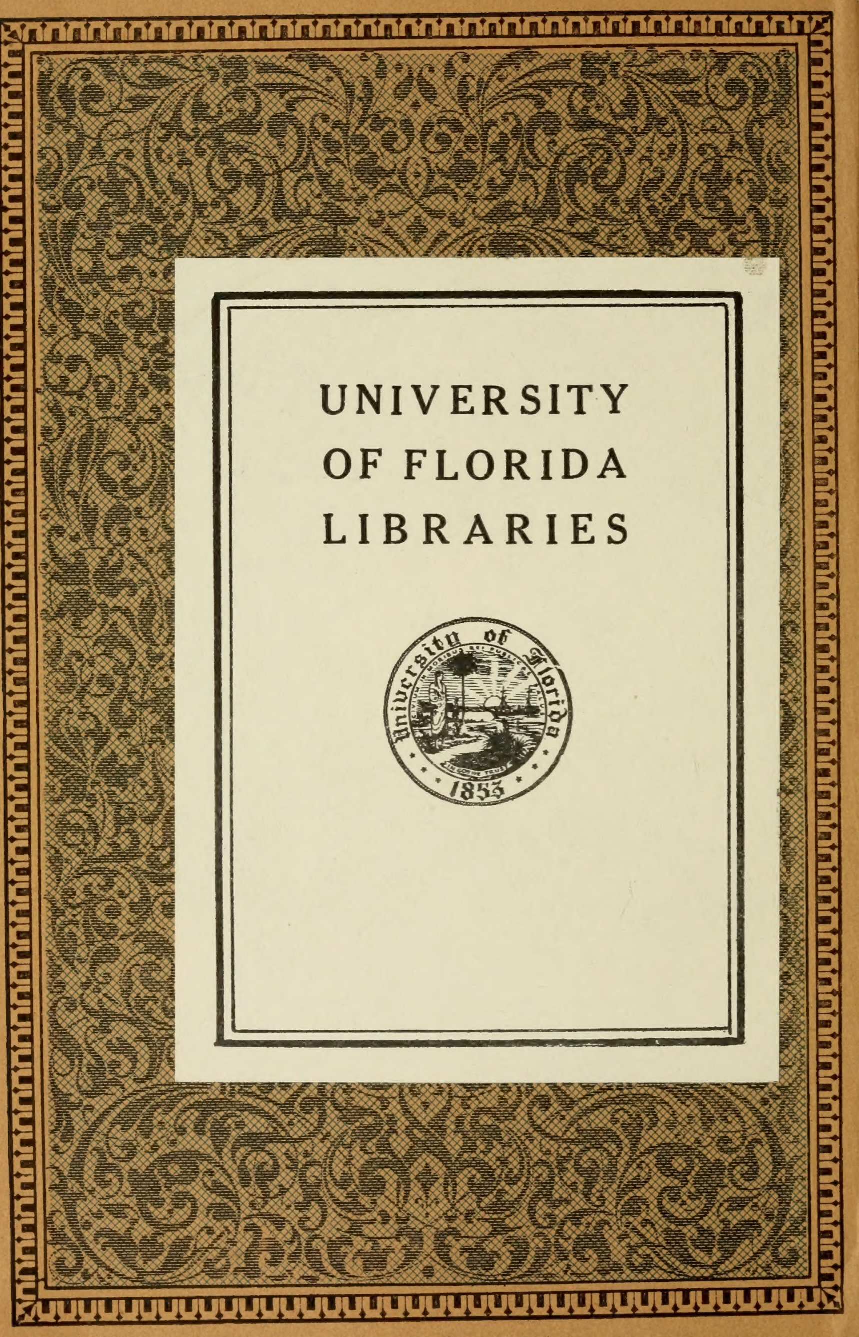



UNIVERSITY
OF FLORIDA
LIBRARIES
University of Florida
1853


Meyers
Klassiker-Ausgaben
in
150 Bänden.

Heines sämtliche Werke.

Siebenter Band.

Heinrich Heines
Sämtliche Werke.

Herausgegeben

von

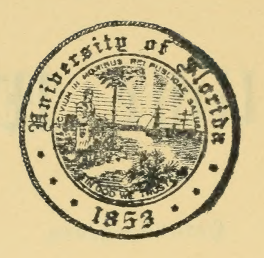
Prof. Dr. Ernst Elster.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Siebenter Band.

Vierter Abdruck.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.


University of Florida
CIVIUM IN MORIBUS REI PUBLICAE SALUS
IN GOD WE TRUST
1853

Ludwig Börne.

Eine Denkschrift.

Einleitung.

Heines Buch über Ludwig Börne erschien Ende Juli 1840. Es ist der Ausdruck einer jahrelangen Feindschaft, die durch politische Gegensätze, persönliche Reibungen und böswillige Zwischenträgereien geweckt und genährt worden war. Während in den zwanziger Jahren Heine und Börne allgemein als gleichgesinnte Apostel der Freiheit betrachtet wurden, kamen später, als beide in Paris weilten, ihre abweichenden Anschauungen klarer zum Vorschein. Börne war das beschränkte, ingrimmig-charaktervolle Haupt der deutschen Jakobinerpartei, während Heine auf die Länge mit dieser nichts zu schaffen haben wollte. Bei seiner großen satirischen Begabung konnte er weder die Mängel der dort verfochtenen Grundsätze, noch die Unfähigkeit ihrer Vertreter übersehen; und so zog er sich aus diesen Kreisen zurück. Den Jakobinern und Börne an ihrer Spitze war die ehrliche Mißbilligung ihrer Politik von einem Manne, den sie stets zu den Ihrigen gerechnet hatten, schier unbegreiflich; sie sahen daher in Heines Benehmen eine charakterlose Schwäche, den schnöden Verrat eines verkommenen Menschen. In diesem Sinne ward gegen den Dichter offen und geheim gesprochen und geschrieben. In welcher Weise Börne selbst die Verdächtigung desselben betrieb, ist klar zu ersehen aus der 1840 bei Johann David Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienenen Schrift „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen.“ Darin wimmelt es von thörichten und ehrenrührigen Vorwürfen gegen Heine: er habe keine Seele, nichts sei ihm heilig, er besitze keinen Glauben, er sei grenzenlos eitel, gemein liederlich, sei ein Spieler; er habe „ganz die jüdische Art zu witzeln“ und opfere „einem Witz nicht bloß das Recht und die Wahrheit, sondern auch seine eigene Überzeugung auf“; Börne wirft ihm größte, elendeste Feigheit vor und gibt von seiner natürlich nur durch liederliches Leben entstandenen Erschöpfung und Mattigkeit eine halb komische, halb abschreckende Schilderung. „Er ist so herunter, so morsch, so bettlägerig in seinem ganzen Wesen, daß ich mir immer im stillen überlegte, ob er mehr zu verachten

oder mehr zu bedauern sei." Wiederholt erhebt Börne gegen ihn den Vorwurf der Bestechlichkeit, das Komische an der Sache ist aber, daß Heine ihm selbst diese seine Tugend eingestanden hatte. „Wenn der Heine nur halb ein solcher Schuft ist, als er freiwillig bekennt, dann hat er schon fünf Galgen und zehn Orden verdient. Schon zwanzigmal gestand er mir, und das ganz ohne Not, dem Argwohn zuvorkommend, er ließe sich gewinnen, bestechen, und als ich ihm bemerkte, er würde aber dann seinen Wert als Schriftsteller verlieren, erwiderte er: keineswegs, denn er würde gegen seine Überzeugung ganz so gut schreiben als mit ihr." In diesem Tone geht es immer fort, und bald nachher blies Börne denn auch zum offenen Angriff. Heine durchschaute den Gegner beizeiten. Schon Mitte Mai 1832 schrieb er: „Wir stehen sehr schlecht, er hatte einige jakobinische Ränke gegen mich losgelassen, die mir sehr mißfielen. Ich betrachte ihn als einen Verrückten." Durch die Vorrede zu den „Französischen Zuständen" glaubte Heine „Schufte wie Börne und Konsorten" unschädlich gemacht zu haben. Aber nach dem Tode des gefeierten Gegners schrieb er doch: „Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Litteratur verliert wenig an ihm." In dem Umstand, daß die von Börne vertretene Geistesrichtung immer mehr Zustimmung gewann, haben wir den wichtigsten Grund zu sehen, der Heine zur Abfassung seiner Streitschrift veranlaßte; er wollte weniger die Person als bestimmte Ideen, eine verbreitete Geistesrichtung bekämpfen. Deshalb war es ihm gleichgültig, daß der Hauptvertreter dieser Ideen bereits vor Jahren, am 12. Februar 1837, gestorben war, er griff dennoch zu den Waffen und fürchtete auch die Mißdeutung nicht, der er durch solche verspätete Kriegsführung sich aussetzte: hatte er doch viele Proben eines unverfrorenen Mutes gegeben.

Über die Entstehung des Buches über Börne haben wir wertvollen genaueren Aufschluß erhalten durch einen 1846 geschriebenen scharfsinnigen und bedeutenden Aufsatz Heinrich Laubes[1]. Wir lesen darin folgendes:

> Er [Heine] war eben ein Poet, welcher den leisesten Stockungen oder Schwingungen seiner Nerven gehorchte, und es war sein eigentümliches Schicksal, daß er mit lauter poetischen Eigenschaften in einer durchaus politischen Gesellschaft auftrat. Diese verlangte mit Recht politische Folge in den Äußerungen und schalt über poetische Sprünge; er selbst aber wollte und konnte sich diese nicht nehmen

[1] Heinrich Laube über Heinrich Heine. Ein ungedruckter Aufsatz Laubes. Mitgeteilt von Gustav Karpeles. Deutsche Rundschau, September 1887, Bd. 52, S. 458 ff.

lassen, denn sie waren sein eigentliches Leben, und Politik war ihm nur ein Thema wie irgend ein anderes. Er war eine Künstlernatur, die unter anderem auch den Tribun spielte, und die politische Welt sagte entrüstet: Du sollst nicht bloß spielen, du sollst sein, was du vorstellst, und du sollst nicht unter anderem Tribun sein, du sollst nur Tribun sein! Das hätte er gar nicht gekonnt, auch wenn er gewollt hätte. Aus diesem Mißverständnisse und Mißverhältnisse erwuchsen ihm Legionen von Feinden, und besonders bei der Entstehung seines unglücklichsten Buches, des Buches über Ludwig Börne, habe ich das ganze innere Geflecht dieses Schicksals in der Nähe betrachten können. Er schrieb dies Buch in der zweiten Hälfte des Jahres 1839, und ich habe das Manuskript wochenlang in Händen gehabt, und täglich und oft stundenlang hab' ich in ihn hineingeredet: er solle es in solcher Gestalt nicht herausgeben, er thue Börne und thue sich unrecht, und all das Schöne darin könne nur richtig erscheinen und wirken, wenn er die persönlichen und politischen Fragen sondre und scheide von der Frage des höchsten Gesichtspunktes. Umsonst! Eben weil er Poet war, konnte er nur dichten, nicht sondern und scheiden, und konnte er die Fragen nur als verschlungenes Gewächs bringen, welchem leider die befangene Zuschauerwelt die getrennten Wurzeln nicht ansehen konnte. Es war denn auch, wie auf jeden eigensinnigen Poeten, kein Einfluß auszuüben auf ihn. Der eigne Sinn ist ja die Kraft des Poeten! Wenn ich ihm die gefährlichsten Stellen des Buches vorlas und die Gefahr derselben auseinandersetzte, so lächelte er, hörte offenbar nur mit halbem Ohre zu und sagte endlich bloß: „Aber ist's nicht schön ausgedrückt?" — „Mag sein, und doch ist's am falschen Orte!" — „Und ist's nicht wahr?" — „Nein, in diesem Zusammenhange ist's nicht wahr!" — „Ah, pardon, in meinem Zusammenhange ist es gründlich wahr; ich kann nicht schreiben, wie die Dinge in Ihnen zusammenhängen, ich kann nicht Ihre Bücher schreiben!"

Man sieht, hier war nicht die geringste Änderung durchzusetzen. Nur in einem Punkte gab er scheinbar nach. Ich behauptete — und die Folge hat meine Behauptung nur zu sehr bestätigt! — das Buch werde mit all seinem Geist und Witz nur den Eindruck persönlicher Feindschaft und verletzender Impietät gegen einen von der ganzen Nation geliebten Toten machen — „der aber mein Feind war", unterbrach er mich, „und Feind dessen, was das Beste in mir ist, Feind meiner größeren Weltanschauung!" — „Mag sein", entgegnete ich, „so muß das Buch seinen Höhepunkt darin zeigen, daß Sie im

Gegensatze zu Börnes bloß politischen Gedanken Ihre höhere Weltanschauung nachdrücklich und schwungvoll entwickeln. Können Sie die persönliche Feindschaft nicht unterdrücken, so müssen Sie einen Berg in dem Buche errichten, neben welchem die persönliche Feindschaft nicht nur in den Schatten tritt, sondern von welchem sie als ein Schatten, als eine Konsequenz erscheint. Dieser Berg allein erfüllt die Form des Buches und bringt das, was jetzt grell erscheint und verletzt, in ein besseres Licht." — „Darin können Sie recht haben", sagte er nach einer Pause, und seinen Hut nehmend, setzte er hinzu: „Ich werde den Berg errichten!" Und nun sagte er täglich, wenn er in der Dämmerungsstunde vor dem Diner zu uns kam, oder wenn wir auf den Boulevards einhergingen im Abendnebel, den er so liebte in der Vergoldung durch Gasflammen, täglich wiederholte er: „Ich baue am Berge!" Und das war sein letztes Wort am Postwagen. Er wollte äußerlich nachgeben, aber nur äußerlich, denn ganz richtig hatte er einmal gesagt: „Wenn der Berg ein wirklicher Berg werden soll, so muß er ein Buch werden, größer als das, in welches er jetzt verlegt werden soll." — „Allerdings!" — „Ich bin aber froh, daß ich mit dem einen Buche fertig bin, ich will ein Lustspiel schreiben." — Kurz, aus Malice sendete er mir mit dem Postwagen einen ganzen Ballen des neuen Buches, und der Berg bestand aus nichts weiterem als den „Briefen aus Helgoland", welche er in das Manuskript hineingeschoben hatte. Sie bildeten aber weit eher ein Thal als einen Berg, denn sie ließen recht geflissentlich die Gedanken in die Julirevolution hinablaufen, und gerade über diese und deren Gedankenwelt hatte er sich neben Börne erheben sollen. Das wußte er so gut und besser als ich. Er spottete meines Rates, wohl wissend, daß ich ihm treu bleiben würde, auch wenn die ganze Welt Zeter schrie. Letzteres geschah, und doch schrieb er mir nie in einer Silbe, daß ich richtig prophezeit, und daß ihm dies eine Buch drei Vierteile seiner Verehrer in zornige Widersacher umgewandelt; ja endlich schrieb er einmal in seiner großartigen „Süffisanz": „Die Klügeren wissen jetzt schon, daß ich in diesem Buche recht habe mit meinen ‚Göttern der Zukunft', welche ich auf meinem Schiffe zu retten hatte, und die anderen werden es später einsehen, falls sie ebenfalls klüger werden."

Heine glaubte, daß sein Werk „neben dem Reiz eines humoristischen Unterhaltungsbuches noch außerdem einen dauerhaft historischen Wert haben" und weit mehr als seine „rein phantastischen Schriften von der positiven Gegenwart goutiert werden" werde. Er betonte wiederholt,

daß er sich in politischer Hinsicht sehr gemäßigt habe, war sich aber doch recht wohl bewußt, daß sein Buch durch die sonstigen Angriffe ein „Skandalbuch“ sei, ein „brüllender Löwe“. Heine wünschte die Zensur ganz zu umgehen, da ihm frühere Werke gar zu arg verstümmelt worden waren, und Campe schien sich auch hierauf einlassen zu wollen. Derselbe entdeckte aber im März 1840, wie es den Anschein hat, in Wandsbeck eine höchst unschuldige Zensorseele, der das gefährliche Manuskript ohne Sorge vorgelegt werden konnte. In der That wurden selbst die Ausfälle gegen den König von Bayern (im 3. Buch), die Heine schon zu opfern gerne bereit war, ruhig stehen gelassen; kein Wort ward gestrichen. Nur einen Kummer hatte der Dichter, nämlich über den von Campe eingesetzten geschmacklosen Titel „Heinrich Heine über Ludwig Börne“. Wir geben hier den von Heine gewünschten und verweisen im übrigen auf die Lesarten. Auch die Widmung an Laube konnte nicht mehr aufgenommen werden; so eignete ihm Heine denn den „Rabbi von Bacherach“ zu, der noch in demselben Jahre erschien (vgl. Bd. IV, S. 446).

Kaum war das Buch an die Öffentlichkeit getreten, so begann schon das Hallo in der Presse. Karl Gutzkow, der soeben selbst eine Lebensbeschreibung Börnes in gerade entgegengesetztem Sinne verfaßt hatte, und der mit Heine bereits zerfallen war, trat zuerst in der Vorrede zu „Börnes Leben“ (Hamburg 1840) mit einer vernichtenden Kritik hervor. Er bemängelte zunächst den (von Campe herrührenden!) Titel des Werkes „Heinrich Heine über Ludwig Börne“, durch den der Verfasser hätte andeuten wollen, daß er über dem gefeierten Nebenbuhler stehe, und diesem Gedanken Ausdruck zu geben, sei eigentlich der Zweck des ganzen Werkes: er, Heine, sei ja doch der Größere! Gutzkow bestreitet, daß die von unserm Dichter angeführten Gespräche Börnes je so gehalten worden sein könnten, obwohl dieser liebenswürdige Mann sich vielleicht hie und da zu der gemeinen Denkweise des talmudisch witzelnden Heine herabgelassen hätte. Besonders garstig sind Gutzkows Worte über die politische Schwenkung Heines: „Ich habe die zahme royalistische Widerrufspolitik des Herrn Heine mit Vergnügen gelesen, denn sie läßt hoffen, daß man die Polizeiaktuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen.“ Mit Hochmut und Oberflächlichkeit urteilt Gutzkow über Heines dichterische Bedeutung ab, tadelt alsdann mit Recht die Ausfälle gegen Börnes Freundin, Frau Wohl, und ergeht sich schließlich in barer Schimpferei. Es ist die Sprache des Hasses, die er im Munde führt, und die ihn gelegentlich zu so beschränkten Äußerungen verleitet,

daß man nicht glaubt, einen bedeutenden Mann reden zu hören. — Schlimmer als Gutzkows Worte waren diejenigen der gewöhnlichen Zeitungsschreiber, die aber zweifellos großenteils von Herrn Straus, dem Gatten der Frau Wohl, und von dessen Genossen angespornt oder gar bezahlt worden waren. Man wundert sich bei dieser Gelegenheit, über welchen Reichtum von Schimpfwörtern die deutsche Sprache verfügt. Es wird da von Tücke, Anmaßung, Feigheit, Schamlosigkeit, Frechheit, Perfidie, Leichtsinn, totaler Unbekanntschaft mit den deutschen Verhältnissen, innerer Verlogenheit, schriftstellerischer Liederlichkeit, Charakterlosigkeit und Hochmut, schamlosen Verdrehungen, ekelhaften Zweideutigkeiten, schreienden Widersprüchen, bodenloser Gemeinheit, erzprosaischer, gemeiner Versündigung, wahnwitziger Eitelkeit, von elender und schmachvoller Gesinnung, zotigen Persönlichkeiten, stinkender Jauche des Witzes u. dgl. m. geredet; der Dichter wird als geschwätziges Waschweib, gesinnungslose Wetterfahne, notorischer Lügner, der nicht wie ein Mann, sondern wie ein Gassenbube streite und der sich selbst den Todesstoß gegeben habe, hingestellt, und das Endurteil über das Schandbuch dieses Pariser Eckenstehers, Heinrich Heine genannt, könne nichts als „Pfui!" sein, ja, der Kritiker der Frankfurter Didaskalia erdreistete sich schon jetzt zu behaupten, daß Heine bereits vor Jahren von Herrn Salomon Straus geohrfeigt worden sei. — Die schier komische Wut dieser Kampfhähne erklärt sich noch leichter, wenn man im Auge behält, daß Heine mit der Person Börnes zugleich eine damals sehr starke Partei angegriffen hatte. Der Kritiker des Mainzer Unterhaltungsblattes erklärt denn auch von seinem Standpunkte aus ganz richtig, daß Börne dem Dichter nur als Sündenbock diene, „um das ganze deutsche Volk zu beleidigen" — denn die Vertreter des Liberalismus hielten sich selbst ja für die auserwählten Hüter und Förderer des Volkes. Aus dem wüsten Lärm dieser Zeitungsstimmen heben wir noch ein Wort hervor, das Beachtung verdient. In der Zeitung für die elegante Welt heißt es nämlich: „Heine hatte ihn [Börne] schon früher in der Gestalt des kleinen Simon [Simson] in Schnabelewopski persifliert; Börne schüttelte still und stumm wie ein Löwe den Mückenstich ab, sein Urteil blieb nach wie vor unerschütterlich über Heines Künstlerwert wie über sein persönliches Treiben." — Ein einziges Blatt zeigte wiederum seine vornehme Überlegenheit, indem es für den vereinsamt kämpfenden Heine eintrat; die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb folgendes:

> Das Büchlein wird die verschiedenartigste Beurteilung finden. Heines Gegner werden ausrufen: er habe sich nie so kompromittiert, nie so zur Wirklichkeit gemacht jene seine nächtlichen Träume, die

er selbst mit den Worten bezeichnet: „ein schrilles Gemisch von Unsinn und Weisheit, eine bunte, vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut schmeckt und nach Orangeblüte riecht“. Seine Freunde dagegen werden laut oder leise bekennen, er habe nie etwas Besseres geschrieben und wohl daran gethan, die Lächerlichkeiten nicht zu schonen, wenn sie ihm in einer Partei begegneten, welche sich als die wahrhafte Repräsentantin Deutschlands in der Hauptstadt Frankreichs gerierte, aber — vom Zufall zusammengeweht aus den heterogensten Elementen — nichts repräsentierte als ihre innere und äußere Zerrissenheit. Indessen werden auch die, welche über Heine am günstigsten urteilen, ihm manche Vorwürfe nicht ersparen können: er liebt es so sehr, die anziehendsten, geistvollsten Stellen durch unmittelbar darauf folgende zu verwischen, in denen der zurückstoßendste Cynismus der Sprache herrscht, es stehen in dem Buche so leichtsinnige Behauptungen (eine schändliche und unverantwortliche, mit der ihn ein Bekannter betrogen zu haben scheint, gegen einen Stuttgarter Schriftsteller von reinster Sittlichkeit und edelstem Streben), es stehen darin so pathetische Selbstlobreden und Protestationen, daß den Kopf schütteln muß, wer dieselben nicht als einen Spaß betrachtet, den Heine mit sich selbst oder der Welt treiben will. Börne wurde nie so treffend geschildert, und doch tritt dem Leser eine verwirrende Menge widersprechender Züge entgegen, an denen Liebe und Haß mit gleichem Eifer gearbeitet haben — der Haß, wie er nur gegen den geübt werden kann, den man einst Freund genannt, die Liebe, die den alten Freund, auch wenn er längst zum Feind geworden, gegen seine Gegner immer mit Wärme, ja Leidenschaft verteidigt. Börne hat bekanntlich nie ein irgend in sich abgeschlossenes Werk geschrieben, nie seine innere Welt in einem ruhigen gesammelten Bilde gespiegelt: vom Tage, von der Stunde eingegeben und bewegt, treten uns seine Rezensionen, seine zerstreuten Blätter und Briefe entgegen, mit allen Aufregungen und Übertreibungen des Augenblicks, die Börnes Leben besonders in Paris begleiteten, während seines einsamen Kampfes auf einer tosenden See, die ihn herüber und hinüber warf, bis er veratmete. So von den Wellen zerrissen, jetzt zur Höhe getragen, jetzt zur Tiefe gezogen, erscheint uns sein Bild. Heine hatte aber unrecht, seine nachklingende gereizte Stimmung in jene Schilderungen mit einzumischen und so der bunten Bretterwelt des Schauspiels, das er vor uns aufführen wollte, den ruhigen Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Trotz all dieser Mängel ist die Schrift eine sehr belehrende; sie

zeichnet mit Witz und Spott eine Menge Pariser Zustände, die man auf diese Weise besser und schärfer als durch die ernsthaftesten politischen Abhandlungen kennen lernt. Man muß sie aber selbst lesen und, um sie ganz unbefangen würdigen zu können, Personen und Dinge selbst gesehen haben. Die Beurteilungen der öffentlichen Blätter werden den Widerspruch der Ansichten darüber nur noch unentwirrbarer machen.

Nachdem der Kritiker zahlreiche bezeichnende Stellen aus Heines Buch hervorgehoben hat, bemerkt er zum Schluß:

Es zeigt zugleich, daß Heine keineswegs blind war für Börnes Vorzüge, während es ihm gestattet sein mußte, dessen Schwächen und Mißgriffe, soweit sie der Öffentlichkeit angehörten, zum mindesten mit derselben Offenheit zu behandeln, mit welcher Börne gegen Heine aufgetreten ist. Liegt in beiden etwas, was über ihre Tage hinausreicht, so konnte Börnes Tod kein Schweigen über ihn gebieten. Man braucht weder der Freund noch der Feind von Börne oder Heine zu sein, um anzuerkennen, daß die Sache Deutschlands eine unendlich höhere ist als das klägliche Treiben, das einige versprengte Deutsche, mit mehr als Einem zweideutigen Polen vereint, in Paris getrieben. Wer will es nach all den Übertreibungen von beiden Seiten Heine verargen, daß er dieses Treiben einmal in seiner Nacktheit gezeichnet? Wir haben in den Eingangsworten nicht verschwiegen, was uns in dem Buche mißfiel; Deutschland hat aber keinen solchen Überfluß an brillanten Talenten, um wegen einzelner Züge, die uns an dem einen oder andern verletzen, gleich ein Verdammungsurteil auszusprechen, als säßen wir mit der Weltgeschichte zu Gericht.

Nachdem das Geschrei der Kritiker endlich zum Schweigen gekommen war, folgte dem lärmenden Ereignis ein Nachspiel, das noch viel größeres Aufsehen erregte. Herr Straus kam nämlich nach Paris und verbreitete von dort die dreiste Behauptung, den Sänger des Buchs der Lieder am 14. Juni 1841 auf der Rue Richelieu vor aller Welt geohrfeigt zu haben. Bezeichnend ist es schon, daß dieser Vorfall bereits am 12. Juni von Paris aus der Mainzer Zeitung gemeldet wurde, während er sich erst am 14. ereignet haben soll. Heine selbst schreibt darüber:

Das ganze Begegnis reduziert sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem Bescheid, daß ich im Begriff sei, nach den Pyrenäen zu reisen, und daß, wenn „man mit mir zu sprechen habe“, man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rück-

kehr warten könne, indem „man schon zwölf Monate mir nichts geschenkt.“ — Dies ist das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, daß ihn kein Augenzeuge zurechtweisen könne, daß nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und daß meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermutigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die Mainzer Zeitung abgedruckt hat... Ich habe es hier mit der Blüte des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun ... — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was soll ich von Zeitungsredaktionen und Korrespondenten sagen, die aus Leichtsinn oder Parteiwut dergleichen Unwesen unterstützen? ...

Außerdem veröffentlichte Heine im Hamburger Korrespondenten, der Hamburger Neuen Zeitung und in der Augsburger Allgemeinen folgende

Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, litterarische Scheelsucht, politische Parteiwut, Misere jeder Art haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemütes als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Mute gegen schnöde Preßbengelei eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Notwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten,

mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der litterarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Prinzipien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieses längst eingesehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der Mainzer Zeitung behauptet wird, ist, ebenso wie die dabei mitgeteilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgend jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eignes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der im Dienste eines listigen Weibes bereits vor einem Jahre mit derselben Schamlosigkeit dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der Mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall hier in den Pyrenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der Leipziger Allgemeinen Zeitung sagen, der jener bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urteil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publizität

angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit ebenso bereitwillig zu fördern.

Cauterets, den 7. Juli 1841. Heinrich Heine.

Die Wahrheit der Behauptung des Herrn Straus wurde alsdann durch einen Dr. med. Schuster, einen Litteraten Rolloff und einen gewissen Hamberg auf Ehre bezeugt; es gelang aber bald, nachzuweisen, daß keiner dieser Ehrenmänner bei dem Vorfall zugegen gewesen war und daher auch keiner etwas bezeugen konnte. Nach endlosen Verhandlungen, bei denen sich Hr. Straus in hohem Grade dem Verdacht der Feigheit aussetzte, kam es endlich am 7. September früh 7 Uhr im Thale von St.-Germain zwischen den beiden Gegnern zum Zweikampf auf Pistolen, bei welchem Heine leicht an der Hüfte verletzt ward, während Straus unverletzt blieb, da Heine absichtlich in die Luft schoß. Nach zahlreichen Zeitungsberichten zu schließen, hatte sich die öffentliche Meinung bei diesem Nachspiel ganz entschieden für unsern Dichter erklärt. Natürlich machte es auch allgemein einen guten Eindruck, daß letzterer acht Tage vor dem Duell seine wilde Ehe zu einer zahmen machte und in seinem Testament Mathilde zur Universalerbin einsetzte.

Alles in allem hatte Heine doch später Ursache, sein Buch über Börne zu bereuen. Die Ausfälle gegen Frau Wohl-Straus widerrief er später selbst in einem Briefe an den Dr. L. Wertheim vom 22. Dezember 1845. Dieser Brief, der bald nach der Abfassung in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt ward, lautet genau nach dem Original wie folgt:

Liebster Doktor!

Ich teile ganz Ihre Ansicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und verwundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiß meinerseits beeifert haben, seiner Frau die bündigste Ehrenerklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Überzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in betreff ihrer zu schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruheten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesamtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die[1] Stellen, welche Madame Straus per-

[1] Zwischen „die“ und „Stellen“ stand zuerst noch „unartigen“, was energisch ausgestrichen worden ist.

sönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerten Dame diese Mitteilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuskripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daß sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation.

Ihr Freund

Paris, den 22. Dezember 1845. Heinrich Heine.

In der That schreibt Heine am 18. März 1852 an Campe, als er seine Wünsche betreffs der Gesamtausgabe äußert: „Es versteht sich von selbst, daß die Stelle, welche sich auf Herrn Straus und seine Gattin bezieht, ausgelassen werde.“ Aber er selbst ist nie zu einer Bearbeitung des „Börne“ gelangt, und da jene Stellen meist mit dem Vorausgehenden oder Folgenden aufs engste verbunden sind und sich also nicht ohne Störung des Textes oder bessernde Eingriffe herausschneiden lassen, so darf auch der Herausgeber keineswegs den Wunsch des Dichters nachträglich ausführen.

Zum Schluß mag hier noch eine Äußerung stehen, die Heine Alfred Meißner gegenüber in Bezug auf das Buch über Börne machte[1]:

Börne war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch, so das, was der Franzose un chien hargneux nennt. Seine „Briefe“ mag ich nicht lesen, Galle ist kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geschrieben, ist wahr, dessenungeachtet gestehe ich, daß ich es nicht geschrieben zu haben wünschte oder es gern wieder zurücknähme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von Anhängern besitzt. Man kämpft da nicht allein gegen diese oder jene Zeile seines Buches, man tadelt dann nicht allein diese oder jene Unart seines Charakters, sondern man greift zugleich damit das ganze Heer seiner Freunde an, und fühlt sich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttausend Besitzer seiner Werke ins Treffen vor. Goethe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eins auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren.

[1] Heinrich Heine. Erinnerungen, S. 79 f.

Erstes Buch.

Es war im Jahr 1815 nach Christi Geburt, daß mir der Name Börne zuerst ans Ohr klang. Ich befand mich mit meinem seligen Vater auf der Frankfurter Messe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umsehe; das sei bildend. Da bot sich mir ein großes Schauspiel. In den sogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, sah ich die Wachsfiguren, wilde Tiere, außerordentliche Kunst- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, sowohl christlichen als jüdischen Magazine, worin man die Waren 10 Prozent unter den Fabrikpreis einkauft und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathaus, den Römer, ließ er mich sehen, wo die deutschen Kaiser gekauft wurden, 10 Prozent unter den Fabrikpreis. Der Artikel ist am Ende ganz ausgegangen. Einst führte mich mein Vater ins Lesekabinett einer der △ oder □ Logen, wo er oft soupierte, Kaffee trank, Karten spielte und sonstige Freimaurerarbeiten verrichtete. Während ich im Zeitungslesen vertieft lag, flüsterte mir ein junger Mensch, der neben mir saß, leise ins Ohr:

„Das ist der Doktor Börne, welcher gegen die Komödianten schreibt!"[1]

Als ich aufblickte, sah ich einen Mann, der, nach einem Journale suchend, mehrmals im Zimmer sich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thür hinausging. So kurz auch sein Verweilen, so blieb mir doch das ganze Wesen des Mannes im Gedächtnisse, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatischer Treue abkonterfeien. Er trug einen schwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte, und blendend weiße Wäsche; aber er trug dergleichen nicht wie

---

[1] Börne war zunächst an der Redaktion des Frankfurter „Staats-Ristretto" thätig, begründete dann die „Zeitschwingen" und gab von 1818 bis 1821 die berühmte „Wage" heraus.

ein Stutzer, sondern mit einer wohlhabenden Nachlässigkeit, wo nicht gar mit einer verdrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daß er sich mit dem Knoten der weißen Krawatte nicht lange vor dem Spiegel beschäftigt, und daß er den Rock gleich angezogen, sobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er schien weder groß noch klein von Gestalt, weder mager noch dick, sein Gesicht war weder rot noch blaß, sondern von einer angeröteten Bläße oder verblaßten Röte, und was sich darin zunächst aussprach, war eine gewisse ablehnende Vornehmheit, ein gewisses Dedain, wie man es bei Menschen findet, die sich besser als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntnis zweifeln. Es war nicht jene geheime Majestät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die sich inkognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionäre, mehr oder minder titanenhafte Mißmut, den man auf den Gesichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, seine Bewegung, sein Gang hatten etwas Sicheres, Bestimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menschen heimlich umflossen von dem Ausstrahlen ihres Geistes? Ahnet unser Gemüt dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht sehen können? Das moralische Gewitter in einem solchen außerordentlichen Menschen wirkt vielleicht elektrisch auf junge, noch nicht abgestumpfte Gemüter, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Katzen wirkt? Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich, ich weiß nicht wie, aber ich vergaß nicht diese Berührung und vergaß nie den Doktor Börne, welcher gegen die Komödianten schrieb.

Ja, er war damals Theaterkritiker und übte sich an den Helden der Bretterwelt. Wie mein Universitätsfreund Dieffenbach[1], als wir in Bonn studierten, überall wo er einen Hund oder eine Katze erwischte, ihnen gleich die Schwänze abschnitt aus purer Schneidelust, was wir ihm damals, als die armen Bestien gar entsetzlich heulten, so sehr verargten, später aber ihm gern verziehen, da ihn diese Schneidelust zu dem größten Operateur Deutschlands machte: so hat sich auch Börne zuerst an Komödianten versucht, und manchen jugendlichen Übermut, den er damals

[1] Johann Friedrich Dieffenbach (1794—1847), 1820 in Bonn Studiengenosse Heines, bedeutender Chirurg, seit 1832 Professor in Berlin.

beging an den Heigeln[1], Weidnern[2], Ursprüngen[2] und dergleichen unschuldigen Tieren, die seitdem ohne Schwänze herumlaufen, muß man ihm zu gute halten für die besseren Dienste, die er später als großer politischer Operateur mit seiner gewetzten Kritik zu leisten verstand.

Es war Varnhagen von Ense, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegnisse den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief und mir Aufsätze des Mannes, namentlich in der „Wage" und in den „Zeitschwingen", zu lesen gab. Der Ton, womit er mir diese Lektüre empfahl, war bedeutsam dringend, und das Lächeln, welches um die Lippen der anwesenden Rahel[3] schwebte, jenes wohlbekannte, rätselhaft wehmütige, vernunftvoll mystische Lächeln, gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel schien nicht bloß auf litterarischem Wege über Börne unterrichtet zu sein, und wie ich mich erinnere, versicherte sie bei dieser Gelegenheit: es existierten Briefe, die Börne einst an eine geliebte Person gerichtet habe, und worin sein leidenschaftlicher hoher Geist sich noch glänzender als in seinen gedruckten Aufsätzen ausspräche[4]. Auch über seinen Stil äußerte sich Rahel und zwar mit Worten, die jeder, der mit ihrer Sprache nicht vertraut ist, sehr mißverstehen möchte; sie sagte: „Börne kann nicht schreiben, ebensowenig wie ich oder Jean Paul". Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, sozusagen die Redaktion der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redeteile, kurz jene Kunst des Periodenbaues, den sie sowohl bei Goethe wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte, und worüber wir damals fast täglich die fruchtbarsten Debatten führten. Die heutige Prosa, was ich hier beiläufig bemerken will, ist nicht ohne viel Versuch, Beratung, Widerspruch und Mühe geschaffen worden. Rahel liebte vielleicht Börne um so mehr, da sie ebenfalls

---

[1] Wahrscheinlich ist Karl Heigel gemeint, der seit 1804 Schauspieldirektor in Frankfurt war.

[2] Julius Weidner, Regisseur und Schauspieler des Frankfurter Theaters, als Darsteller von Tyrannen und Intriganten geschätzt. — Über Ursprung enthalten die Werke über Theatergeschichte keine Angaben

[3] Vgl. Bd. IV, S. 19 f.

[4] Börne, der unter der Leitung des jüdischen Arztes Markus Herz in das Studium der Medizin eingeführt wurde, ward von leidenschaftlicher Liebe zu dessen schöner Frau Henriette ergriffen; vgl. „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz" (Leipzig 1861).

zu jenen Autoren gehörte, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Anregung, in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen: Bacchanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte sie dennoch die größte Bewunderung für jene besonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Denken, Fühlen und Anschauen, abgelöst von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichsam plastisch darzustellen wissen. Ungleich jener großen Frau, hegte Börne den engsten Widerwillen gegen dergleichen Darstellungsart; in seiner subjektiven Befangenheit begriff er nicht die objektive Freiheit, die goethische Weise, und die künstlerische Form hielt er für Gemütlosigkeit: er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt.

Indem ich hier antizipierend von dem Widerwillen rede, welchen die goethische Darstellungsart in Börne aufregte, lasse ich zugleich erraten, daß die Schreibart des letztern schon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es ist nicht meines Amtes, die Mängel dieser Schreibweise aufzudecken, auch würde jede Andeutung über das, was mir an diesem Stile am meisten mißfiel, nur von den wenigsten verstanden werden. Nur so viel will ich bemerken, daß, um vollendete Prosa zu schreiben, unter andern auch eine große Meisterschaft in metrischen Formen erforderlich ist. Ohne solche Meisterschaft fehlt dem Prosaiker ein gewisser Takt, es entschlüpfen ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäsuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede statthaft sind, und es entsteht ein geheimer Mißlaut, der nur wenige, aber sehr feine Ohren verletzt.

Wie sehr ich aber auch geneigt war, an der Außenschale, an dem Stile, Börnes zu mäkeln und namentlich, wo er nicht beschreibt, sondern räsoniert, die kurzen Sätze seiner Prosa als eine kindische Unbeholfenheit zu betrachten: so ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern seiner Schriften, die reichlichste Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der sich durchgängig darin aussprach, und seitdem verlor ich den Verfasser nicht mehr aus dem Gedächtnis. Man hatte mir gesagt, daß er noch immer zu Frankfurt lebte, und als ich mehre Jahre später, Anno 1827, durch diese Stadt reisen mußte, um mich nach München zu begeben, hatte

ich mir bestimmt vorgenommen, dem Doktor Börne in seiner Behausung meinen Besuch abzustatten. Dieses gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlsuchen; überall, wo ich mich nach ihm erkundigte, sah man mich ganz befremdlich an, und man schien in seinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen oder sich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieser oder jener große Mann lebt, unwillkürlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer sogar von seinem Ruhme bestrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt selbst anlangen und den großen Mann wirklich darin aufsuchen wollen und ihn erst lange erfragen müssen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So sieht der Reisende schon in weitester Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild selbst, so verschwindet derselbe wieder seinen Blicken, und erst hin- und herwandernd durch viele krumme und enge Sträßchen, kommt der große Turmbau wieder zum Vorschein, in der Nähe von gewöhnlichen Häusern und Butiken, die ihn schier verborgen halten.

Als ich bei einem kleinen Brillenhändler nach Börne frug, antwortete er mir mit pfiffig wiegendem Köpfchen: „Wo der Doktor Börne wohnt, weiß ich nicht, aber Madame Wohl wohnt auf dem Wollgraben“. Eine alte rothaarige Magd, die ich ebenfalls ansprach, gab mir endlich die erwünschte Auskunft, indem sie vergnügt lachend hinzusetzte: „Ich diene ja bei der Mutter von Madame Wohl“.

Ich hatte Mühe, den Mann wiederzuerkennen, dessen früheres Aussehen mir noch lebhaft im Gedächtnisse schwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und stolzer Verdüsterung. Ich sah jetzt ein zufriedenes Männchen, sehr schmächtig, aber nicht krank, ein kleines Köpfchen mit schwarzen glatten Härchen, auf den Wangen sogar ein Stück Röte, die lichtbraunen Augen sehr munter, Gemütlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein gestricktes Kamisölchen von grauer Wolle, welches, eng anliegend wie ein Ringenpanzer, ihm ein drollig märchenhaftes Ansehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten, und wir gerieten ins vertraulichste Gespräch. Wovon wir zuerst redeten? Wenn Köchinnen zusammenkommen, sprechen sie von ihrer Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammenkommen,

sprechen sie von ihren Verlegern. Unsere Konversation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich nach einigen gebräuchlichen Klagen die guten Eigenschaften des letzteren eingestand, vertraute mir Börne, daß er mit einer Herausgabe seiner sämtlichen Schriften schwanger gehe und für dieses Unternehmen sich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe versichern, daß er kein gewöhnlicher Buchhändler sei, der mit dem Edlen, Schönen, Großen nur Geschäfte machen und eine gute Konjunktur benutzen will, sondern daß er manchmal das Große, Schöne, Edle unter sehr ungünstigen Konjunkturen druckt und wirklich sehr schlechte Geschäfte damit macht. Auf solche Worte horchte Börne mit beiden Ohren, und sie haben ihn späterhin veranlaßt, nach Hamburg zu reisen und sich mit dem Verleger der „Reisebilder" über eine Herausgabe seiner sämtlichen Schriften zu verständigen[1].

Sobald die Verleger abgethan sind, beginnen die wechselseitigen Komplimente zwischen zwei Schriftstellern, die sich zum ersten Male sprechen. Ich übergehe, was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte, und erwähne nur den leisen Tadel, den er bisweilen in den schäumenden Kelch des Lobes eintröpfeln ließ. Er hatte nämlich kurz vorher den zweiten Teil der „Reisebilder" gelesen und vermeinte, daß ich von Gott, welcher doch Himmel und Erde erschaffen und so weise die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz, hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein sterblicher Despot gewesen, mit übertriebener Ehrfurcht gesprochen habe. Der Deist und Liberale trat mir also schon merkbar entgegen. Er schien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewußt den größten Respekt vor ihm in der Seele trug. Es verdroß ihn, daß die Fürsten sein Standbild von der Vendomesäule so ungroßmütig herabgerissen.

„Ach!" rief er mit einem bittern Seufzer: „ihr konntet dort seine Statue getrost stehen lassen; ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inschrift ‚18ter Brumaire' daran zu befestigen, und die Vendomesäule wäre seine verdiente Schandsäule geworden! Wie liebte ich diesen Mann bis zum 18ten Brumaire, noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan, als er aber die Stufen des Thrones erstieg, sank er immer tiefer im Werte; man konnte von ihm sagen: er ist die rote Treppe hinaufgefallen!

„Ich habe noch diesen Morgen", setzte Börne hinzu, „ihn be=

[1] Börnes Schriften erschienen 1829 ff. bei Hoffmann und Campe.

wundert, als ich in diesem Buche, das hier auf meinem Tische liegt" — er zeigte auf Thiers' Revolutionsgeschichte — „die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobentzel[1] hat und im Eifer des Gesprächs das Porzellan zerschlägt, das Kobentzel einst von der Kaiserin Katharina erhalten und gewiß sehr liebte. Dieses zerschlagene Porzellan hat vielleicht den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobentzel dachte gewiß: mein Kaiser hat so viel Porzellan, und das gibt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriete: das beste ist, wir machen mit ihm Friede. Wahrscheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzellanservice von Kobentzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzellan, und nicht bloß die Kaffeekannen und Tassen, sondern auch die chinesischen Pagoden, sie nickten mit den Köpfen vielleicht hastiger als je, und der Friede wurde ratifiziert. In Bilderläden sieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er auf bäumendem Roß den Simplon[2] besteigt, wie er mit hochgeschwungener Fahne über die Brücke von Lodi[3] stürmt u. s. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, so würde ich ihn darstellen, wie er das Service von Kobentzel zerschlägt. Das war seine erfolgreichste That. Jeder König fürchtete seitdem für sein Porzellan, und gar besondere Angst überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzellanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebster Heine, wie man durch den Besitz von schönem Porzellan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einst so wild war, als ich wenig Gepäck hatte und gar kein Porzellan. Mit dem Besitztum, und gar mit gebrechlichem Besitztum kommt die Furcht und die Knechtschaft. [4]Ich habe mir leider vor kurzem ein schönes Theeservice angeschafft — die Kanne war so lockend prächtig vergoldet — auf der Zuckerdose war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende,

---

[1] Johann Ludwig Joseph, Graf von Cobenzl (1753—1809), österreichischer Staatsmann, verhandelte 1797 zu Udine mit Bonaparte und unterzeichnete 17. Oktober den Frieden von Campo Formio. Er war ein entschiedener Gegner der durch die französische Revolution verbreiteten Ideen.

[2] Heine denkt wohl an die berühmte Überschreitung des Großen Sankt Bernhard, im Mai 1800, infolge deren sich Napoleon veranlaßt sah, die Erbauung der Simplonstraße anzuordnen.

[3] Am 10. Mai 1796.

[4] Vgl. hierzu die Darstellung Bd. III, S. 560 f.

die sich schnäbeln — auf der einen Tasse der Katharinenturm, auf einer andern die Konstablerwache, lauter vaterländische Gegenden auf den übrigen Tassen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daß ich in meiner Dummheit nicht zu frei schreibe und plötzlich flüchten müßte. — Wie könnte ich in der Geschwindigkeit all diese Tassen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten sie zerbrochen werden, und zurücklassen möchte ich sie in keinem Falle. Ja wir Menschen sind sonderbare Käuze! Derselbe Mensch, der vielleicht Ruhe und Freude seines Lebens, ja das Leben selbst aufs Spiel setzen würde, um seine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Tassen verlieren und wird ein schweigender Sklave, um seine Theekanne zu konservieren. Wahrhaftig, ich fühle, wie das verdammte Porzellan mich im Schreiben hemmt, ich werde so milde, so vorsichtig, so ängstlich .... Am Ende glaub' ich gar, der Porzellanhändler war ein östreichischer Polizeiagent, und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, deshalb war es so wohlfeil, und der Mann war so beredsam. Ach! die Zuckerdose mit dem ehelichen Glück war eine so süße Lockspeise! Ja, je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahrscheinlicher wird mir der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm nicht im mindesten, daß man mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unwirsch; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir unausstehlich. Da ist aber unser Frankfurter Senat — —"

Ich habe meine Gründe, den Mann nicht weiter sprechen zu lassen, und bemerke nur, daß er am Ende seiner Rede mit gutmütigem Lachen ausrief:

„Aber noch bin ich stark genug, meine Porzellanfesseln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, die schöne vergoldete Theekanne fliegt zum Fenster hinaus mitsamt der Zuckerdose und dem ehelichen Glück und dem Katharinenturm und der Konstablerwache und den vaterländischen Gegenden, und ich bin dann wieder ein freier Mann, nach wie vor!"

Börnes Humor, wovon ich eben ein sprechendes Beispiel gegeben, unterschied sich von dem Humor Jean Pauls dadurch, daß letzterer gern die entferntesten Dinge ineinander rührte, während jener, wie ein lustiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantasie des konfusen Polyhistors von Bai=

reuth in der Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenstiefeln alle Weltgegenden durchschweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge, und die Gegenstände, die ihn beschäftigten, lagen alle in seinem räumlichen Gesichtskreis. Er besprach das Buch, das er eben gelesen, das Ereignis, das eben vorfiel, den Stein, an den er sich eben gestoßen, Rothschild, an dessen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil residiert, und den er ebenfalls an Ort und Stelle hassen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich sage Anfänge, nicht Ursachen; denn wenn auch der Umstand, daß Frankfurt ihre gemeinschaftliche Vaterstadt war, Börnes Aufmerksamkeit zunächst auf Goethe lenkte, so war doch der Haß, der gegen diesen Mann in ihm brannte und immer leidenschaftlicher entloderte, nur die notwendige Folge einer tiefen, in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Scheelsucht, sondern ein uneigennütziger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, sich in allen Geschichten des Menschengeschlechts kundgibt und am grellsten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der judäische Spiritualismus gegen hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird: der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel[1] war eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, daß jemand gekommen sei, der den Mut zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Respekt", setzte er naiv hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, der hat Mut, der ist ein ehrlicher Mann und ein Gelehrter; den müssen Sie kennen lernen, an dem werden wir noch viele Freude erleben; der hat viel Kourage, der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter! An dem Goethe ist gar nichts, er ist eine Memme, ein serviler Schmeichler und ein Dilettant."

Auf dieses Thema kam er oft zurück; ich mußte ihm versprechen, in Stuttgart den Menzel zu besuchen, und er schrieb mir gleich zu diesem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn

---

[1] „Die deutsche Litteratur" (Stuttgart 1827, 2 Bde.). Vgl. Heines Besprechung des Werkes (im vorliegenden Bande).

nocheifrig hinzusetzen: „Der hat Mut, außerordentlich viel Kourage, der ist ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!"

Wie in seinen Äußerungen über Goethe, so auch in seiner Beurteilung anderer Schriftsteller verriet Börne seine nazarenische Beschränktheit. Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks „jüdisch" noch „christlich" zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden" und „Christen" sind für mich ganz sinnverwandte Worte im Gegensatz zu „Hellenen", mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborne als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. So gab es Hellenen in deutschen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theseus abstammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Christen, kann man hier mit Recht sagen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüte, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrtum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen, und der von der Passionssucht der früheren Christen so wenig verschieden ist. In seiner spätern Zeit wendete sich Börne sogar zum historischen Christentum, er sank fast in den Katholizismus, er fraternisierte mit dem Pfaffen Lamennais[1] und verfiel in den widerwärtigsten Kapuzinerton, als er sich einst über einen Nachfolger Goethes, einen Pantheisten von der heitern Observanz[2], öffentlich aussprach. — Psychologisch merkwürdig ist die Untersuchung, wie in Börnes Seele allmählich das eingeborene Christentum emporstieg, nachdem es lange niedergehalten worden von seinem scharfen Verstand und seiner Lustigkeit. Ich sage Lustigkeit, gaité, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewisse springende gute Laune, eine

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 558.

[2] Heine meint wohl sich selbst.

witzige eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich kapriziös, gar süß, auch glänzend, worauf aber bald eine starre Gemütsvertrübung folgt: es fehlt ihnen die Majestät der Genußseligkeit, die nur bei bewußten Göttern gefunden wird.

Ist aber in unserem Sinne kein großer Unterschied zwischen Juden und Christen, so existiert dergleichen desto herber in der Weltbetrachtung Frankfurter Philister; über die Mißstände, die sich daraus ergeben, sprach Börne sehr viel und sehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zuliebe in der freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Versprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu schenken, er ließ mich nicht mehr von sich, und ich mußte mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde besuchen, auch Freundinnen, z. B. Madame Wohl auf dem Wollgraben. Diese Madame Wohl auf dem Wollgraben ist die bekannte Freiheitsgöttin, an welche späterhin die Briefe aus Paris adressiert wurden. Ich sah eine magere Person, deren gelblichweißes, pockennarbiges Gesicht einem alten Matzekuchen glich. Trotz ihrem Äußern, und obgleich ihre Stimme kreischend war wie eine Thüre, die sich auf rostigen Angeln bewegt, so gefiel mir doch alles, was die Person sagte; sie sprach nämlich mit großem Enthusiasmus von meinen Werken. Ich erinnere mich, daß sie ihren Freund in große Verlegenheit setzte, als sie ausplaudern wollte, was er ihr bei unserm Eintritt ins Ohr geflüstert; Börne ward rot wie ein Mädchen, als sie trotz seiner Bitten mir verriet, er habe sich geäußert: mein Besuch sei für ihn eine größere Ehre, als wenn ihn Goethe besucht hätte. Wenn ich jetzt bedenke, wie schlecht er schon damals von Goethe dachte, so darf ich mir jene Äußerung nicht als ein allzu großes Kompliment anrechnen.

Über das Verhältnis Börnes zu der erwähnten Dame erfuhr ich damals ebenso wenig Bestimmtes wie andere Leute. Auch war es mir gleichgültig, ob jenes Verhältnis warm oder kühl, feucht oder trocken war. Die böse Welt behauptete, Herr Börne säße bei Madame Wohl auf dem Wollgraben so recht in der Wolle; die ganz böse Welt zischelte: es herrsche zwischen beiden nur eine abstrakte Seelenverbindung, ihre Liebe sei platonisch.

Was mich betrifft, so interessiert mich bei ausgezeichneten Leuten der Gegenstand ihrer Liebesgefühle immer weniger als das Gefühl der Liebe selbst. Letzteres aber — das weiß ich — muß bei Börne sehr stark gewesen sein. Wie später bei der Lektüre sei-

ner gesammelten Schriften, so schon in Frankfurt durch manche hingeworfene Äußerung merkte ich, daß Börne zu verschiedenen Jahrzeiten seines Lebens von den Tücken des kleinen Gottes weidlich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eifersucht weiß er viel zu sagen, wie denn überhaupt die Eifersucht in seinem Charakter lag und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erscheinungen durch die gelbe Lupe des Mißtrauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daß Börne zu verschiedenen Zeiten seines Lebens von Liebesleiden heimgesucht worden. —

„Ach", seufzte er einmal wie aus der Tiefe schmerzlicher Erinnerungen, „in spätern Jahren ist diese Leidenschaft noch weit gefährlicher als in der Jugend. Man sollte es kaum glauben, da sich doch mit dem Alter auch unsere Vernunft entwickelt hat und diese uns unterstützen könnte im Kampfe mit der Leidenschaft. Saubere Unterstützung! Merken Sie sich das: die Vernunft hilft uns nur jene kleinen Kapricen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber sobald sich eine große wahre Leidenschaft unseres Herzens bemächtigt hat und unterdrückt werden soll wegen des positiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hülfe, ja, die Kanaille, sie wird alsdann sogar eine Bundesgenossin des Feindes, und anstatt unsere materiellen oder moralischen Interessen zu vertreten, leiht sie dem Feinde, der Leidenschaft, alle ihre Logik, alle ihre Syllogismen, alle ihre Sophismen, und dem stummen Wahnsinn liefert sie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie sie ist, schlägt sich die Vernunft immer zur Partei des Stärkern, zur Partei der Leidenschaft, und verläßt sie wieder, sobald die Force derselben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Gesetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt sie alsdann die Gefühle, die sie kurz vorher so eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenschaft immer der Sprache der Vernunft, und ist die Leidenschaft erloschen, so mißtrauen Sie ihr ebenfalls, und seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Herz!"

Nachdem Börne mir Madame Wohl auf dem Wollgraben gezeigt, wollte er mich auch die übrigen Merkwürdigkeiten Frankfurts sehen lassen, und vergnügt, im gemütlichsten Hundetrapp, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Ansehen gab ihm sein kurzes Mäntelchen und sein weißes Hütchen, welches zur Hälfte mit einem schwarzen Flor umwickelt war. Der schwarze Flor bedeutete den Tod seines Va=

ters, welcher ihn bei Lebzeiten sehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne schien damals die angenehmen Empfindungen solcher Glücksveränderungen noch in sich zu tragen und überhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu stehen. Er klagte sogar über seine Gesundheit, d. h. er klagte, er werde täglich gesünder und mit der zunehmenden Gesundheit schwänden seine geistigen Fähigkeiten. „Ich bin zu gesund und kann nichts mehr schreiben", klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernst, denn bei solchen Naturen ist das Talent abhängig von gewissen krankhaften Zuständen, von einer gewissen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweise steigert, und die mit der eintretenden Gesundheit wieder verschwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit kuriert", sagte Börne von seinem Arzte, zu welchem er mich führte, und in dessen Haus ich auch mit ihm speiste.

Die Gegenstände, womit Börne in zufällige Berührung kam, gaben seinem Geiste nicht bloß die nächste Beschäftigung, sondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung seines Geistes, und mit ihrem Wechsel stand seine gute oder böse Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, so empfing Börnes Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenständen, denen er auf seinem Weg begegnete. Der Anblick schöner Gartenanlagen oder eine Gruppe schäkernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichsam Rosenlichter über Börnes Seele, und der Widerschein derselben gab sich kund in sprühenden Witzen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, schienen die schwarzen Häuser ihre finstern Schatten in sein Gemüt zu gießen.

„Betrachten Sie diese Gasse", sprach er seufzend, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menschen sind tot, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widersprechen, wenn unsere verrückten Poeten und noch verrücktern Historiker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken lassen; aber wo die toten Menschen schweigen, da sprechen desto lauter die lebendigen Steine."

In der That, die Häuser jener Straße sahen mich an, als wollten sie mir betrübsame Geschichten erzählen, Geschichten, die man wohl weiß, aber nicht wissen will oder lieber vergäße, als daß man sie ins Gedächtnis zurückriefe. So erinnere ich mich noch eines giebelhohen Hauses, dessen Kohlenschwärze um so greller hervorstach, da unter den Fenstern eine Reihe kreideweißer

Talglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit rostigen Eisenstangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzurieseln schien, und aus dem Innern tönte ein höchst sonderbarer, näselnder Gesang. Die gebrochene Stimme schien die eines alten Mannes, und die Melodie wiegte sich in den sanftesten Klagelauten, die allmählich bis zum entsetzlichsten Zorne anschwollen. „Was ist das für ein Lied?" frug ich meinen Begleiter. „Es ist ein gutes Lied", antwortete dieser mit einem mürrischen Lachen, „ein lyrisches Meisterstück, das im diesjährigen Musenalmanach schwerlich seinesgleichen findet... Sie kennen es vielleicht in der deutschen Übersetzung: wir saßen an den Flüssen Babels, unsere Harfen hingen an den Trauerweiden u. s. w.[1] Ein Prachtgedicht! und der alte Rabbi Chayim singt es sehr gut mit seiner zittrigen, abgemergelten Stimme; die Sontag[2] sänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit so viel Ausdruck, mit so viel Gefühl... Denn der alte Mann haßt noch immer die Babylonier und weint noch täglich über den Untergang Jerusalems durch Nebukadnezar... Dieses Unglück kann er gar nicht vergessen, obgleich so viel Neues seitdem passiert ist und noch jüngst der zweite Tempel durch Titus, den Bösewicht, zerstört worden. Ich muß Ihnen nämlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein Delicium generis humani, er hält ihn für einen Bösewicht, den auch die Rache Gottes erreicht hat . . . Es ist ihm nämlich eine kleine Mücke in die Nase geflogen, die, allmählich wachsend, mit ihren Klauen in seinem Gehirn herumwühlte und ihm so grenzenlose Schmerzen verursachte, daß er nur dann einige Erholung empfand, wenn in seiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Ambosse loshämmerten. Das ist sehr merkwürdig, daß alle Feinde der Kinder Israel ein so schlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukadnezar gegangen ist, wissen Sie, er ist in seinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras essen müssen[3]. Sehen Sie den persischen Staatsminister Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Susa, in der Hauptstadt?[4] Und Antiochus, der König von Sy-

[1] Psalm 134, 1—2: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind."

[2] Vgl. Bd. I, S. 426; Bd. II, S. 184 (oben).

[3] Vgl. Buch Daniel, Kap. 4, und Bd. IV, S. 157 dieser Ausgabe.

[4] Vgl. Buch Esther, Kap. 7.

rien[1], ist er nicht bei lebendigem Leibe verfault, durch die Läusesucht? Die spätern Bösewichter, die Judenfeinde, sollten sich in acht nehmen... Aber was hilft's, es schreckt sie nicht ab, das furchtbare Beispiel, und dieser Tage habe ich wieder eine Broschüre gegen die Juden gelesen von einem Professor der Philosophie[2], der sich Magis amica nennt. Er wird einst Gras essen, ein Ochs ist er schon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachsenfingen beleidigt, und Läuse hat er gewiß auch schon wie der Antiochus. Am liebsten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikanischen Küste. Ich habe nämlich jüngst gelesen, daß die Mahometaner, die dort wohnen, sich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Christen, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sklaven zu behandeln. Sie verteilen unter sich diese Unglücklichen und benutzen jeden derselben nach seinen Fähigkeiten. So hat nun jüngst ein Engländer, der jene Küsten bereiste, dort einen deutschen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sklave geworden, aber zu gar nichts anderem zu gebrauchen war, als daß man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nämlich zur theologischen Fakultät. Ich wünsche nun, der Doktor Magis amica käme in eine solche Lage; wenn er auf seinen Eiern drei Wochen unaufstehlich sitzen müßte (sind es Enteneier, sogar vier Wochen), so kämen ihm gewiß allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünscht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Christen herabwürdigt und sogar einen Doktor der Theologie bis zur Bruthenne entmenscht... Die Hühner, die er ausgebrütet, werden sehr tolerant schmecken, besonders wenn man sie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt."

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterster Fülle losließ, als wir auf unserer Wanderung im Weichbilde Frankfurts dem Hause vorübergingen, wo der Bundestag seine Sitzungen hält. Die Schild-

---

[1] Vgl. 2. Makkabäer, 9, 9—10.

[2] Aufsehen machte zu jener Zeit die 1816 erschienene Schrift des Professors der Philosophie Jakob Friedrich Fries in Jena: „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden".

wache hielt ihr Mittagsschläfchen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Fliesen der Fenster ihre friedlichen Nester gebaut, flogen seelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; sie war sehr abergläubisch.

Von der Ecke der Schnurgasse bis zur Börse mußten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier versammelt sich der edle Handelsstand und schachert und mauschelt... Was wir nämlich in Norddeutschland Mauscheln nennen, ist nichts anders als die eigentliche Frankfurter Landessprache, und sie wird von der unbeschnittenen Population ebenso vortrefflich gesprochen wie von der beschnittenen. Börne sprach diesen Jargon sehr schlecht, obgleich er, ebenso wie Goethe, den heimatlichen Dialekt nie ganz verleugnen konnte. Ich habe bemerkt, daß Frankfurter, die sich von allen Handelsinteressen entfernt hielten, am Ende jene Frankfurter Aussprache, die wir, wie gesagt, in Norddeutschland Mauscheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgasse, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir sahen nämlich einen Rudel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübsche Jungen mit rosigen Gesichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Respekt", — rief Börne, — „weit mehr Respekt habe ich für diese Buben als für ihre erwachsenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten Punischen Krieg, und er ist begeistert für Hannibal, und als man ihm heute erzählte, wie der große Karthager schon als Knabe den Römern Rache schwur .. ich wette, da hat sein kleines Herz mitgeschworen ... Haß und Untergang dem bösen Rom! Halte deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder. Ich möchte ihn küssen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der so pfiffig hübsch aussieht, denkt vielleicht an den Mithridates und möchte ihn einst nachahmen ... Das ist auch gut, ganz gut, und du bist mir willkommen. Aber, Bursche, wirst du auch Gift schlucken können wie der alte König des Pontus?[1] Übe dich frühzeitig. Wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht bloß plumpen Arsenik, sondern auch einschläferndes phan-

---

[1] Mithridates, König von Pontos, geb. 132 v. Chr , der mächtige, durch Sulla und Pompejus besiegte Gegner der Römer, nahm sich, als schließlich seine Unterthanen ihm den Gehorsam verweigerten und einen Aufstand erhoben, selbst das Leben (63).

tastisches Opium, und gar das schleichende Aquatofana[1] der Verleumdung! Wie gefällt Ihnen der Knabe, der so lange Beine hat und ein so unzufrieden aufgestülptes Näschen? Den jückt es vielleicht, ein Catilina zu werden, er hat auch lange Finger, und er wird einmal den Ciceros unserer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, sich mit langen schlechten Reden zu blamieren. Der dort, der arme kränkliche Bub, möchte gewiß weit lieber die Rolle des Brutus spielen . . . Armer Junge, du wirst keinen Cäsar finden und mußt dich begnügen, einige alte Perücken mit Worten zu erstechen, und wirst dich endlich nicht in dein Schwert, sondern in die Schellingsche Philosophie[2] stürzen und verrückt werden! Ich habe Respekt für diese Kleinen, die sich den ganzen Tag für die hochherzigsten Geschichten der Menschheit interessieren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Interesse fühlen und an Kaffeebohnen und Kochenille und Manufakturwaren denken! Ich hätte nicht übel Lust, dem kleinen Brutus dort eine Tüte mit Zuckerkringeln zu kaufen . . . Nein, ich will ihm lieber Branntewein zu trinken geben, damit er klein bleibe . . . Nur solange wir klein sind, sind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmütig, ganz heroisch . . . Mit dem wachsenden Leib schrumpft die Seele immer mehr ein . . . Ich fühle es an mir selber . . . Ach, ich bin ein großer Mann gewesen, als ich noch ein kleiner Junge war!"

Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiserburg hinaufführen, um dort die Goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe sie noch nie gesehen", seufzte er, „und seit meiner Kindheit hegte ich immer eine geheime Sehnsucht nach dieser Goldnen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichste Vorstellung davon, und ich hielt sie für eine Kuh mit goldnen Hörnern; später bildete ich mir ein, es sei ein Kalb, und erst als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daß sie nämlich nur eine alte Haut sei, ein nichtsnützig Stück Pergament, worauf geschrieben steht, wie Kaiser und Reich sich einander wechselseitig verkauften. Nein, laßt uns diesen miserabelen Kontrakt, wodurch Deutschland zu Grunde ging, nicht betrachten; ich will sterben, ohne die Goldne Bulle gesehen zu haben."

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 338 f.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 282 ff; Bd. V, S. 293 f.

Ich übergehe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildesten und schmerzlichsten Gedanken, die in Börnes Seele lauerten, hervorzurufen; dieses Thema war Deutschland und der politische Zustand des deutschen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war seine ganze Liebe.

Als wir denselben Abend wieder durch die Judengasse gingen und das Gespräch über die Insassen derselben wieder anknüpften, sprudelte die Quelle des Börneschen Geistes um so heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düsteren Anblick gewährte, jetzt aufs fröhlichste illuminiert war und die Kinder Israel an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr lustiges Lampenfest feierten. Dieses ist einst gestiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makkabäer über den König von Syrien so heldenmütig erfochten haben[1].

„Sehen Sie", sagte Börne, „das ist der 18te Oktober der Juden, nur daß dieser makkabäische 18te Oktober mehr als zwei Jahrtausende alt ist und noch immer gefeiert wird, statt daß der Leipziger 18te Oktober noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergessenheit geraten. Die Deutschen sollten bei der alten Madame Rothschild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie hier, in diesem kleinen Hause wohnt die alte Frau, die Lätitia, die so viele Finanzbonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will und heute wegen des großen Freudenfestes ihre Fenster mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und seine Brüder ebenso tapfer und heldenmütig das Vaterland befreiten wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau diese Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und sie erinnert sich mit wehmütiger Wonne jener jüngeren Zeit, wo der selige Meyer Amschel Rothschild[2], ihr teurer Gatte, das

---

[1] Das Weihe- oder Lichterfest (Chanukka) dauert acht Tage lang und beginnt am 25. des Monats Kislev (vgl. 1. Makkabäer, Kap. 4).

[2] Mayer Anselm Rothschild (1743–1812) hatte 5 Söhne, von denen der älteste das Stammgeschäft in Frankfurt übernahm, während

Lampenfest mit ihr feierte und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten und in kindischer Lust darüber hin- und hersprangen, wie es Brauch und Sitte ist in Israel!

„Der alte Rothschild“, fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynastie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Es war ein mildthätiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beständig umgab ihn wie ein Hofstaat ein Haufen armer Leute, denen er Almosen erteilte oder mit gutem Rat zusprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten und vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebreiche Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen. Ich bin fest überzeugt, diesem Rothschildschen Segen verdanke ich es, daß späterhin, obgleich ich ein deutscher Schriftsteller wurde, doch niemals das bare Geld in meiner Tasche ganz ausging.“

Ich kann nicht umhin, hier die Zwischenbemerkung einzuschalten, daß Börne immer im behaglichen Wohlstande lebte und sein späterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbissenen Ingrimm der eigenen Armut beizumessen war. Obgleich er selber reich war, ich sage reich, nach dem Maßstabe seiner Bedürfnisse, so hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf seinem Haupte ruhte, so haßte er doch die Söhne, Meyer Amsel Rothschilds Söhne.

Wie weit die persönlichen Eigenschaften dieser Männer zu jenem Hasse berechtigen, will ich hier nicht untersuchen; es wird an einem anderen Orte ausführlich geschehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daß unsere deutschen Freiheitsprediger ebenso ungerecht wie thöricht handeln, wenn sie das Haus

---

die vier anderen die Häuser in Wien, Paris, London und Neapel begründeten.

Rothschild wegen seiner politischen Bedeutung, wegen seiner Einwirkung auf die Interessen der Revolution, kurz, wegen seines öffentlichen Charakters mit so viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es gibt keine stärkere Beförderer der Revolution als eben die Rothschilde ... und was noch befremdlicher klingen mag: diese Rothschilde, die Bankiers der Könige, diese fürstlichen Seckelmeister, deren Existenz durch einen Umsturz des europäischen Staatensystems in die ernsthaftesten Gefahren geraten dürfte, sie tragen dennoch im Gemüte das Bewußtsein ihrer revolutionären Sendung. Namentlich ist dieses der Fall bei dem Manne, der unter dem scheinlosen Namen Baron James[1] bekannt ist, und in welchem sich jetzt, nach dem Tode seines erlauchten Bruders von England, die ganze politische Bedeutung des Hauses Rothschild resümiert. Dieser Nero der Finanz, der sich in der Rue Laffitte seinen goldenen Palast erbauet hat und von dort aus als unumschränkter Imperator die Börsen beherrscht, er ist, wie weiland sein Vorgänger, der römische Nero, am Ende ein gewaltsamer Zerstörer des bevorrechteten Patriziertums und Begründer der neuen Demokratie. Einst, vor mehren Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz famillionär, wie Hirsch Hyazynth sagen würde[2], in den Straßen von Paris umherflanierten, setzte mir Baron James ziemlich klar auseinander: wie eben er selber durch sein Staatspapierensystem für den gesellschaftlichen Fortschritt in Europa überall die ersten Bedingnisse erfüllt, gleichsam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen" — sagte er mir — „gehört ein Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die sich mit diesen Dingen gemeinsam zu beschäftigen haben. Dergleichen Menschen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes und waren deshalb nie ganz frei, sondern immer an einen entfernten Grundbesitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefesselt; jetzt aber gewährt das Staatspapierensystem diesen Menschen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können sie von den Zinsen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens, geschäftlos leben, und sie ziehen sich zusammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptstädte. Von

---

[1] Baron James Rothschild (1792—1868), Chef des Pariser Hauses; mit Heine gut bekannt.

[2] Vgl. Bd. III, S. 323.

welcher Wichtigkeit aber eine solche Residenz der verschiedenartigsten Kräfte, eine solche Zentralisation der Intelligenzen und sozialen Autoritäten, das ist hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie seine Revolution gemacht; hier hatten so viele ausgezeichnete Geister Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder sorglose Existenz zu führen, miteinander zu verkehren und so weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen solchen günstigen Zustand allmählich herbeigeführt. Durch das Rentensystem wäre Paris weit schneller Paris geworden, und die Deutschen, die gern eine ähnliche Hauptstadt hätten, sollten nicht über das Rentensystem klagen: es zentralisiert, es macht vielen Leuten möglich, an einem selbstgewählten Orte zu leben und von dort aus der Menschheit jeden nützlichen Impuls zu geben ..."

Von diesem Standpunkte aus betrachtet Rothschild die Resultate seines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieser Ansicht ganz einverstanden, ja ich gehe noch weiter, und ich sehe in Rothschild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind für mich drei terroristische Namen, und sie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Aristokratie. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind die drei furchtbarsten Nivelleurs Europas. Richelieu zerstörte die Souveränität des Feudaladels und beugte ihn unter jene königliche Willkür, die ihn entweder durch Hofdienst herabwürdigte oder durch krautjunkerliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre schlug diesem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr desselben, der neue Gutsbesitzer, ward ganz wieder ein Aristokrat wie seine Vorgänger, deren Prätensionen er unter anderem Namen fortsetzte. Da kam Rothschild und zerstörte die Oberherrschaft des Bodens, indem er das Staatspapierensystem zur höchsten Macht emporhob, dadurch die großen Besitztümer und Einkünfte mobilisierte und gleichsam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er stiftete freilich dadurch eine neue Aristokratie, aber diese, beruhend auf dem unzuverlässigsten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr so nachhaltig mißwirken wie die ehemalige Aristokratie, die im Boden, in der Erde selber, wurzelte. Geld ist flüssiger als Wasser, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel verzeiht man gern seine Impertinenzen, wenn man seine Vergänglichkeit bedenkt ... er zerrinnt und verdunstet, ehe man sich dessen versieht

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothschild zusammenstellte, drängte sich mir die Bemerkung auf, daß diese drei größten Terroristen noch mancherlei andere Ähnlichkeiten bieten. Sie haben zum Beispiel miteinander gemein eine gewisse unnatürliche Liebe zur Poesie: Richelieu schrieb schlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Madrigale, und James Rothschild, wenn er lustig wird, fängt er an zu reimen ...

Doch das gehört nicht hierher, diese Blätter haben sich zunächst mit einem kleineren Revolutionär, mit Ludwig Börne, zu beschäftigen. Dieser hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchsten Haß gegen die Rothschilde, und in seinem Gespräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhause derselben vorübergingen, äußerte sich jener Haß bereits ebenso grell und giftig wie in seinen späteren Pariser Briefen. Nichtsdestoweniger ließ er doch den persönlichen Eigenschaften dieser Leute manche Gerechtigkeit widerfahren, und er gestand mir ganz naiv: daß er sie nur hassen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich sei, sie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn sehen Sie“ — sprach er — „die Rothschilde haben so viel Geld, eine solche Unmasse von Geld, daß sie uns einen fast grauenhaften Respekt einflößen; sie identifizierten sich sozusagen mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben diese Leute das sicherste Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem so manche andere baronisierte Millionärenfamilien des Alten Testaments verfallen sind: sie enthalten sich des christlichen Weihwassers. Die Taufe ist jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das den Armen Judäas vergebens gepredigt worden, ist jetzt in Floribus bei den Reichen. Aber da die Annahme desselben nur Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge ist und das angeheuchelte Christentum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontrastiert, so geben diese Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läuse in Flöhe verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt?“

„Ich glaube nicht.“

„Ich glaub's auch nicht, und ein ebenso melancholischer wie lächerlicher Anblick ist es für mich, wenn die alten Läuse, die noch

aus Egypten stammen, aus der Zeit der pharaonischen Plage[1], sich plötzlich einbilden, sie wären Flöhe, und christlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Israels gesehen, die am Halse lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Nasen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten sie ein evangelisches Gesangbuch, und sie sprachen von der prächtigen Predigt, die sie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die eine frug die andere: bei wem sie das heilige Abendmahl genommen? und beide rochen dabei aus dem Halse. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von schmutzigen Bartjuden, die aus ihren polnischen Kloaken kamen, von der Bekehrungsgesellschaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden und in ihrem mundfaulen Dialekte das Christentum predigten und so entsetzlich dabei stanken. Es wäre jedenfalls wünschenswert, wenn man dergleichen polnisches Läusevolk nicht mit gewöhnlichem Wasser, sondern mit Eau de Cologne taufen ließe."

„Im Hause des Gehängten", unterbrach ich diese Rede, „muß man nicht von Stricken sprechen, lieber Doktor, sagen Sie mir vielmehr: wo sind jetzt die großen Ochsen, die, wie mein Vater mir einst erzählte, auf dem jüdischen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht so entsetzlich brüllten, daß die Ruhe der Nachbaren dadurch gestört wurde?"

„Ihr Herr Vater", rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit gesagt. Es existierte früherhin der Gebrauch, daß die jüdischen Viehhändler die männliche Erstgeburt ihrer Kühe nach biblischer Vorschrift dem lieben Gotte widmeten und in dieser Absicht aus allen Gegenden Deutschlands hierher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochsen Gottes den jüdischen Kirchhof zum Grasen anwies, und wo sie bis an ihr seliges Ende sich herumtrieben und wirklich oft entsetzlich brüllten. Aber die alten Ochsen sind jetzt tot, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erstgeburten bleiben ruhig daheim, wenn sie nicht gar zum Christentume übergehen. Die alten Ochsen sind tot."

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem seiner Freunde zu Mittag zu speisen, und zwar weil derselbe, in getreuer Beharrnis an jüdischen Gebräuchen, mir

[1] Vgl. 2. Mose, Kap. 8.

die berühmte Schaletspeise[1] vorsetzen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch egyptischen Ursprungs und alt wie die Pyramiden ist. Ich wundre mich, daß Börne späterhin, als er scheinbar in humoristischer Laune, in der That aber aus plebejischer Absicht durch mancherlei Erfindungen und Insinuationen, wie gegen Kronenträger überhaupt so auch gegen ein gekröntes Dichterhaupt den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, daß er in seinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthusiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Überzeugung ich einst beim Doktor St. . . . . das altjüdische Schaletessen verzehrt habe! Dieses Gericht ist aber auch ganz vortrefflich, und es ist schmerzlichst zu bedauern, daß die christliche Kirche, die dem alten Judentume so viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptiert habe. Vielleicht hat sie sich dieses für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz schlecht geht, wenn ihre heiligsten Symbole, sogar das Kreuz, seine Kraft verloren, greift die christliche Kirche zum Schaletessen, und die entwischten Völker werden sich wieder mit neuem Appetit in ihren Schoß hineindrängen. Die Juden wenigstens werden sich alsdann auch mit Überzeugung dem Christentume anschließen . . . denn, wie ich klar einsehe, es ist nur der Schalet, der sie zusammenhält in ihrem alten Bunde. Börne versicherte mir sogar, daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewisses Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daß der Schalet sozusagen der Kuhreigen der Juden sei.

Auch nach Bornheim sind wir miteinander hinausgefahren am Sabbat, um dort Kaffee zu trinken und die Töchter Israels zu betrachten . . . Es waren schöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebst. Börne zwinkerte mit den Augen. In diesem geheimnisvollen Zwinkern, in diesem unsicher lüsternen Zwinkern, das sich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verschiedenheit unserer Gefühlsweise. Börne nämlich war, wenn auch nicht in seinen Gedanken, doch desto mehr in seinen Gefühlen, ein Sklave der nazarenischen Abstinenz; und wie es allen Leuten seinesgleichen geht, die zwar die sinnliche Enthaltsamkeit als höchste Tugend anerkennen, aber nicht vollständig ausüben können, so wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und errö-

[1] Vgl. Bd. IV, S. 438.

tend wie ein genäschiger Knabe, von Evas verbotenen Äpfeln zu kosten. Ich weiß nicht, ob bei diesen Leuten der Genuß intensiver ist als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterschleifs, der moralischen Konterbande entbehren; behauptet man doch, daß Mahomet seinen Türken den Wein verboten hat, damit er ihnen desto süßer schmecke.

In großer Gesellschaft war Börne wortkarg und einsilbig, und dem Fluß der Rede überließ er sich nur im Zwiegespräch, wenn er glaubte, sich neben einem gleichgesinnten Menschen zu befinden. Daß Börne mich für einen solchen ansah, war ein Irrtum, der späterhin für mich sehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonierten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie oder der Kunst oder der Natur — die ihm sämtlich verschlossen waren. Vielleicht entfallen mir späterhin in dieser Beziehung einige charakteristische Züge. Wir waren überhaupt von entgegengesetztem Wesen, und diese Verschiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unserer moralischen, sondern auch physischen Natur.

Es gibt im Grunde nur zwei Menschensorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menschen, die immer dünner werden, und solche, die aus schmächtigen Anfängen allmählich zur ründlichsten Korpulenz übergehen. Die ersteren sind eben die gefährliche Sorte, die Cäsar so sehr fürchtete[1] — ich wollte, er wäre fetter, sagt er von Cassius. Brutus war von einer ganz anderen Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren und sich bei dieser Gelegenheit erstochen hätte, wäre er ebenso dick geworden wie der Schreiber dieser Blätter. — „Und Brutus war ein braver Mann."

Da ich hier an Shakespeare erinnert werde, so ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett" nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte dich dazu bestimmt, in glücklichster Wohlbeleibtheit deine Tage zu verschlendern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und du sollst sie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börnes Gesellschaft zubrachte, verflossen in fast idyllischer Friedsamkeit. Er bestrebte

---

[1] Julius Cäsar, 1. Aufzug, 2. Szene.

sich angelegentlichst, mir zu gefallen. Er ließ die Raketen seines Witzes so heiter als möglich aufleuchten, und wie bei chinesischen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker selbst unter sprühendem Flammengeprassel in die Luft steigt: so schlossen die humoristischen Reden des Mannes immer mit einem tollen Brillantfeuer, worin er sich selbst aufs keckste preisgab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt lief er gemütlich neben mir einher, mir an den Augen ablauschend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweisen könne. Er wußte, daß ich auf Veranlassung des alten Baron Cotta nach München reiste, um dort die Redaktion der „Politischen Annalen“ zu übernehmen[1] und auch einigen projektierten litterarischen Instituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Sämann schon gleich nur Ärger und Schmähung einerntete. Männiglich bekannt sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane aristokratische Propaganda in München[2] gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren“, waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abschied ins Ohr flüsterte. Als ich schon im Koupee des Postwagens saß, blickte er mir noch lange nach, wehmütig wie ein alter Seemann, der sich aufs feste Land zurückgezogen hat und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male aufs Meer begibt .... Der Alte glaubte damals dem tückischen Elemente auf ewig Valet gesagt zu haben und den Rest seiner Tage im sichern Hafen beschließen zu können! Armer Mann! Die Götter wollten ihm diese Ruhe nicht gönnen! Er mußte bald wieder hinaus auf die hohe See[3], und dort begegneten sich unsere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wütete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem schwarzen Gewölk herabschossen, konnte ich genau sehen, wie Mut und Sorge auf dem Gesichte des Man-

[1] Heine behielt dieselbe nur ein halbes Jahr in Händen.

[2] Vgl. Bd. III, S. 205.

[3] Börne ging schon 1830 wieder nach Paris und ließ sich 1832 dort dauernd nieder.

nes schmerzlich wechselten! Er stand am Steuer seines Schiffes und trotzte dem Ungestüm der Wellen, die ihn manchmal zu verschlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich bespritzten und durchnäßten, was einen so kummervollen und zugleich komischen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung ... Ich sah, wie der Mast brach, wie die Winde das Tauwerk zerrissen ... Ich sah, wie er die Hand nach mir ausstreckte ...

Ich durfte sie nicht erfassen, ich durfte die kostbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem sicheren Verderben preisgeben ... Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft

---

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich selber bin dieses Guerillakrieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemütlebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken ... ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache ... Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken ... Und riß ich auch heftig an seinem Kopfkissen, so rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand ... Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, daß sie nur gelinde rauchte ... und Michel lächelte im Schlummer ...

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutsche Nachtmütze anschaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erpro=

ben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo soll ich hin?[1] Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Zitronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Zitronenbaum steht dort eine östreichische Schildwache und donnert dir ein schreckliches Werda! entgegen. Wie die Zitronen, so sind auch die Goldorangen jetzt sehr sauer. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem sie sich zivilisieren und Glaceehandschuh tragen. Oder soll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Person leben möchte! Man sollte einem noch Geld dazugeben, um dort zu wohnen, und statt dessen kostet einem der Aufenthalt in England doppelt soviel wie an anderen Orten. Nimmermehr nach diesem schnöden Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen und die Menschen wie Maschinen geberden.[2] Das schnurrt und schweigt so beängstigend. Als ich dem hiesigen Gouverneur präsentiert wurde und dieser Stockengländer mehrere Minuten ohne ein Wort zu sprechen unbeweglich vor mir stand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzusehen, ob man etwa dort vergessen habe, die Maschine aufzuziehen. Daß die Insel Helgoland unter britischer Herrschaft steht, ist mir schon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albions Söhne überall ausdünsten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt sich ein gewisses Gas, die tödliche Stickluft der Langeweile, und dieses habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmosphäre ganz davon geschwängert ist, aber in südlichen Ländern, wo der reisende Brite isoliert umherwandert und die graue Aureole der Langeweile, die sein Haupt umgibt, in der sonnig blauen Luft recht schneidend sichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile sei ein Produkt des Ortes, und um derselben zu entfliehen, reisen sie durch alle Lande, langweilen sich überall und kehren heim mit einem Diary of an ennuyée. Es geht ihnen wie dem Soldaten, dem seine Kameraden, als er schlafend auf der Pritsche lag, Unrat unter die Nase rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche schlecht in der

[1] Vgl. das Gedicht „Jetzt wohin" (Bd. I, S. 412), das zum Teil wörtlich an die obigen Worte anklingt.
[2] Vgl. Bd. IV, S. 353, unten.

Wachtstube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt stänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngst aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereisten den Kontinent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimat; an den französischen Table d'hoten sähe man dicke Engländer, die nichts als Vol au Vents, Crème, Süprèms, Ragouts, Gelees und dergleichen luftige Speisen verschluckten und zwar mit jenem kolossalen Appetite, der sich daheim an Rostbeefmassen und Yorkshirer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle französische Gastwirte zu Grunde gehen müssen. Ist etwa wirklich die Exploitation der Table d'hoten der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreisen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit sie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegalerien ansehen, sind sie es vielleicht, die uns mystifizieren, und ihre belächelte Neugier ist nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gastronomischen Absichten?

Aber wie vortrefflich auch die französische Küche, in Frankreich selbst soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Jesuiten florieren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor funfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen ... Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment thörichter als früher; denn als man sie aus dem Totenreich ans Tageslicht herausließ, haben manche von ihnen in der Hast den ersten besten Kopf aufgesetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten sich gar heillose Mißgriffe: die Köpfe passen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin spukt. Da ist mancher, welcher wie die Vernunft selbst auf der Tribüne sich ausspricht, so daß wir den klugen Kopf bewundern, und doch läßt er sich gleich darauf von dem unverbesserlich verrückten Herzen zu den dümmsten Handlungen verleiten ... Es ist ein grauenhafter Widerspruch zwischen den Gedanken und Gefühlen, den Grundsätzen und Leidenschaften, den Reden und den Thaten dieser Revenants!

Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke.

das ich einst liebte, als ich es nicht kannte ... Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht ... Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort gibt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel ... mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sklaverei, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft, empört mich nicht so sehr wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Neger stammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung eine solche Abstammung verrät, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christentum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben sie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrtum, das alle europäische Begriffe übersteigt. Ich glaube, es war in Neuyork, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurteil trotzend, seine eigene Tochter mit einem Neger verheuratete. Sobald diese wahrhaft christliche That bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem Hause des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demoliert, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und mußte seine Wut entgelten. She was lynched, d. h. sie ward splitternackt ausgekleidet, mit Teer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geschleift und verhöhnt ...

O Freiheit! du bist ein böser Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da gestern Sonntag war und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das Haupt ein=

drückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich gestehe es Dir, trotzdem, daß ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, alles ist in diesem Buche . . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräte und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahomet, welcher die Juden „das Volk des Buches" nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewundrungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben sich und schwanden, Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes sie „das Volk des Buches" nannte, so hat sie der Prophet des Abendlands[1] in seiner Philosophie der Geschichte als „das Volk des Geistes" bezeichnet. Schon in ihren frühesten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abstrakte, und ihre ganze Religion ist nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geist getrennt und das Absolute nur in der alleinigen Form des Geistes anerkannt wird. Welche schauerlich isolierte Stellung mußten sie einnehmen unter den Völkern des Altertums, die dem freudigsten Naturdienste ergeben, den Geist vielmehr in den Erscheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entsetzliche Opposition bildeten sie deshalb gegen das bunt-

[1] Hegel ist gemeint.

gefärbte, hieroglyphenwimmelnde Egypten, gegen Phönizien, den großen Freudetempel der Astarte[1], oder gar gegen die schöne Sünderin, das holde, süßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunst!

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Volk des Geistes sich allmählich ganz von der Materie befreit, sich ganz spiritualisiert. Moses gab dem Geiste gleichsam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker: rings um das Feld, wo er Geist gesäet, pflanzte er das schroffe Zeremonialgesetz und eine egoistische Nationalität als schützende Dornhecke. Als aber die heilige Geistpflanze so tiefe Wurzel geschlagen und so himmelhoch emporgeschossen, daß sie nicht mehr ausgereutet werden konnte: da kam Jesus Christus und riß das Zeremonialgesetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurteil über die jüdische Nationalität ... Er berief alle Völker der Erde zur Teilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht ... Das war eine große Emanzipationsfrage, die jedoch weit großmütiger gelöst wurde wie die heutigen Emanzipationsfragen in Sachsen und Hannover ... Freilich, der Erlöser, der seine Brüder vom Zeremonialgesetz und der Nationalität befreite und den Kosmopolitismus stiftete, ward ein Opfer seiner Humanität, und der Stadtmagistrat von Jerusalem ließ ihn kreuzigen, und der Pöbel verspottete ihn ...

Aber nur der Leib ward verspottet und gekreuzigt, der Geist ward verherrlicht, und das Märtyrtum des Triumphators, der dem Geiste die Weltherrschaft erwarb, ward Sinnbild dieses Sieges, und die ganze Menschheit strebte seitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtötung und übersinnlichem Aufgehen im absoluten Geiste ...

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder gesunden von dem einseitigen Streben nach Vergeistigung, dem tollen Irrtume, wodurch sowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politischen Bewegung und in der Kunst. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, sich allerlei gesunde Körperbewegung zu gestatten; dieser, indem er uns wieder für

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 90.

griechische Kunst empfänglich machte und solide Werke schuf, woran wir uns wie an marmornen Götterbildern festklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des absoluten Geistes . . .

Helgoland, den 18. Julius.

Im Alten Testamente habe ich das erste Buch Mosis ganz durchgelesen. Wie lange Karawanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken sitzen die verschleierten Rosen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochsen und Kühe vor sich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde dir gerne sieben Jahre dienen um Rahel und noch andere sieben Jahre für die Lea, die du mir in den Kauf gibst! Ich höre, wie sie blöken, die Schafe Jakobs, und ich sehe, wie er ihnen die geschälten Stäbe vorhält, wenn sie in der Brunstzeit zur Tränke gehn. Die gesprenkelten gehören jetzt uns. Unterdessen kommt Ruben nach Hause und bringt seiner Mutter einen Strauß Dudaim, die er auf dem Felde gepflückt[1]. Rahel verlangt die Dudaim, und Lea gibt sie ihr mit der Bedingung, daß Jakob dafür die nächste Nacht bei ihr schlafe. Was sind Dudaim? Die Kommentatoren haben sich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß sich nicht besser zu helfen, als daß er diese Blumen ebenfalls Dudaim nennt. Es sind vielleicht schwäbische Gelbveiglein. Die Liebesgeschichte von der Dina und dem jungen Sichem[2] hat mich sehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht so sentimentalisch aufgefaßt. Abscheulich ist es, daß sie den unglücklichen Sichem und alle seine Angehörigen mit grimmiger Hinterlist erwürgten, obgleich der arme Liebhaber sich anheischig machte, ihre Schwester zu heuraten, ihnen Länder und Güter zu geben, sich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieser Absicht sich und sein ganzes Volk beschneiden ließ. Die beiden

---

[1] Vgl. 1. Mose, 30, 14 ff.

[2] Vgl. 1. Mose, 34.

Burschen hätten froh sein sollen, daß ihre Schwester eine so glänzende Partie machte, die angelobte Verschwägerung war für ihren Stamm von höchstem Nutzen, und dabei gewannen sie außer der kostbarsten Morgengabe auch eine gute Strecke Land, dessen sie eben sehr bedurften . . . Man kann sich nicht anständiger aufführen wie dieser verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe antizipiert hatte . . . Aber das ist es, er hatte ihre Schwester geschwächt, und für dieses Vergehen gibt es bei jenen ehrstolzen Brüdern keine andere Buße als den Tod . . . und wenn der Vater sie ob ihrer blutigen That zur Rede stellt und die Vorteile erwähnt, die ihnen die Verschwägerung mit Sichem verschafft hätte, antworten sie: „Sollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferschaft unserer Schwester?"

Störrige, grausame Herzen, diese Brüder. Aber unter dem harten Stein duftet das zarteste Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieses Sittlichkeitsgefühl, wie es sich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, ist nicht Resultat einer positiven Religion oder einer politischen Gesetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder positive Religion noch politisches Gesetz, beides entstand erst in späterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit ist unabhängig von Dogma und Legislation, sie ist ein reines Produkt des gesunden Menschengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünschte, wir besäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung dessen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten sonst verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romanischen Völker sind in demselben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit ist, wie von Dogma und Legislation, so auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere sind Erzeugnisse des Klimas, der Geschichte, und aus solchen Faktoren entstandenen Legislation und Dogmatik. Es gibt daher eine indische, eine chinesische, eine christliche Sitte, aber es gibt nur eine einzige, nämlich eine menschliche Sittlichkeit. Diese läßt sich vielleicht nicht im Begriff erfassen, und das Gesetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, ist nur eine dialektische Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart sich in Handlungen, und nur in den Motiven derselben, nicht in ihrer Form und Farbe liegt die sittliche Bedeutung. Auf dem Titel-

blatt von Golowins „Reise nach Japan“[1] stehen als Motto die schönen Worte, welche der russische Reisende von einem vornehmen Japanesen vernommen: „Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden.“

Solange ich denke, habe ich über diesen Gegenstand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Bösen, das seit anderthalb Jahrtausend alle große Gemüter in quälende Bewegung gesetzt, hat sich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht — —

Aus dem Alten Testament springe ich manchmal ins Neue, und auch hier überschauert mich die Allmacht des großes Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier dein Fuß! Bei dieser Lektüre sollte man die Schuhe ausziehen wie in der Nähe von Heiligtümern.

Die merkwürdigsten Worte des Neuen Testaments sind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Kap. 16, V. 12. 13. „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort ist also nicht gesagt worden, und hier ist vielleicht der Ring, woran sich eine neue Offenbarung knüpfen läßt. Sie beginnt mit der Erlösung vom Worte, macht dem Märtyrtum ein Ende und stiftet das Reich der ewigen Freude: das Millennium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichste Erfüllung.

Eine gewisse mystische Doppelsinnigkeit ist vorherrschend im Neuen Testamente. Eine kluge Abschweifung, nicht ein System sind die Worte: gib Cäsarn, was des Cäsars, und Gott, was Gottes ist. So auch, wenn man Christum frägt: bist du König der Juden? ist die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn sei? Mahomet zeigt sich weit offener, bestimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich, ob er Gottes Sohn sei, antwortete er: Gott hat keine Kinder.

Welch ein großes Drama ist die Passion! Und wie tief ist es motiviert durch die Prophezeiungen des Alten Testamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, sie war das rote Siegel der Beglaubnis. Gleich den Wundern, so hat auch die Passion als

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 442 f.

Annonce gedient... Wenn jetzt ein Heiland aufsteht, braucht er sich nicht mehr kreuzigen zu lassen, um seine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen ... er läßt sie ruhig drucken und annunziert das Büchlein in der „Allgemeinen Zeitung" mit sechs Kreuzern die Zeile Inserationsgebühr.

Welche süße Gestalt dieser Gottmensch! Wie borniert erscheint in Vergleichung mit ihm der Heros des Alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter sorgt er für die Zukunft dieses Volks. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß!... Die weißen marmornen Griechengötter wurden bespritzt von diesem Blute und erkrankten vor innerem Grauen und konnten nimmermehr genesen! Die meisten freilich trugen schon längst in sich das verzehrende Siechtum, und nur der Schreck beschleunigte ihren Tod. Zuerst starb Pan. Kennst Du die Sage, wie Plutarch sie erzählt? Diese Schiffersage des Altertums ist höchst merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

[1]Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inseln Parä, welche an der Küste von Ätolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die sich darauf befanden, waren noch nicht schlafen gegangen, und viele saßen nach dem Nachtessen beim Trinken, als man auf einmal von der Küste her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus (so hieß nämlich der Steuermann) so laut rief, daß alle in die größte Verwunderung gerieten. Beim ersten und zweiten Rufe schwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verstärktem Tone diese Worte zu ihm sagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes anlangst, so verkündige, daß der große Pan gestorben ist!" Als er nun diese Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag und rief vom Hinterteil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan ist tot!" Auf diesen Ruf erfolgten von dort her die sonderbarsten Klagetöne, ein Gemisch von Seufzen und Geschrei der Verwunderung, und wie von vielen zugleich erhoben Die Augen-

[1] Vgl. Plutarchs „Moralia, De defectu oraculorum", 17. Heine scheint Kaltwassers Übersetzung (Frankfurt a. M. 1789) benutzt zu haben. Dort steht die Erzählung im 4. Bd., S. 108 ff.

zeugen erzählten dies Ereignis in Rom, wo man die wunderlichsten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher untersuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit.

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im Alten Testamente gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Produkt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, ebenso wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Prozeß, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; das ist der Stil eines Notizenbuchs, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihülfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben thatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Über diesen Stil läßt sich gar kein Urteil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüt konstatieren, und nicht wenig mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit geraten, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunstbegriffen definieren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit. Neuere Ästhetiker sprechen von Naivität. Ach! wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurteilung ... die Bibel ist das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das ist Shakespeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakespeareschen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber das geschieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunst, vielleicht seine Ohnmacht fühlend,

überließ hier der Natur sein Amt auf einige Augenblicke und behauptet hernach um so eifersüchtiger seine Herrschaft in der plastischen Gestaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakespeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Zivilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate. Der Grieche Goethe und mit ihm die ganze poetische Partei hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustkuchen[1], der Jude Wolfgang Menzel[2], der Jude Hengstenberg[3], diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Justizrat aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietisten, da er immer, wenn er mir seinen Besuch abstattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deshalb gern ein bißchen prickeln, und ein kaustisch ostpreußisches Lächeln beflimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann. Wir disputierten gestern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; das ist ja der Weltschöpfer, und jedes Ding muß seine Ursache haben. Es haperte schon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den sich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende mit fast ironischer Gutmütigkeit annahm. Jedoch die dritte Person der Dreieinigkeit, der Heilige Geist, fand den unbedingtesten Widerspruch. Was der Heilige Geist ist, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem Heiligen Geist hat es wohl am Ende dieselbe Bewandtnis wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapost reist; man muß immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu sehen, dieses dritte Pferd."

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, ist weder Pietist noch

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 250.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 299 ff.; 308–320.

[3] Vgl. Bd. II, S. 392 und 442.

Rationalist, sondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen, er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar wenn er sich mit meiner Wirtin über sein Lieblingsthema, das Einsalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der plattesten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muß ich manchmal dergleichen Gespräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit sprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch voneinander unterscheidet; es sei im Grunde ein und dasselbe.

Mein Hauswirt ist ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Not, dabei gutmütig und sanft wie ein Kind. Er ist eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit lustigem Ernste erzählte er mir von einem Phänomen, welches er gestern, am 28. Juli, auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig: mein Hauswirt behauptet nämlich, die ganze See roch nach frischgebackenem Kuchen, und zwar sei ihm der warme delikate Kuchenduft so verführerisch in die Nase gestiegen, daß ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehst Du, daß ist ein Seitenstück zu dem neckenden Luftbild, das dem lechzenden Wandrer in der arabischen Sandwüste eine klare erquickende Wasserfläche vorspiegelt. Eine gebackene Fata Morgana[1].

Helgoland, den 1. August.

— — Du hast keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das sich mit den Tagesinteressen beschäftigt, hierher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek besteht aus Paul Warnefrieds[2] „Geschichte der Longobarden", der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenwesen. Über letzteres möchte ich gern ein interessantes Büchlein schreiben[3]. Zu diesem Behufe beschäftigte ich mich jüngst mit Nachforschung über die letzten Spuren des Heidentums in der

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 175, Anm. 5.

[2] Paulus Diaconus, Sohn Warnefrieds (730—797), langobardischer Geschichtschreiber. Seine „Historia Langobardorum" ist besonders durch Erhaltung des langobardischen Sagenschatzes von Wert.

[3] Dies geschah erst einige Jahre später in den „Elementargeistern", die 1837 im 3. Bande des „Salon" erschienen (hier Bd. IV, S. 379 ff.).

getauften modernen Zeit. Es ist höchst merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen sich die schönen Wesen der griechischen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten sie sich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. Letztere haben seit dem Sieg der christlichen Kirche immer eine stille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienstes, der jauchzende Götterglaube sich fortpflanzte von Geschlecht auf Geschlecht durch die Tradition der heiligen Gesänge… Aber ach! die Ecclesia pressa[1], die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der schwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechseln ab in meinem Geiste, und mir wird sehr ungewiß zu Mute.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgesöhnt (Du weißt, wir waren en délicatesse), und wir sitzen wieder des Abends beisammen und halten geheime Zwiegespräche. Ja, ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben. Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf. Einst, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daß wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende siege … Und ich erquickte mich an jenen schönen Versen Byrons:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeschwommen, und eine nach der anderen zerbrechen sie und zerstieben sie auf dem Strande, aber das Meer selber schreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieser Naturerscheinung länger zuschaut, so bemerkt man, daß das vorwärtsgeschrittene Meer nach einem gewissen Zeitlauf sich wieder in sein voriges Bett zurückzieht, später aufs neue daraus hervortritt, mit derselben Heftigkeit das verlassene Terrain wiederzugewinnen sucht, endlich kleinmütig wie vorher die Flucht ergreift und, dieses Spiel beständig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt … Auch die Menschheit

[1] „Die unterdrückte Kirche“; so bezeichnet sich die katholische Kirche in Staaten, wo sie in weltlichen Dingen an die Staatsgesetze gebunden ist.

bewegt sich nach den Gesetzen von Ebb und Flut, und vielleicht auch auf die Geisterwelt übt der Mond seine siderischen Einflüsse. — —

Es ist heute junges Licht, und trotz aller wehmütigen Zweifelsucht, womit sich meine Seele hin- und herquält, beschleichen mich wunderliche Ahnungen ... Es geschieht jetzt etwas Außerordentliches in der Welt... Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche sahen vorige Nacht so traurig aus, so betrübt...

Ich wandelte einsam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrschte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gotischen Kirche. Wie unzählige Lampen hingen darin die Sterne; aber sie brannten düster und zitternd. Wie eine Wasserorgel rauschten die Meereswellen; stürmische Choräle, schmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphierend. Über mir ein luftiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche aussahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Prozession ... Es sah fast aus, als ob sie einer Leiche folgten ... Wer wird begraben? Wer ist gestorben? sprach ich zu mir selber. Ist der große Pan tot?

Helgoland, den 6. August.

Während sein Heer mit den Longobarden kämpfte, saß der König der Heruler ruhig in seinem Zelte und spielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume sitzend, dem Kampfe zuschaute, rief immer: „Wir siegen! wir siegen!“ — bis er endlich laut aufseufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daß die Schlacht verloren, aber zu spät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in sein Zelt und erstachen ihn ...

Eben diese Geschichte las ich im Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspaket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht

unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kristallpalästen haben die schönen Wasserfrauen, die von jeher allem Heldentum hold, gleich einen Thé dansant gegeben zur Feier der großen Begebenheiten, und deshalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum und küßte zuerst die dicke Wirtin und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußischen Justizkommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz ... Aber dieses indifferente Fettgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen geraten sein. Diese Nüchternheit inmitten einer allgemeinen Begeisterung ist empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem sie ihnen als warnendes Beispiel einen berauschten Heloten zeigten: so sollten wir in unseren Erziehungsanstalten einen Holländer füttern, dessen sympathielose, gehäbige Fischnatur den Kindern einen Abscheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich, diese holländische Nüchternheit ist ein weit fataleres Laster als die Besoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln ...

Aber nein, keine Exzesse! Die Pariser haben uns ein so brillantes Beispiel von Schonung gegeben. Wahrlich, ihr verdient es, frei zu sein, ihr Franzosen, denn ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterscheidet ihr euch von euren armen Vätern, welche sich aus jahrtausendlicher Knechtschaft erhoben und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnsinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks sind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband selbst die Wunden seiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an seine Tagesbeschäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Den freien Mann, den fürchte nicht!"

Du siehst, wie berauscht ich bin, wie außer mir, wie allgemein ... ich citiere Schillers „Glocke"[1]

---

[1] „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"
(„Die Worte des Glaubens", Str. 2.)

Und den alten Knaben, dessen unverbesserliche Thorheit so viel Bürgerblut gekostet, haben die Pariser mit rührender Schonung behandelt. Er saß wirklich beim Schachspiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in sein Zelt stürzten[1]. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Diese riefen immer: „Wir siegen! wir siegen!“ Unbegreiflich war diese Zuversicht des königlichen Thoren ... Verwundert blickte er auf, als das „Journal des Débats“ wie einst der Wächter während der Longobardenschlacht plötzlich ausrief: „Malheureux roi! malheureuse France!“

Mit ihm, mit Karl X.[2], hat endlich das Reich Karls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus sich endigte mit Romulus Augustulus. Wie einst ein neues Rom, so beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es ist mir alles noch wie ein Traum; besonders der Name Lafayette[3] klingt mir wie eine Sage aus der frühesten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandierend die Nationalgarde? Ich fürchte fast, es sei nicht wahr, denn es ist gedruckt. Ich will selbst nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen ... Es muß prächtig aussehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die silbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter ... Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einst mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit ... Es sind jetzt sechzig Jahr, daß er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menschheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz ... Dabei weht wieder auf den Türmen von Paris die dreifarbige Fahne, und es klingt die Marseillaise!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ... Ich bin

---

[1] Vgl. Paulus Diaconus, Historia Langobardorum, lib. I, 20. Der König Rodulf der Heruler ward von den Feinden beim Spiel überrascht; er hatte demjenigen, der von der Flucht der Heruler berichtete, mit dem Tode gedroht. So war er selbst der erste, der ausrief: „Ve tibi, misera Herolia, quae celestis Domini plecteris ira“. Eine Übersetzung des Werkes gab es, als Heine den „Börne“ schrieb, noch nicht.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 15.

[3] Vgl. Bd. V, S. 35–44.

wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen, und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach frischgebackenen Kuchen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor und mit hastiger Verwunderung fragen sie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was gibt's Neues? dürfen wir wieder hinauf?" — „Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt ..." — „Wie heißt er?" — „Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht" ...

Pan ist tot!

Helgoland, den 10. August.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ...

Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß ... Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen ... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe ... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste ... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme[1]!

Vielleicht auch ganz toll .... Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Wasser löscht dieses griechische

---

[1] Vgl. den „Hymnus", Bd. II, S. 166.

Feuer[1]. Aber es geht den anderen nicht viel besser. Auch die übrigen Badegäste traf der Pariser Sonnenstich, zumal die Berliner, die dieses Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Insel zur andern kreuzen, so daß man sagen konnte, die ganze Nordsee sei überschwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich sie die Ereignisse nur instinktmäßig begreifen. Der Fischer, welcher mich gestern nach der kleinen Sandinsel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben gesiegt!" Ja, mit seinem Instinkt begreift das Volk die Ereignisse vielleicht besser als wir mit allen unseren Hülfskenntnissen. So erzählte mir einst Frau v. Varnhagen: als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wußte, sei plötzlich die Magd ins Zimmer gestürzt mit dem Angstschrei: „Der Adel hat gewonnen."

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen nichts, wenn sie nicht auch das Erbrecht besiegen!" diese Worte sprach der ostpreußische Justizrat in einem Tone, der mir sehr auffiel. Ich weiß nicht, warum diese Worte, die ich nicht begreife, mir so beängstigend im Gedächtnis bleiben. Was will er damit sagen, der trockene Kauz?

Diesen Morgen ist wieder ein Paket Zeitungen angekommen. Ich verschlinge sie wie Manna. Ein Kind wie ich bin, beschäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr als das bedeutungsvolle Ganze. O, könnte ich nur den Hund Medor sehen! Dieser interessiert mich weit mehr als die anderen, die dem Philipp von Orléans mit schnellen Sprüngen die Krone apportiert haben. Der Hund Medor apportierte seinem Herrn Flinte und Patrontasche, und als sein Herr fiel und samt seinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe sitzen, Tag und Nacht, von den Speisen, die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Teil derselben in die Erde verscharrend, vielleicht als Atzung für seinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr schlafen, und durch den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichte. Wachende Träume, die

---

[1] Griechisches Feuer, eine zuerst unter Konstantin dem Großen genannte Zündmasse, lange Zeit Geheimnis der Griechen, später den Sarazenen verraten und von diesen in den Kreuzzügen angewandt, hatte die Eigenschaft, im Wasser nicht zu erlöschen.

übereinander hinstolpern, so daß die Gestalten sich abenteuerlich vermischen und wie im chinesischen Schattenspiel sich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern; zum Verrücktwerden. In diesem Zustande ist mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls sich kolossal ausdehnten und daß ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutschland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich solchermaßen durch alle deutsche Länder und Ländchen und klopfte an den Thüren meiner Freunde und störte die Leute aus dem Schlafe ... Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, so daß ich selbst erschrak und nicht gleich wußte, was ich eigentlich wollte, und warum ich sie weckte! Manche dicke Philister, die allzu widerwärtig schnarchten, stieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen sie: „Wieviel Uhr ist es denn?" In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das ist alles, was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gotischer Dome, die auf der Flucht zu sein schienen und ängstlich wackelten. Ich selber, des vielen Umherlaufens satt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und so flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie andere träumen, sondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil sie nicht wissen, worauf sie fallen können. Schweben dort oben auf und ab in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor stand offen. Lange, hohe, weithallende Säle mit altmodischen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da auf einem samtnen Armsessel ein alter gepuderter Bedienter saß in verblichen roter Livree und gelinde schlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren fest verschlossen und obendrein mit großen runden Amtssiegeln dreifach versiegelt, wie in Häusern, wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann saß, der unter hohen Papierstößen kramte. War schwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geschäftsgesicht und frug mich mit gedämpfter Stimme: was ich wolle? In meiner Naivität hielt ich ihn für den lieben Herrgott, und ich sprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich ... ach, lehren Sie mich auch donnern!" — „Sprechen Sie nicht so laut", entgegnete mir heftig

der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter seinen Papieren. „Das ist der Herr Registrator", flüsterte mir einer von den roten Bedienten, der von seinem Schlafsessel sich erhob und sich gähnend die Augen rieb . . .

Pan ist tot!

Kuxhafen, den 19. August.

Unangenehme Überfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; so daß ich, wie immer in solchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Personen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälnissen. Anfangs geht es gut, da lass' ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählich schwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Gesichte umschwirren mich. Aus den dunkeln Meerstrudeln steigen die alten Dämonen hervor in scheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und sie heulen schlechte, unverständliche Verse und spritzen mir den weißen Wellenschaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern gestalten sich droben die Wolken, die so tief herabhängen, daß sie fast mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fistelstimmchen die unheimlichsten Narreteien ins Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu sein, gewährt sie dennoch die entsetzlichsten Mißempfindungen, unleidlich bis zum Wahnsinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein, ich sei ein Walfisch, und ich trüge im Bauche den Propheten Jonas.

Der Prophet Jonas aber rumorte und wütete in meinem Bauche und schrie beständig:

„O Nivive! O Ninive! Du wirst untergehen! In deinen Palästen werden Bettler sich lausen, und in deinen Tempeln werden die babylonischen Kürassiere ihre Stuten füttern. Aber euch, ihr Priester Baals, euch wird man bei den Ohren fassen und eure Ohren festnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, ihr Leibbäcker Gottes! Denn ihr habt falsches Gewicht gegeben, ihr habt leichte betrügerische Brote dem Volke verkauft! O, ihr geschorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet ihr ihm eine dünne homöopathische Scheinspeise, und wenn es dürstete, tranket ihr statt seiner; höchstens den Königen reichtet ihr den vollen Kelch. Ihr aber, ihr assyrischen Spießbürger und Gro=

viane, ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruten, und auch Fußtritte werdet ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch voraussagen mit Bestimmtheit, denn erstens werde ich alles mögliche thun, damit ihr sie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai ... O Ninive, o Ninive, du wirst untergehn!"

So ungefähr predigte mein Bauchredner, und er schien dabei so stark zu gestikulieren und sich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daß sich mir alles kullernd im Leibe herumdrehte ... bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausspuckte.

Solcherweise ward ich erleichtert und genas endlich ganz und gar, als ich landete und im Gasthofe eine gute Tasse Thee bekam.

Hier wimmelt's von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, spazieren hier hin und her auf den hohen Dämmen, oder sie liegen in den Kneipen und trinken sehr starken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzosen ihr wohlverdientes Vivat, und der sonst so wortkarge Brite preist sie ebenso redselig wie jener geschwätzige Portugiese, der es bedauerte, daß er seine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfrischen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhaß am tiefsten wurzelte, herrscht jetzt nichts als Enthusiasmus für Frankreich ... Alles ist vergessen, Davoust, die beraubte Bank[1], die füsilierten Bürger, die altdeutschen Röcke, die schlechten Befreiungsverse, Vater Blücher, Heil dir im Siegerkranze, alles ist vergessen ... In Hamburg flattert die Trikolore, überall erklingt dort die Marseillaise, sogar die Damen erscheinen im Theater mit dreifarbigen Bandschleifen auf der Brust, und sie lächeln mit ihren blauen Augen, roten Mündlein und weißen Näschen ... Sogar die reichen Bankiers, welche infolge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren sehr viel Geld verlieren, teilen großmütig die allgemeine Freude, und jedes-

[1] Davoust verlangte von der Stadt eine Kriegskontribution von 48 Mill. Mark Banko, und da die nicht bezahlt werden konnten, belegte er alle Kassen sowie die Geldvorräte der Bank (7½ Mill. Mark Banko) mit Beschlag.

mal, wenn ihnen der Makler meldet, daß die Kurse noch tiefer gefallen, schauen sie desto vergnügter und antworten:

„Es ist schon gut, es thut nichts, es thut nichts!" —

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menschen die Bedeutung dieser drei Julitage sehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Interessen erkennen und feiern. Die große That der Franzosen spricht so deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchsten und den niedrigsten, und in den Steppen der Baschkiren werden die Gemüter ebenso tief erschüttert werden wie auf den Höhen Andalusiens . . . Ich sehe schon, wie dem Neapolitaner der Makkaroni und dem Irländer seine Kartoffel im Munde stecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt . . . Pulischinell ist kapabel, zum Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht[1].

Und Deutschland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unseren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur so viel Tiefsinn, so viel Kraft, so viel Mut erteilt hat, endlich unsere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meisters, die Lehre von den Rechten der Menschheit, begreifen, proklamieren und in Erfüllung bringen?

Es sind jetzt sechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf die Wartburg ankam und die Zelle besuchte, wo Doktor Luther gehaust. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen lasse; er vollbrachte ein Riesenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hände küssen für das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm schmollen, daß er unsere Freunde allzu unhöflich anließ, als sie in der Exegese des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er selber, als sie auch die irdische Gleichheit der Menschen in Vorschlag brachten . . . Ein solcher Vorschlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meister Hemling, der dir dein Haupt abschlug, armer Thomas Münzer[2], er war in gewisser Hinsicht wohl berechtigt zu solchem Verfahren: denn er hatte das Schwert in Händen, und sein Arm war stark!

---

[1] Paddy Bezeichnung des Irländers, wie John Bull des Engländers; Bull, besonders Irish bull genannt, bedeutet aber auch witzige, überraschende Wendung, Eulenspiegelei, Tollheit.

[2] Vgl. Bd. V, S. 156.

Auf der Wartburg besuchte ich auch die Rüstkammer, wo die alten Harnische hängen, die alten Pickelhauben, Tartschen, Hellebarden, Flamberge, die eiserne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachsinnend im Saale herum mit einem Universitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, dessen Vater damals einer der mächtigsten Viertelfürsten in unserer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrschte. Auch seine Vorfahren sind mächtige Barone gewesen, und der junge Mann schwelgte in heraldischen Erinnerungen bei Anblick der Rüstungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter seiner Sippschaft angehört hatte. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier versuchte, ob er es wohl handhaben könnte, gestand er, daß es ihm doch etwas zu schwer sei, und er ließ entmutigt den Arm sinken. Als ich dieses sah, als ich sah, wie der Arm des Enkels zu schwach für das Schwert seiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutschland könnte frei sein.

(Neun Jahre später.)

Zwischen meinem ersten und meinem zweiten Begegnis mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unsere Zeit gleichsam in zwei Hälften auseinander sprengte. Die vorstehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkschrift sollen sie als vermittelnde Brücke dienen zwischen dem ersten und dem dritten Buche. Der Übergang wäre sonst zu schroff. Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieser Briefe mitzuteilen, da in den nächstfolgenden der zeitliche Freiheitsrausch allzu ungestüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während späterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuschte Herz in mutlose, verzagende und verzweifelnde Gedanken sich verliert! Schon die ersten Tage meiner Ankunft in der Hauptstadt der Revolution merkte ich, daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeisterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayettes, des Helden beider Welten, so majestätisch flattern sah, verwandelte sich bei näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und

gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre besuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, sich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, sondern eine ganz gewöhnliche Bestie, die sich fremde Verdienste anmaßte, wie bei den Franzosen oft geschieht, und ebenso wie viele andre exploitierte er den Ruhm der Julisrevolution . . . Er ward gehätschelt, gefördert, vielleicht zu den höchsten Ehrenstellen erhoben, während der wahre Medor einige Tage nach dem Siege bescheiden davongeschlichen war wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es ist eine schon ältliche Geschichte. Nicht für sich, seit undenklicher Zeit, nicht für sich hat das Volk geblutet und gelitten, sondern für andre. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoisie, die ebensowenig taugt wie jene Noblesse, an deren Stelle sie trat, mit demselben Egoismus . . . Das Volk hat nichts gewonnen durch seinen Sieg als Reue und größere Not. Aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, ächte Medor geehrt und gefüttert werden . . . Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd . . .

Doch still, mein Herz, du verrätst dich zu sehr . . .

Drittes Buch.

— — — Es war im Herbst 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wiedersah. Ich besuchte ihn im Gasthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bißchen Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Strahlen der Juliussonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen, buntseidenen Schlafrock wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Mute. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit, und auf seinen Wangen grinsten schon die schwindsüchtig roten Streiflichter. Das schneidende Mißtrauen, das in allen seinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher schon litt, die aber seitdem immer zunahm und nicht wenig dazu beitrug, mir seine Konversation zu verleiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden alle bald hier sein. Hier ist der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Sämtliche Fürsten müssen in ihren eigenen Ländern beschäftigt werden, damit sie nicht in Gemeinschaft die Freiheit in Deutschland unterdrücken. Ach Gott! ach Deutschland! Es wird bald sehr betrübt bei uns aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache, aber sie

sind notwendig wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulnis geraten. Da muß man schnell zuschneiden und ohne ängstliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken beim Anblick des vielen Blutes die Operation nur zur Hälfte verrichtet, der handelt grausamer als der schlimmste Wüterich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz recht, il faut faire saigner le genre humain, und hätte man ihm die 300,000 Köpfe bewilligt, die er verlangte[1], so wären Millionen der besseren Menschen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Übel geheilt!"

„Die Republik" — ich lasse den Mann ausreden, mit Übergehung mancher schnörkelhaften Absprünge — „die Republik muß durchgesetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die sogenannten konstitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammerschwätzer alles Heil erwarten. Konstitutionen verhalten sich zur Freiheit wie positive Religionen zur Naturreligion: sie werden durch ihr stabiles Element ebensoviel Unheil anrichten wie jene positiven Religionen, die, für einen gewissen Geisteszustand des Volkes berechnet, im Anfang sogar diesem Geisteszustand überlegen sind, aber späterhin sehr lästig werden, wenn der Geist des Volkes die Satzung überflügelt. Die Konstitutionen entsprechem einem politischen Zustand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben und die armen Menschen, die früher ganz zurückgesetzt waren, plötzlich jauchzen, daß sie ebenfalls Rechte erlangt haben ... Aber diese Freude hört auf, sobald die Menschen durch ihren freieren Zustand für die Idee einer vollständigen, ganz ungeschmälerten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden sind; was uns heute die herrlichste Acquisition dünkt, wird unseren Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erscheinen, und das geringste Vorrecht, das die ehemalige Aristokrasie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Petersilie zu schmücken, wird alsdann ebensoviel Bitterkeit erregen wie einst die härteste Leibeigenschaft, ja eine noch tiefere Bitterkeit, da die Aristokrasie mit ihrem letzten Petersilienvorrecht um so hochmütiger prunken wird! ... Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reste

---

[1] Er schrieb in seinem Blatte: „Schlachtet, schlachtet 200,000 Anhänger des alten Regimes und reduziert den Konvent auf ein Viertel."

des alten Regiments müssen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue bessere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietisten und schniffeln: wir Revolutionäre rissen alles nieder, ohne im stande zu sein, etwas an die Stelle zu setzen! Und sie rühmen die Institutionen des Mittelalters, worin die Menschheit so sicher und ruhig gesessen habe. Und jetzt, sagen sie, sei alles so kahl und nüchtern und öde, und das Leben sei voll Zweifel und Gleichgültigkeit."

„Ehemals wurde ich immer wütend über diese Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an diesen Gesang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beständig über unser Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm ist diese Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergerissen ist, und der Niederreißer verdient ebensoviel Lob als der Aufbauende, ja noch mehr, da sein Geschäft noch viel wichtiger ... Z. B. in meiner Vaterstadt, auf dem Dreifaltigkeitsplatze, stand eine alte Kirche, die so morsch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einsturz würden einmal plötzlich viele Menschen getötet oder verstümmelt werden. Man riß sie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, statt daß die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten ... Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es ist wahr, viel gläubige Herrlichkeit blühte einst in den alten Mauern, und sie waren späterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetisch anzuschauen des Nachts im Mondschein ... Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieses übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünscht die Verehrer alter Gebäude und segnet die tapferen Arbeitsleute, die solche gefährliche Ruinen niederreißen ... Ja, sie haben sie niedergerissen, sie haben sie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachsen dort grüne Bäumchen und spielen kleine Kinder des Mittags im Sonnenlicht."

In solchen Reden gab's keine Spur der früheren Harmlosigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemütliche Freude erloschen, ward mitunter gallenbitter, blutdürstig und sehr trocken. Das Abspringen von einem Gegenstand zum anderen entstand nicht mehr durch tolle Laune, sondern durch launische Tollheit

und war wohl zunächst der buntscheckigen Zeitungslektüre beizumessen, womit sich Börne damals Tag und Nacht beschäftigte. Inmitten seiner terroristischen Expektorationen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgestreut lagen, und rief lachend:

„Hier können Sie's lesen, hier steht's gedruckt: ‚Deutschland ist mit großen Dingen schwanger!‘ Ja, das ist wahr, Deutschland geht schwanger mit großen Dingen; aber das wird eine schwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und der muß mit eisernen Instrumenten agieren. Was glauben Sie?"

„Ich glaube, Deutschland ist gar nicht schwanger."

„Nein, nein, Sie irren sich. Es wird vielleicht eine Mißgeburt zur Welt kommen, aber Deutschland wird gebären. Nur müssen wir uns der geschwätzigen alten Weiber entledigen, die sich herandrängen und ihren Hebammendienst anbieten. Da ist z. B. so eine Vettel von Rotteck[1]. Dieses alte Weib ist nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armseliger Schriftsteller, der ein bißchen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthusiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um seinen schlechten Büchern Absatz zu verschaffen, um sich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der ist halb Fuchs, halb Hund und hüllt sich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da ist mir doch tausendmal lieber der dumme Kerl von Raumer[2] — soeben lese ich seine Briefe aus Paris — der ist ganz Hund, und wenn er liberal knurrt, täuscht er niemand, und jeder weiß, er ist ein unterthäniger Pudel, der niemand beißt. Das läuft beständig herum und schnopert an allen Küchen und möchte gern einmal in unsere Suppe seine Schnauze stecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und sie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein bißchen Wedelfreiheit, und wenn man ihm diese gewährt, so leckt es dankbar die goldenen Sporen der ukermärkischen Ritterschaft. Nichts ist ergötzlicher als solche unermüdliche Beweglichkeit neben der unermüdlichen Geduld. Dieses tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite selbst

---

[1] Karl Wenzeslaus Rodecker von Rotteck (1775—1840), Geschichtschreiber und einflußreicher Wortführer des Liberalismus.

[2] Vgl. Bd. II, S. 453, und Bd. V, S. 16

erzählt, wie er vor den Pariser Theatern ruhig Queue machte... Ich versichere Sie, er machte ruhig Queue mit dem großen Troß und ist so einfältig, es selbst zu erzählen. Was aber noch weit stärker, was die Gemeinheit seiner Seele ganz zur Anschauung bringt, ist das Geständnis, daß er, wenn er vor Ende der Vorstellung das Theater verließ, jedesmal seine Kontermarke verkaufte. Es ist wahr, als Fremder braucht er nicht zu wissen, daß solcher Verkauf einen ordentlichen Menschen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er seine Kontermarke verhandelte, um von selbst zu merken, daß sie nur der Abschaum der Gesellschaft sind, Diebesgesindel und Maquereaus[1], kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Mensch nicht gern spricht, viel weniger ein Handelsgeschäft treibt. Der muß von Natur sehr schmutzig sein, wer aus diesen schmutzigen Händen Geld nimmt!"

Damit man nicht wähne, als stimme ich in dem Urteil über den Herrn Professor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, so bemerke ich zu seinem Vorteil, daß ich ihn zwar für schmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort schmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muß hier nicht im materiellen Sinn genommen werden ... Die Frau Professorin würde sonst Zeter schreien und alle ihre Waschzettel drucken lassen, worin verzeichnet steht, wieviel reine Unterhemden und Chemisettchen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen... und ich bin überzeugt, die Zahl ist groß, da der Herr Professor Raumer im Laufe des Jahres so viel läuft und folglich schwitzt und folglich viel Wäsche nötig hat. Es kommt ihm nämlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muß vielmehr beständig auf den Beinen sein, um ihn aufzusuchen, und wenn er ein Buch schreibt, so muß er erst von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zusammenzukriegen und endlich dafür zu sorgen, daß das mühsam zusammengestoppelte Opus auch von der litterari-Claque hinlänglich unterstützt wird. Das bewegliche süßhölzerne Männchen ist ganz einzig in dieser Betriebsamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einst eine geistreiche Frau: „Sein Schreiben ist eigentlich ein Laufen." Wo was zu machen ist, da ist es das Raumerchen aus Anhalt-Dessau. Jüngst lief es nach London; vorher sah man es während drei Monaten überall hin- und her-

[1] Zuhalter, Bordellwirte.

laufen, um die dazu nötigen Empfehlungsschreiben zu betteln, und nachdem es in der englischen Gesellschaft ein bißchen herumgeschnopert und ein Buch zusammengelaufen, erläuft es auch einen Verleger für die englische Übersetzung, und Sara Austin[1], meine liebenswürdige Freundin, muß notgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das saure fließpapierne Deutsch in velinschönes Englisch zu übersetzen und ihre Freunde anzutreiben, das übersetzte Produkt in den verschiedenen englischen Revues zu rezensieren ... und diese erlaufenen englischen Rezensionen läßt dann Brockhaus zu Leipzig wieder ins Deutsche übersetzen unter dem Titel: „Englische Stimmen über Fr. v. Raumer!"[2]

Ich wiederhole, daß ich mit dem Urteil Börnes über Herrn v. Raumer nicht übereinstimme, er ist ein schmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris" drucken ließ, den armen Nebenbuhler so scharf kritisierte und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshaftesten Spottes über ihn ausgoß.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, dessen „Briefe aus Paris" fast gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erschienen, worin es, das Raumerchen, mit der Madame Crelinger[3] und ihrem Gatten aus Paris korrespondierte.

Diese Briefe sind längst verschollen, und wir erinnern uns nur noch des spaßhaften Eindrucks, den sie hervorbrachten, als sie gleichzeitig mit den „Pariser Briefen" von Börne auf dem litterarischen Markte erschienen. Was letztere betrifft, so gestehe ich, die zwei ersten Bände, die mir in jener Periode zu Gesicht kamen, haben mich nicht wenig erschreckt. Ich war überrascht von diesem ultraradikalen Tone, den ich am wenigsten von Börne erwartete. Der Mann, der sich in seiner anständigen, geschniegelten Schreibart immer selbst inspizierte und kontrollierte, und der jede Silbe, ehe er sie niederschrieb, vorher abwog und abmaß ... der Mann, der in seinem Stile immer etwas beibehielt von der Gewöhnung seines reichsstädtischen Spießbürgertums, wo nicht gar von den

---

[1] Sarah Austin (1794—1867), englische Schriftstellerin, besonders verdient durch ihre Bemühungen, das Verständnis der deutschen Litteratur den Engländern zu erschließen.

[2] „Kritiken des Werks von Fr. v. Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning Chronicle, den Times ꝛc." (Leipzig 1837).

[3] Vgl. Bd. III, S. 329, und Bd. V, S. 17.

Ängstlichkeiten seines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeiaktuar von Frankfurt am Main stürzte sich jetzt in einen Sansculottismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutschland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entsetzliche Wortfügungen; welche hochverräterische Zeitwörter! welche majestätsverbrecherische Akkusative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahr Festungsstrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten sie in mir eine Erinnerung, die sehr komischer Art, die mich fast bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verschweigen kann. Ich gestehe es, die ganze Erscheinung Börnes, wie sie sich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeivogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterstadt regierte. Ich sage regierte, da er, mit unumschränktem Stock die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majestätischen Respekt einflößte und uns schon durch seinen bloßen Anblick gleich auseinander jagte, wenn wir auf der Straße gar zu lermige Spiele trieben. Dieser Polizeivogt wurde plötzlich wahnsinnig und bildete sich ein, er sei ein kleiner Gassenjunge, und zu unserer unheimlichsten Verwunderung sahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrscher, statt Ruhe zu stiften, uns zu dem lautesten Unfug aufforderte. „Ihr seid viel zu zahm", rief er, „ich aber will euch zeigen, wie man Spektakel machen muß!" Und dabei fing er an wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häusern, daß die Thürglocke abriß, und er warf Steine gegen die klirrenden Fensterscheiben, immer schreiend: „Ich will euch lehren, Jungens, wie man Spektakel macht!" Wir kleinen Buben amüsierten uns sehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börneschen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeivogt, und mir war oft, als hörte ich wieder seine Stimme: ich will euch lehren, wie man Spektakel macht!

In den mündlichen Gesprächen Börnes war die Steigerung seines politischen Wahnsinns minder auffallend, da sie im Zusammenhang blieb mit den Leidenschaften, die in seiner nächsten Umgebung wüteten, sich beständig schlagfertig hielten und nicht selten auch thatsächlich zuschlugen. Als ich Börne zum zweiten

Male besuchte in der Rue de Provence, wo er sich definitiv einquartiert hatte, fand ich in seinem Salon eine Menagerie von Menschen, wie man sie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutsche Eisbären, welche Tabak rauchten, fast immer schwiegen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brummbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polnischer Wolf, welcher eine rote Mütze trug und manchmal die süßlich-fadesten Bemerkungen mit heiserer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen französischen Affen, der zu den häßlichsten gehörte, die ich jemals gesehen; er schnitt beständig Gesichter, damit man sich das schönste darunter aussuchen möge. Das unbedeutendste Subjekt in jener Börneschen Menagerie war ein Herr *[1], der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Main, der ihn gewiß in sehr nüchterner Stimmung gezeugt, ... eine lange, hagere Gestalt, die wie der Schatten einer Eau de Cologne-Flasche aussah, aber keineswegs wie der Inhalt derselben roch. Trotz seines dünnen Aussehens trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieselben würde er gar nicht existieren. Börne machte sich beständig über ihn lustig:

„Ich präsentiere Ihnen hier einen *, es ist freilich kein * erster Größe, aber er ist doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derselben sein Licht ... er ist ein unterthäniger Verwandter der Herrn von Rothschild ... Denken Sie sich, Herr *, ich habe diese Nacht im Traum den Frankfurter Rothschild hängen sehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte ...

Herr * erschrak bei diesen Worten, und wie in Todesangst rief er: „Herr Berne, ich bitte Ihnen, sagen Sie das nicht weiter ... ich hab' Grind ..." — „Ich hab' Grind" — wiederholte mehrmals der junge Mensch, und indem er sich gegen mich wandte, bat er mich mit leiser Stimme, ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir seine delikate „Positiaun" zu vertrauen. „Sehen Sie", flüsterte er heimlich, „ich habe eine delikate Positiaun. Von der einen Seite ist Madame Wohl auf dem Wollgraben meine Tante, und auf der anderen Seite ist die Frau von Herrn von Rothschild auch sozusagen meine Tante. Ich bitte Ihnen, erzäh-

---

[1] Ein Herr Stern, der „Nasenstern" im „Rabbi von Bacherach", vermutlich auch derselbe, der vor Rothschilds Nachttopf den Hut zog (Bd. VI, S. 258).

len Sie nicht im Hause des Herrn Baron v. Rothschild, daß Sie mich hier bei Berne gesehen haben ... ich hab' Grind."

Börne machte sich über diesen Unglücklichen beständig lustig, und besonders hechelte er ihn wegen der mundfaulen und kauderwälschen Art, wie er das Französische aussprach. „Mein lieber Landsmann", sagte er, „die Franzosen haben unrecht, über Sie zu lachen; sie offenbaren dadurch ihre Unwissenheit. Verständen sie Deutsch, so würden sie einsehen, wie richtig Ihre Redensarten konstruiert sind, nämlich vom deutschen Standpunkte aus ... Und warum sollen Sie Ihre Nationalität verleugnen? Ich bewundere sogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Muttersprache, das Frankfurter Mauscheln, ins Französische übertragen ... Die Franzosen sind ein unwissendes Volk und werden es nie dahin bringen, ordentlich Deutsch zu lernen. Sie haben keine Geduld ... Wir Deutschen sind das geduldigste und gelehrigste Volk ... Wieviel müssen wir schon als Knaben lernen! wieviel Latein! wieviel Griechisch, wieviel persische Könige und ihre ganze Sippschaft bis zum Großvater! ... ich wette, so ein unwissender Franzose weiß sogar in seinen alten Tagen noch nicht, daß die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Astyages war. Auch haben wir die besten Handbücher für alle Wissenschaften herausgegeben. Neanders ‚Kirchengeschichte'[1] und Meyer Hirschs ‚Rechenbuch'[2] sind klassisch. Wir sind ein denkendes Volk, und weil wir so viele Gedanken hatten, daß wir sie nicht alle aufschreiben konnten, haben wir die Buchdruckerei erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherschreiben oft das liebe Brot nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel."

„Das deutsche Volk", brummte der deutsche Patriot aus seiner Ecke, „hat auch das Pulver erfunden."

Börne wandte sich rasch nach dem Patrioten, der ihn mit dieser Bemerkung unterbrochen hatte, und sprach sarkastisch lächelnd: „Sie irren sich, mein Freund, man kann nicht so eigentlich behaupten, daß das deutsche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutsche Volk besteht aus dreißig Millionen Menschen. Nur einer davon hat das Pulver erfunden ... die übrigen, 29,999,999

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 453, und Bd. III, S. 414.

[2] Meyer Hirsch, Privatlehrer der Mathematik in Berlin, schrieb „Sammlung von Beispielen ꝛc. aus der Buchstabenrechnung und Algebra" (5. Aufl., Berlin 1838) u. a. m.

Deutsche, haben das Pulver nicht erfunden. — Übrigens ist das Pulver eine gute Erfindung, ebenso wie die Druckerei, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutschen aber benutzen die Presse, um die Dummheit, und das Pulver, um die Sklaverei zu verbreiten —"

Einlenkend, als man ihm diese irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Je nun, ich will eingestehen, daß die deutsche Presse sehr viel Heil gestiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muß man dieses einräumen in Beziehung auf bürgerliche Freiheit ... Ach! wenn ich die ganze deutsche Geschichte durchgehe, bemerke ich, daß die Deutschen für bürgerliche Freiheit wenig Talent besitzen, hingegen die Knechtschaft, sowohl theoretisch als praktisch, immer leicht erlernten und diese Disziplin nicht bloß zu Hause, sondern auch im Auslande mit Erfolg dozierten. Die Deutschen waren immer die Ludi magistri der Sklaverei, und wo der blinde Gehorsam in die Leiber oder in die Geister eingeprügelt werden sollte, nahm man einen deutschen Exerziermeister. Auch haben wir die Sklaverei über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieser Sündflut sitzen deutsche Fürstengeschlechter auf allen Thronen Europas, wie nach uralten Überschwemmungen auf den höchsten Bergen die Reste versteinerter Seeungeheuer gefunden werden.... Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frei, so wird ihm ein deutscher Prügel auf den Rücken gebunden ... und sogar in der heiligen Heimat des Harmodios und Aristogeitons[1], im wiederbefreiten Griechenland, wird jetzt deutsche Knechtschaft eingesetzt[2], und auf der Akropolis von Athen fließt bayersches Bier und herrscht der bayersche Stock... Ja, es ist erschrecklich, daß der König von Bayern, dieser kleine Tyrannos und schlechte Poet, seinen Sohn auf den Thron jenes Landes setzen durfte, wo einst die Freiheit und die Dichtkunst geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene gibt, welche Marathon, und einen Berg, welcher Parnaß heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Gehirn zittert ... Wie ich in der heutigen Zeitung gelesen, haben wieder drei Studenten in München vor dem Bilde des König Ludwigs niederknien und Abbitte thun

---

[1] Vgl. Bd. III, S. 251.

[2] Der zweite Sohn Ludwigs von Bayern, Otto (geb. 1815), ward 1833 als König von Griechenland eingesetzt. 1862 ward er des Thrones beraubt; starb 1867 in Bamberg.

müssen. Niederknien vor dem Bilde eines Menschen, der noch dazu ein schlechter Poet ist! Wenn ich ihn in meiner Macht hätte, dieser schlechte Dichter sollte niederknien vor dem Bilde der Musen und Abbitte thun wegen seiner schlechten Verse, wegen beleidigter Majestät der Poesie! Sprecht mir jetzt noch von römischen Kaisern, welche so viel Tausende von Christen hinrichten ließen, weil diese nicht vor ihrem Bilde knien wollten ... Jene Tyrannen waren wenigstens Herrn der ganzen Welt von Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute sehen, wenn auch keine Götter, so waren sie doch schöne Menschen. Man beugt sich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Ohnmacht und Häßlichkeit. — — —"

— — Es bedarf wohl keines besonderen Winks für den scharfsinnigen Leser, aus welchen Gründen ich den Frevler nicht weitersprechen lasse. Ich glaube, die angeführten Phrasen sind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; sie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutschen Tumultuanten, die seit der Juliusrevolution in wilden Schwärmen nach Paris kamen und sich schon gleich um Börne sammelten. Es ist kaum zu begreifen, wie dieser sonst so gescheute Kopf sich von der rohesten Tobsucht beschwatzen und zu den gewaltsamsten Hoffnungen verleiten lassen konnte! Zunächst geriet er in den Kreis jenes Wahnsinnes, als dessen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F.[1] zu betrachten war. Dieser F., man sollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börnes. Die rote Wut, die in der Brust des einen kochte, das dreitägige Juliusfieber, das die Glieder des einen rüttelte, der jakobinische Veitstanz, worin der eine sich drehte, fand den entsprechenden Ausdruck in den Pariser Briefen des anderen. Mit dieser Bemerkung will ich aber nur einen Geistesirrtum, keineswegs einen Herzensirrtum andeuten, bei dem einen wie bei dem andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutschen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmütig, jeder Selbstopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu solchem Zeugnis glaube ich mich um so mehr verpflichtet, da, seit er in strenger Haft schweigen muß, die servile Verleumdung an seinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher

---

[1] Wahrscheinlich der Buchhändler Frankh aus Stuttgart, der am 3. April 1833 bei dem Putsch gegen die Frankfurter Konstablerwache eine Hauptrolle spielte; vgl. Bd. IV, S. 309.

unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beschuldigen; er zeigte namentlich im Unglück sehr viel Charakter, er war durchglüht von reinster Bürgertugend, und um die Schellenkappe, die sein Haupt umklingelt, müssen wir einen Kranz von Eichenlaub flechten. Der edle Narr, er war mir tausendmal lieber als jener andre Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutsche Übersetzung der französischen Revolution zu besorgen, jener leise Schleicher, welcher matt und menschenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne aussah, die zur Abführung eingenommen ... Übrigens rühmte man auch letztern als einen ehrlichen Mann, der sogar seine Schulden bezahlte, wenn er das große Los in der Lotterie gewinnt, und wegen solcher Ehrlichkeitsverdienste ward er zum Finanzminister des erneuten Deutschen Reichs vorgeschlagen ... Im Vertrauen gesagt, er mußte sich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Ministers des Innern hatte F. schon vorweg vergeben, nämlich an Garnier[1], wie er auch die deutsche Kaiserkrone dem Hauptmanne S.[1] bereits zugesagt ...

Garnier freilich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann S. zum deutschen Kaiser machen, weil dieser Lump ihm Geld schuldig sei und er sonst nicht zu seinem Gelde kommen könne ... Das ist aber unrichtig und zeugt nur von Garniers Medisance; F. hat vielleicht aus republikanischer Arglist eben das kläglichste Subjekt zum Kaiser gewählt, um dadurch das Monarchentum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen ...

Der Einfluß des F. war indessen bald beendigt, als derselbe, ich glaube im November, Paris verließ und an die Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporstiegen; unter diesen waren die bedeutendsten der schon erwähnte Garnier und ein gewisser Wolfrum. Ich darf sie wohl mit Namen nennen, da der eine tot ist und dem andern, welcher sich im sicheren England befindet, durch die Hindeutung auf seine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; beide aber, Garnier zum Teil, Wolfrum aber ganz, schöpften ihre Inspirationen aus dem Munde Börnes, der von nun an als die Seele der Pariser Propaganda zu betrachten war. Der Wahnsinn blieb derselbe, aber, um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein[2].

---

[1] Joseph Garnier, der Hauptmann Seybold, Wolfrum u. a. sind jetzt vollständig verschollene deutsche Revolutionäre, die im Ausland eine Zuflucht suchten.

[2] Hamlet II, 2.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda“ bedient; aber ich gebrauche dasselbe in einem andern Sinne als gewisse Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verstehen, eine Verschwörung der revolutionären Geister in ganz Europa, eine Art blutdürstiger, atheistischer und regicider Maçonnerie[1]. Nein, jene Pariser Propaganda bestand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge, die in einem großen Saale des Passage Saumon oder in den Faubourgs sich versammelten, wohl fürnehmlich, um in der lieben Sprache der Heimat über vaterländische Gegenstände miteinander zu konversieren, hier wurden nun, durch leidenschaftliche Reden, im Sinne der rheinbayrischen Tribüne[2] viele Gemüter fanatisiert, und da der Republikanismus eine so grade Sache ist und leichter begreifbar als z. B. die konstitutionelle Regierungsform, wobei schon mancherlei Kenntnisse vorausgesetzt werden: so dauerte es nicht lange und Tausende von deutschen Handwerksgesellen wurden Republikaner und predigten die neue Überzeugung. Diese Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unsre deutschen Regierungen schreckten, und vielleicht weit mächtiger als Börnes geschriebene Reden war Börnes mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutschem Glauben einsogen und mit apostolischem Eifer in der Heimat verbreiteten. Ungeheuer groß ist die Anzahl deutscher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderschaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutsche Blätter sich darüber lustig machten, daß Börne mit 600 Schneidergesellen auf den Montmartre gestiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, mußte ich mitleidig die Achsel zucken, aber am wenigsten über Börne, der eine Saat ausstreute, die früh oder spät die furchtbarsten Früchte hervorbringt. Er sprach sehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig; nackte, kunstlose Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freilich nur ein einziges Mal reden hören, nämlich in dem Passage Saumon, wo Garnier der „Volksversammlung“ präsidierte . . . Börne sprach über den Preßverein, welcher sich vor aristokratischer Form zu bewahren habe; Garnier donnerte gegen Nikolas, den

---

[1] „Königsmörderischer Freimaurerei“.

[2] Die „Deutsche Tribüne“ des in Rheinbayern lebenden Dr. Wirth ward 1832 vom Bundestag verboten.

Zar von Rußland; ein verwachsener, krummbeinichter Schustergeselle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich ... Ich ärgerte mich nicht wenig über diese Impertinenz ... Es war das erste und letzte Mal, daß ich der Volksversammlung beiwohnte.

Dieses eine Mal war aber auch hinreichend ... Ich will dir gern, lieber Leser, bei dieser Gelegenheit ein Geständnis machen, das du eben nicht erwartest. Du meinst vielleicht, der höchste Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin bestanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Kapitol gekrönt zu werden, wie weiland Messer Francesco Petrarcha[1] ... Nein, es waren vielmehr die großen Volksredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein Leben gern auf öffentlichem Markte vor einer bunten Versammlung das große Wort erhoben, welches die Leidenschaften aufwühlt oder besänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es dir gern eingestehen, daß ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wo uns die komödiantenhaften Gelüste anwandeln, mich oft in eine solche Rolle hineindachte. Ich wollte durchaus ein großer Redner werden, und wie Demosthenes deklamierte ich zuweilen am einsamen Meeresstrand, wenn Wind und Wellen brausten und heulten; so übt man seine Lungen und gewöhnt sich dran, mitten im größten Lärm einer Volksversammlung zu sprechen. Nicht selten sprach ich auch auf freiem Felde vor einer großen Anzahl Ochsen und Kühe, und es gelang mir, das versammelte Rindviehvolk zu überbrüllen. Schwerer schon ist es, vor Schafen eine Rede zu halten. Bei allem, was du ihnen sagst, diesen Schafsköpfen, wenn du sie ermahnst, sich zu befreien, nicht wie ihre Vorfahren geduldig zur Schlachtbank zu wandern ... sie antworten dir nach jedem Satze mit einem so unerschütterlich gelassenen Mäh! Mäh! daß man die Kontenance verlieren kann. Kurz, ich that alles, um, wenn bei uns einmal eine Revolution aufgeführt werden möchte, als deutscher Volksredner auftreten zu können. Aber ach! schon gleich bei der ersten Probe merkte ich, daß ich in einem solchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragieren kann. Und lebten sie noch, weder Demosthenes noch Cicero noch Mirabeau könnten in einer deutschen Revolution als Sprecher auftreten: denn bei einer deutschen Revolution wird geraucht. Denkt euch meinen Schreck, als ich in Paris der oben erwähnten

---

[1] Im Jahre 1341.

Volksversammlung beiwohnte, fand ich sämtliche Vaterlandsretter mit Tabakspfeifen im Maule, und der ganze Saal war so erfüllt von schlechtem Knasterqualm, daß er mir gleich auf die Brust schlug und es mir platterdings unmöglich gewesen wäre, ein Wort zu reden ...

Ich kann den Tabaksqualm nicht vertragen, und ich merkte, daß in einer deutschen Revolution die Rolle eines Großsprechers in der Weise Börnes und Konsorten nicht für mich paßte. Ich merkte überhaupt, daß die deutsche Tribunalkarriere nicht eben mit Rosen und am allerwenigsten mit reinlichen Rosen bedeckt. So z. B. mußt du allen diesen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevattern" recht derb die Hand drücken. Es ist vielleicht metaphorisch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde[1].

Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen gesehen, mit eigner Nase gerochen haben, man muß mit eignen Ohren anhören, wie dieser souveräne Rattenkönig sich ausspricht, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten: „Man macht keine Revolution mit Lavendelöl". Solange wir die Revolutionen in den Büchern lesen, sieht das alles sehr schön aus, und es ist damit wie mit jenen Landschaften, die, kunstreich gestochen auf dem weißen Velinpapier, so rein, so freundlich aussehen, aber nachher, wenn man sie in Natura betrachtet, vielleicht an Grandiosität gewinnen, doch einen sehr schmutzigen und schäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer gestochenen Misthaufen riechen nicht, und der in Kupfer gestochene Morast ist leicht mit den Augen zu durchwaten!

War es Tugend oder Wahnsinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die schlimmsten Mistdüfte mit Wonne einzuschnaufen und sich vergnüglich im plebejischen Kot zu wälzen? Wer löst uns das Rätsel dieses Mannes, der in weichlichster Seide erzogen worden, späterhin in stolzen Anflügen seine innere Vornehmheit bekundete und gegen das Ende seiner Tage plötzlich überschnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der untersten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöten des

[1] Vgl. Bd. VI, S. 42, unten.

Vaterlandes bis zum entsetzlichsten Grade des Zorns, oder ergriff ihn der schauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, das war es vielleicht; er sah, wie er dieses ganze Leben hindurch mit all seinem Geiste und all seiner Mäßigung nichts ausgerichtet hatte, weder für sich noch für andere, und er verhüllte sein Haupt, oder, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder sehen noch hören und stürzte sich in den heulenden Abgrund . . . Das ist immer eine Ressource, die uns übrigbleibt, wenn wir angelangt bei jenen hoffnungslosen Marken, wo alle Blumen verwelkt sind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür stehen, daß ich nicht einst unter denselben Umständen dasselbe thue . . . Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabaksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaschensten Reden vor dem ungewaschensten Publikum...

Blätternd in Börnes „Pariser Briefen", stieß ich jüngst auf eine Stelle, welche mit den Äußerungen, die mir oben entschlüpft, einen sonderbaren Zusammenklang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

— — [1]„Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammenzustellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armut. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmutigte mich; hätten sie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren."

---

[1] „Briefe aus Paris", 2. Teil (Hamburg 1832), S. 250 ff.

Dieses schrieb Börne den 20. März 1831. Wie über andre, hat er auch über sich selber schlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angst und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungestüme Glöckner an den Strängen rissen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenossenschaftlichen Passionen als Organ diente und seine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, sondern als Dokument unserer politischen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müssen. Was in jener Periode sich besonders geltend machte und die Gärung bis zur kochenden Sud steigerte, waren die polnischen[1] und rheinbayrischen[2] Vorgänge, und diese haben auf den Geist Börnes den mächtigsten Einfluß geübt. Ebenso glühend wie einseitig war sein Enthusiasmus für die Sache Polens, und als dieses mutige Land unterlag trotz der wunderbarsten Tapferkeit seiner Helden, da brachen bei Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schicksal so vieler edlen Märtyrer der Freiheit, die, in langen Trauerzügen Deutschland durchwandernd, sich in Paris versammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in seine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch' ich dich, teurer Leser, an diese Betrübnisse zu erinnern, du hast in Deutschland den Durchzug der Polen mit eignen thränenden Augen angesehen, und du weißt, wie das ruhige, stille deutsche Volk, das die eignen Landesnöten so geduldig erträgt, bei dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn so gewaltig erschüttert wurde und so sehr außer Fassung kam, daß wir nahe daran waren, für jene Fremden das zu thun, was wir nimmermehr für uns selber thäten, nämlich die heiligsten Unterthanspflichten beiseite zu setzen und eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitliche Plackereien und demagogische Schriften hat der Durchzug der Polen den deutschen Michel revolutioniert, und es war ein großer Fehler der respektiven deutschen Regierungen, daß sie jenen Durchzug in der bekannten Weise gestatteten. Der größere Fehler freilich bestand darin, daß sie die Polen nicht längere Zeit in Deutschland verweilen ließen; denn diese Ritter der Freiheit hätten bei verlängertem Aufenthalt jene

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 120.

[2] Die Folgen des Hambacher Festes, die Verurteilung Wirths, Siebenpfeifers &c.

bedenkliche, höchst bedrohliche Sympathie, die sie den Deutschen einflößten, selber wieder zerstört. Aber sie zogen rasch durchs Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit einer den anderen zu diskreditieren, und sie hinterließen die staatsgefährlichste Aufregung.

Ja, wir Deutschen waren nahe daran, eine Revolution zu machen und zwar nicht aus Zorn und Not wie andere Völker, sondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung für unsere armen Gastfreunde, die Polen. Thatsüchtig schlugen unsre Herzen, wenn diese uns am Kamin erzählten, wieviel sie ausgestanden von den Russen, wieviel Elend, wieviel Knutenschläge . . . bei den Schlägen horchten wir noch sympathetischer, denn eine geheime Ahnung sagte uns, die russischen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, seien dieselben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutschen Mütter schlugen angstvoll die Hände über den Kopf, als sie hörten, daß der Kaiser Nikolas, der Menschenfresser, alle Morgen drei kleine Polenkinder verspeise, ganz roh, mit Essig und Öl. Aber am tiefsten erschüttert waren unsre Jungfrauen, wenn sie im Mondschein an der Heldenbrust der polnischen Märtyrer lagen und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warschau und den Sieg der russischen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzosen, die bei solchen Gelegenheiten nur schäkerten und lachten . . . nein, diese larmoyanten Schnurrbärte gaben auch etwas fürs Herz, sie hatten Gemüt, und nichts gleicht der holden Schwärmerei, womit deutsche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beschworen, so schnell als möglich eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Eine Revolution ist ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück ist eine verunglückte Revolution; und mit einer solchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordischen Freunde, die in unsre Angelegenheiten alle jene Verwirrung und Unzuverlässigkeit gebracht hätten, wodurch sie selber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmischung wäre uns um so verderblicher geworden, da die deutsche Unerfahrenheit sich von den Ratschlägen jener kleinen polnischen Schlauheit, die sich für politische Einsicht ausgibt, gern leiten ließ und gar die deutsche Bescheidenheit, bestochen von jener flinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen ist, diesen letztern die wichtigsten Führerstellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals in dieser Beziehung über die Popularität der

Polen nicht wenig geängstigt. Es hat sich vieles seitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutschen Freiheitsinteressen einer spätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu fürchten. Ach nein, wenn einst Deutschland sich wieder rüttelt, und diese Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach existieren, sie werden ganz mit den Russen verschmolzen sein, und als solche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen ... und sie werden für uns minder gefährlich sein als Feinde denn als Freunde. Der einzige Vorteil, den wir ihnen verdanken, ist jener Russenhaß, den sie bei uns gesät, und der, still fortwuchernd im deutschen Gemüte, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde schlägt, wo wir uns zu verteidigen haben gegen jenen furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Füße weitausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich ... Deutschland wird einst mit diesem Riesen den Kampf bestehen müssen, und für diesen Fall ist es gut, daß wir die Russen schon früh hassen lernten, daß dieser Haß in uns gesteigert wurde, daß auch alle andren Völker daran teilnehmen ... das ist ein Dienst, den uns die Polen leisten, die jetzt als Propaganda des Russenhasses in der ganzen Welt umherwandern. Ach, diese unglücklichen Polen! sie selber werden einst die nächsten Opfer unseres blinden Zornes sein, sie werden einst, wenn der Kampf beginnt, die russische Avantgarde bilden, und sie genießen alsdann die bittern Früchte jenes Hasses, den sie selber gesät. Ist es der Wille des Schicksals, oder ist es glorreiche Beschränktheit, was die Polen immer dazu verdammte, sich selber die schlimmste Falle und endlich die Todesgrube zu graben ... seit den Tagen Sobieskis, der die Türken schlug[1], Polens natürliche Alliierte, und die Östreicher rettete ... der ritterliche Dummkopf!

Ich habe oben von der „kleinen polnischen Schlauheit“ gesprochen. Ich glaube, dieser Ausdruck wird keiner Mißdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, dessen Herz am frühesten für Polen schlug, und der lange schon vor der polnischen Revolution für dieses heldenmütige Volk sprach und litt. Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern,

---

[1] Johann Sobieski (1629—96) besiegte die Türken 1673 in der Schlacht bei Chotschim, ward 1674 zum König von Polen erwählt.

daß ich nachträglich bemerke, er bezieht sich hier auf die Jahre 1831 und 1832, wo die Polen von der großen Wissenschaft der Freiheit nicht einmal die ersten Elementarkenntnisse besaßen und die Politik ihnen nichts anders dünkte als eben ein Gewebe von Weiberkniffen und Hinterlist, kurz als eine Manifestation jener „kleinen polnischen Schlauheit", für welche sie sich ein ganz besonderes Talent zutrauten.

Diese Polen waren gleichsam ihrem heimatlichen Mittelalter entsprungen, und ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopfe tragend, stürmten sie nach Paris, und hier warfen sie sich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakristeien der katholischen Schule: denn um Republikaner zu sein, dazu braucht man wenig zu wissen, und um Katholik zu sein, braucht man gar nichts zu wissen, sondern braucht man nur zu glauben. Die Gescheutesten unter ihnen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und sie ahneten nimmermehr, daß namentlich in Deutschland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird. Ebenso unheilvoll wie spaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staatsmänner gegen die deutschen Regierungen verfuhr. Er hatte nämlich bei dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine stille deutsche Stadt in Bewegung zu setzen, und da er der gelehrteste Litauer war und aus der Geographie ganz genau wußte, daß Deutschland aus einigen dreißig Staaten besteht, schickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptstadt eines dieser Staaten . . . er setzte gleichsam einen Polen auf irgend einen jener dreißig deutschen Staaten wie auf die Nummern eines Rouletts, wahrscheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: an einem einzigen Polen ist nicht viel verloren, verursacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, so kommt vielleicht eine ganze Revolution dabei heraus!

Ich spreche von 1831 und 1832. Seitdem sind acht Jahre verflossen, und ebensogut wie die Helden deutscher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und viele von ihnen konnten die schreckliche Muße des Exils zum Studium der Zivilisation benutzen. Das Unglück hat sie ernsthaft geschult, und sie haben etwas Tüchtiges lernen können. Wenn sie einst in ihr Vaterland zurückkehren, werden sie dort die heilsamste Saat ausstreuen, und wo nicht ihre Heimat, doch gewiß die Welt wird die Früchte ihrer Aussaat ärnten. Das Licht, das

sie einst mit nach Hause bringen, wird sich vielleicht weit verbreiten nach dem fernsten Nordosten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen setzen, so daß bei der auflodernden Helle unsere Feinde sich einander beschauen und voreinander entsetzen werden ... sie würgen sich alsdann untereinander in wahnsinnigem Wechselschreck und erlösen uns von aller Gefahr ihres Besuches. Die Vorsehung vertraut das Licht zuweilen den ungeschicktesten Händen, damit ein heilsamer Brand entstehe in der Welt ...

Nein, Polen ist noch nicht verloren ... Mit seiner politischen Existenz ist sein wirkliches Leben noch nicht abgeschlossen. Wie einst Israel nach dem Falle Jerusalems, so vielleicht nach dem Falle Warschaus erhebt Polen sich zu den höchsten Bestimmungen. Es sind diesem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menschheit höher schätzt als die gewonnenen Schlachten und das rittertümliche Schwertergeklirre nebst Pferdegetrampel seiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne solche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren sein ... Es wird ewig leben auf den rühmlichsten Blättern der Geschichte!!!

Nächst dem Durchzug der Polen habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächsten Hebel bezeichnet, welcher nach der Julisrevolution die Aufregung in Deutschland bewirkte und auch auf unsere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte. Die hiesige Volksversammlung war im Anfang nichts anderes als eine Filialgesellschaft des Preßvereins von Zweibrücken[1]. Einer der gewaltigsten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksversammlung sprechen gehört, sah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffeehause, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete und die gemäßigten Verräter, namentlich die Redaktoren der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", mit dem Strang bedrohte ... (Ich wundre mich, daß ich damals noch den Mut hatte, als Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" thätig zu sein ... Jetzt sind die Zeiten minder gefährlich ... Es sind seitdem acht Jahre verflossen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken, ist in diesem Augenblick einer der schreibseligsten Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" ...)

Von Rheinbayern sollte die deutsche Revolution ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freiheit, der Hei-

---

[1] Zweibrücken war das Hauptquartier der Pfälzer Demagogen.

land, in der Wiege lag und welterlösend greinte. Neben dieser Wiege brüllte manches Öchslein, das späterhin, als man auf seine Hörner zählte, sich als ein sehr gemütliches Rindvieh erwies. Man glaubte ganz sicher, daß die deutsche Revolution in Zweibrücken beginnen würde, und alles war dort reif zum Ausbruch. Aber, wie gesagt, die Gemütlichkeit einiger Personen vereitelte jenes polizeiwidrige Unterfangen. Da war z. B. unter den verschwornen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lautesten wütete, der von Tyrannenhaß am tollsten übersprudelte, und dieser sollte, mit der ersten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptposten bewachte, gleich niederstechen... „Was!" — rief der Mann, als man ihm diese Ordre gab, — „was! mir, mir konntet ihr eine so schauderhafte, so abscheuliche, so blutdürstige Handlung zumuten? Ich, ich soll eine unschuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und diese Schildwache ist vielleicht ebenfalls ein Familienvater. Ein Familienvater soll einen Familienvater ermorden! ja töten! umbringen!"

Da der Dr. Pistor[1], einer der Zweibrücker Helden, welcher mir diese Geschichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entsprungen ist, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er versicherte mir, daß die deutsche Revolution durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vorderhand ajourniert wurde. Und doch war der Moment ziemlich günstig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Festes hätte mit einiger Aussicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutschland versucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte Termin, den die Göttin der Freiheit uns gewährte; die Sterne waren günstig; seitdem erlosch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren sehr viele Männer der That versammelt, die selber von ernstem Willen glühten und auf die sicherste Hülfe rechnen konnten. Jeder sah ein, es sei der rechte Moment zu dem großen Wagnis, und die meisten setzten gerne Glück und Leben aufs Spiel . . . Wahrlich, es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzügelte und die That zurückdämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt, die Revolution zu beginnen?

---

[1] Er ward gleichfalls als Teilnehmer an dem Hambacher Fest verurteilt, entkam aber nach Frankreich.

Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Komitee saß, wo man über die anzufangende Revolution debattierte; er gestand mir nämlich im Vertrauen: als die Frage der Kompetenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich kompetent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien diejenigen, welche zur raschen That rieten, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: man sei nicht kompetent.

O Schilda, mein Vaterland!

Venedey[1] möge es mir verzeihen, wenn ich diese geheime Kompetenzgeschichte ausplaudre und ihn selber als Gewährsmann nenne; aber es ist die beste Geschichte, die ich auf dieser Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergesse ich alle Kümmernisse dieses irdischen Jammerthals, und vielleicht einst, nach dem Tode, in der neblichten Langeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an diese Kompetenzgeschichte mich aufheitern können ... Ja, ich bin überzeugt, wenn ich sie dort Proserpinen erzähle, der mürrischen Gemahlin des Höllengotts, so wird sie lächeln, vielleicht laut lachen ...

O Schilda, mein Vaterland!

Ist diese Geschichte nicht wert, mit goldenen Buchstaben auf Samt gestickt zu werden wie die Gedichte des Mollakat[2], welche in der Moschee von Mekka zu schauen sind? Ich möchte sie jedenfalls in Verse bringen und in Musik setzen lassen, damit sie großen Königskindern als Wiegenlied vorgesungen werde ... Ihr könnt ruhig schlafen, und zur Belohnung für das furchtheilende Lied, das ich euch gesungen, ihr großen Königskinder, ich bitte euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten ... Ihr habt nichts zu riskieren, die deutsche Revolution ist noch weit von euch entfernt, gut Ding will Weile, und die Frage der Kompetenz ist noch nicht entschieden ...

O Schilda, mein Vaterland!

Wie dem aber auch sei, das Fest von Hambach gehört zu den

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 210; Bd. VI, S. 521.

[2] Moallakât, an der Wand der Kaaba aufgehängte Preisgedichte, Gedichte von sieben Verfassern aus der vormohammedanischen Zeit.

merkwürdigsten Ereignissen der deutschen Geschichte, und wenn ich Börne glauben soll, der diesem Feste beiwohnte, so gewährte dasselbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freiheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bei seiner Rückkehr von Hambach, daß ich ihn wiedersah, aber auch zum letzten Male in diesem Leben. Wir gingen miteinander in den Tuilerien spazieren, er erzählte mir viel von Hambach und war noch ganz begeistert von dem Jubel jener großen Volksfeier. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anstand rühmen, die dort herrschten. Es ist wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Exzesse, weder betrunkene Tobsucht noch pöbelhafte Roheit, und die Orgie, der Kirmestaumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgesprochen in jenen Reden, die zum Teil späterhin gedruckt erschienen. Aber der eigentliche Wahnwitz ward bloß geflüstert. Börne erzählte mir: während er mit Siebenpfeifer[1] redete, nahte sich demselben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte ins Ohr, worauf jener verneinend den Kopf schüttelte. „Aus Neugier", setzte Börne hinzu, „frug ich den Siebenpfeifer, was der Bauer gewollt, und jener gestand mir, daß der alte Bauer ihm mit bestimmten Worten gesagt habe: ‚Herr Siebenpfeifer, wenn Sie König sein wollen, wir machen Sie dazu!'

„Ich habe mich sehr amüsiert" — fuhr Börne fort — „wir waren dort alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderschaft, und ich erinnere mich besonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutschen sind ein ganz prächtiges Volk und gar nicht mehr so unpraktisch wie sonst. Wir hatten in Hambach auch das lieblichste Maiwetter, wie Milch und Rosen, und ein schönes Mädchen war dort, die mir die Hand küssen wollte, als wär' ich ein alter Kapuziner; ich habe das nicht gelitten, und Vater und Mutter befahlen ihr, mich auf den Mund zu küssen, und versicherten mir, daß sie mit dem größten Vergnügen meine sämtlichen Schriften gelesen. Ich habe mich sehr amüsiert. Auch meine Uhr ist mir gestohlen worden. Aber das freut mich ebenfalls, das ist gut, das gibt mir Hoffnung. Auch wir, und das ist gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns und

[1] Vgl. Bd. V, S. 137.

werden daher desto leichter reüssieren. Da ist der verwünschte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend sei das Prinzip der Republikaner! und ich ängstigte mich schon, daß unsere Partei aus lauter ehrlichen Leuten bestehen und deshalb nichts ausrichten würde. Es ist durchaus nötig, daß wir, ebensogut wie unsre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gerne den Patrioten entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemaust; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, sogleich die Polizei übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb[1]. Ich werde nämlich im „Hamburger Korrespondenten" annoncieren, daß ich dem ehrlichen Finder meiner Uhr die Summe von 100 Louisdor auszahle. Die Uhr ist es wert, schon als Kuriosität: es ist nämlich die erste Uhr, welche die deutsche Freiheit gestohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unserer schläfrigen Ehrlichkeit ... Tyrannen zittert, wir stehlen auch!"

Der arme Börne konnte nicht aufhören von Hambach zu reden und von dem Pläsir, das er dort genossen. Es war, als ob er ahnte, daß er zum letztenmal in Deutschland gewesen, zum letztenmal deutsche Luft geatmet, deutsche Dummheiten eingesogen mit durstigen Ohren — „Ach!" seufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk schmachtet, so schmachte ich manchmal nach jenen frischen erquicklichen Dummheiten, wie sie nur auf dem Boden unseres Vaterlands gedeihen. Diese sind so tiefsinnig, so melancholisch lustig, daß einem das Herz dabei jauchzt. Hier bei den Franzosen sind die Dummheiten so trocken, so oberflächlich, so vernünftig, daß sie für jemand, der an Besseres gewohnt, ganz ungenießbar sind. Ich werde deshalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer und sterbe am Ende. Das Exil ist eine schreckliche Sache. Komme ich einst in den Himmel, ich werde mich gewiß auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die so schön singen und so gut riechen ... sie sprechen ja kein Deutsch und rauchen keinen Kanaster ... Nur im Vaterland ist mir wohl! Vaterlandsliebe! Ich lache über dieses Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt ... Sie könnten ebensogut von Milchbreiliebe sprechen. Milchbreiliebe! In einer afrikanischen Sandwüste hat das Wort schon seine Bedeutung. Wenn

[1] Derselbe ward in der That in der Person von Börnes Barbier entdeckt; vgl. Gutzkow, „Börnes Leben" (Hamburg 1840), S. 233.

ich je so glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutschland zurückzukehren, so nennen Sie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftsteller schreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man einen im Gefängnis aussagen läßt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig festsetzen lassen wie der brave Wirth und die anderen, denen ich ihr Schicksal voraussagte, ja denen ich alles voraussagte, wie ich es im Traum gesehen ...

„Ja, das war ein närrischer Traum" — rief Börne plötzlich mit lautem Lachen und aus der düsteren Stimmung in die heitere überspringend, wie es seine Gewohnheit war — „das war ein närrischer Traum! Die Erzählungen des Handwerksburschen, der in Amerika gewesen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieser erzählte mir nämlich, in den nordamerikanischen Städten sähe man auf der Straße sehr große Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geschrieben steht, in welchem Gasthaus und an welchem Tage sie als Tortulsuppe verspeist werden. Ich weiß nicht, warum mich diese Erzählung so sehr frappierte, warum ich den ganzen Tag an die armen Tiere dachte, die so ruhig durch die Straßen von Boston umherkriechen und nicht wissen, daß auf ihrem Rücken ganz bestimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geschrieben steht... Und nachts, denken Sie sich, im Traume, sehe ich meine Freunde, die deutschen Patrioten, in lauter solche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines jeden steht mit großen Buchstaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einstecken werde in den verdammten Suppentopf ... Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht sagen, was mir geträumt: denn sie hätten's mir übelgenommen, daß sie, die Männer der Bewegung, mir als langsame Schildkröten erschienen ... Aber das Exil, das Exil, das ist eine schreckliche Sache ... Ach! wie beneide ich die französischen Republikaner! Sie leiden aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes steht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzosen, welche hier in Paris kämpfen und alle jene teuren Denkmäler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und sie trösten und aufmuntern! Hier sprechen die Steine und singen die Bäume, und so ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nämlich die Märtyrgeschichte der Menschheit, weit eindringlicher als alle Professoren der historischen Schule zu Berlin und Göttingen.

Und diese Kastanienbäume hier in den Tuilerien, ist es nicht, als fängen sie heimlich die Marseillaise mit ihren tausend grünen Zungen? ... Hier ist heiliger Boden, hier sollte man die Schuhe ausziehen, wenn man spazieren geht ... Hier links ist die Terrasse der Feuillands[1]; dort rechts, wo sich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Klub der Jakobiner seine Sitzungen ... Hier vor uns, im Tuileriengebäude, donnerte der Konvent, die Titanenversammlung, wogegen Bonaparte mit seinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erscheint ... dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI, wo das große Exempel statuiert wurde ... Und zwischen beiden, zwischen Schloß und Richtplatz, zwischen Feuillands- und Jakobinerklub, in der Mitte der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum ..."

An diesen alten Kastanienbäumen in den Tuileriengarten sind aber mitunter sehr morsche Äste, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phrase schließen wollte, brach mit lautem Gekrach ein Ast jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterstürzend, hätte er uns beide schier zerschmettert, wenn wir nicht hastig zur Seite sprangen. Börne, welcher nicht so schnell wie ich sich rettete, ward von einem Zweige des fallenden Astes an der Hand verletzt und brummte verdrießlich: „Ein böses Zeichen!"

---

[1] Der Klub der Feuillants erstrebte während der Revolution die Herstellung einer Verfassung nach dem Muster der englischen, ward aber am 28. März 1791 von dem Pöbel gesprengt.

Viertes Buch.

— Und dennoch beurkundete das Fest von Hambach einen großen Fortschritt, zumal wenn man es mit jenem anderen Feste vergleicht, das einst ebenfalls zur Verherrlichung gemeinsamer Volksinteressen auf der Wartburg stattfand[1]. Nur in Außendingen, in Zufälligkeiten, sind sich beide Bergfeier sehr ähnlich; keineswegs ihrem tieferen Wesen nach. Der Geist, der sich auf Hambach aussprach, ist grundverschieden von dem Geiste oder vielmehr von dem Gespenste, das auf der Wartburg seinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangslieder, und mit der ganzen Menschheit ward Brüderschaft getrunken; hier aber, auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obskuren Rabengesang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten gesagt und gethan, die des blödsinnigsten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der französische Liberalismus seine trunkensten Bergpredigten, und sprach man auch viel Unvernünftiges, so ward doch die Vernunft selber anerkannt als jene höchste Autorität, die da bindet und löset und den Gesetzen ihre Gesetze vorschreibt; auf der Wartburg hingegen herrschte jener beschränkte Teutomanismus, der viel von Liebe und Glaube greinte, dessen Liebe aber nichts anders war als Haß des Fremden, und dessen Glaube nur in der Unvernunft bestand, und der in seiner Unwissenheit nichts Besseres zu erfinden wußte, als Bücher zu verbrennen! Ich sage Unwissenheit, denn in dieser Beziehung war jene frühere Opposition, die wir unter dem Namen „die Altdeutschen" kennen, noch großartiger als die neuere Opposition, obgleich diese nicht gar besonders durch Gelehrsamkeit glänzt. Eben derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorschlag brachte, war auch zugleich das unwissendste Geschöpf,

[1] Vgl. Bd. V, S. 302.

das je auf Erden turnte und altdeutsche Lesarten herausgab[1]: wahrhaftig, dieses Subjekt hätte auch Bröders[2] lateinische Grammatik ins Feuer werfen sollen!

[3]Sonderbar! trotz ihrer Unwissenheit hatten die sogenannten Altdeutschen von der deutschen Gelahrtheit einen gewissen Pedantismus geborgt, der ebenso widerwärtig wie lächerlich war. Mit welchem kleinseligen Silbenstechen und Auspünkteln diskutierten sie über die Kennzeichen deutscher Nationalität! Wo fängt der Germane an? Wo hört er auf? Darf ein Deutscher Tabak rauchen? Nein, behauptete die Mehrheit. Darf ein Deutscher Handschuhe tragen? Ja, jedoch von Büffelhaut. (Der schmutzige Maßmann wollte ganz sicher gehen und trug gar keine.) Aber Biertrinken darf ein Deutscher, und er soll es als echter Sohn Germanias; denn Tacitus spricht ganz bestimmt von deutscher Cerevisia. Im Bierkeller zu Göttingen mußte ich einst bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutschen Freunde die Proskriptionslisten anfertigten für den Tag, wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Wer nur im siebenten Glied von einem Franzosen, Juden oder Slawen abstammte, ward zum Exil verurteilt. Wer nur im mindesten etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutsche Lächerlichkeiten geschrieben hatte, konnte sich auf den Tod gefaßt machen und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich diese ursprünglich eine deutsche Erfindung und schon im Mittelalter bekannt war unter dem Namen „die welsche Falle". Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß man ganz ernsthaft debattierte: ob man einen gewissen Berliner Schriftsteller, der sich im ersten Bande seines Werkes gegen die Turnkunst ausgesprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proskriptionsliste setzen dürfe: denn der letzte Band seines Buches sei noch nicht erschienen, und in diesem letzten Bande könne der Autor vielleicht Dinge sagen, die den inkriminierten Äußerungen des ersten Bandes eine ganz andere Bedeutung erteilen.

Sind diese dunklen Narren, die sogenannten Deutschtümler, ganz vom Schauplatz verschwunden? Nein. Sie haben bloß ihre

---

[1] Maßmann; vgl. Bd. I, S. 317; Bd. III, S. 220 u. öfter.

[2] Christian Gottlob Bröder (1744—1819), Verfasser einer ehemals allgemein benutzten lateinischen Grammatik. Das Buch erschien zuerst 1787; 19. Aufl. 1822.

[3] Vgl. die Lesarten zu Bd. III, S 408$_{19}$.

schwarzen Röcke, die Livree ihres Wahnsinns, abgelegt. Die meisten entledigten sich sogar ihres weinerlich brutalen Jargons, und vermummt in den Farben und Redensarten des Liberalismus, waren sie der neuen Opposition desto gefährlicher während der politischen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius. Ja, im Heere der deutschen Revolutionsmänner wimmelte es von ehemaligen Deutschtümlern, die mit sauren Lippen die moderne Parole nachlallten und sogar die Marseillaise sangen ... sie schnitten dabei die fatalsten Gesichter ... Jedoch, es galt einen gemeinschaftlichen Kampf für ein gemeinschaftliches Interesse, für die Einheit Deutschlands, der einzigen Fortschrittsidee, die jene frühere Opposition zu Markte gebracht. Unsere Niederlage ist vielleicht ein Glück ... Man hätte als Waffenbrüder treulich nebeneinander gefochten, man wäre sehr einig gewesen während der Schlacht, sogar noch in der Stunde des Sieges ... aber den andern Morgen wäre eine Differenz zur Sprache gekommen, die unausgleichbar und nur durch die ultima ratio populorum zu schlichten war, nämlich durch die welsche Falle. Die Kurzsichtigen freilich unter den deutschen Revolutionären beurteilten alles nach französischen Maßstäben, und sie sonderten sich schon in Konstitutionelle und Republikaner und wiederum in Girondisten und Montagnards, und nach solchen Einteilungen haßten und verleumdeten sie sich schon um die Wette: aber die Wissenden wußten sehr gut, daß es im Heere der deutschen Revolution eigentlich nur zwei grundverschiedene Parteien gab, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigsten Hader entgegenzürnten. Welche von beiden schien die überwiegende? Die Wissenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, daß ihre Partei, welche den Grundsätzen der französischen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die stärkere, aber an Glaubenseifer und Hülfsmitteln die schwächere sei. In der That, jene regenerierten Deutschtümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöser Art, überflügelte leicht einen Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner stehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beschwört, die Worte „Vaterland, Deutschland, Glauben der Väter u. s. w." elektrisieren die unklaren Volksmassen noch immer weit sicherer als die Worte: „Menschheit, Weltbürgertum, Vernunft der Söhne, Wahrheit ...!" Ich will hiermit andeuten, daß jene Repräsentanten der Nationalität im deutschen Boden weit tiefer wurzeln

als die Repräsentanten des Kosmopolitismus, und daß letztere im Kampfe mit jenen wahrscheinlich den kürzern ziehen, wenn sie ihnen nicht schleunigst zuvorkommen ... durch die welsche Falle.

In Revolutionszeiten bleibt uns nur die Wahl zwischen Töten und Sterben.

Man hat keinen Begriff von solchen Zeiten, wenn man nicht etwas gekostet hat von dem Fieber, das alsdann die Menschen schüttelt und ihnen eine ganz eigene Denk- und Gefühlsweise einhaucht. Es ist unmöglich, die Worte und Thaten solcher Zeiten während der Windstille einer Friedensperiode wie die jetzige zu beurteilen.

Ich weiß nicht, inwieweit obige Andeutungen einem stillen Verständnis begegnen. Unsere Nachfolger erben vielleicht unsere geheimen Übel, und es ist Pflicht, daß wir sie darauf hinweisen, welches Heilmittel wir für probat hielten. Zugleich habe ich hier oben insinuiert, inwiefern zwischen mir und jenen Revolutionären, die den französischen Jakobinismus auf deutsche Verhältnisse übertrugen, eine gewisse Verbündung stattfinden mußte ... Trotzdem, daß mich meine politischen Meinungen von ihnen schieden im Reiche des Gedankens, würde ich mich doch jederzeit denselben angeschlossen haben auf den Schlachtfeldern der That ... Wir hatten ja gemeinschaftliche Feinde und gemeinschaftliche Gefahren!

Freilich, in ihrer trüben Befangenheit haben jene Revolutionäre nie die positiven Garantien dieser natürlichen Allianz begriffen. Auch war ich ihnen so weit vorausgeschritten, daß sie mich nicht mehr sahen, und in ihrer Kurzsichtigkeit glaubten sie, ich wäre zurückgeblieben.

Es ist weder hier der Ort, noch ist es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die sich bald nach der Julisrevolution zwischen mir und den deutschen Revolutionären in Paris kundgeben mußten. Als der bedeutendste Repräsentant dieser letzteren muß unser Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, als infolge der republikanischen Niederlagen die zwei thätigsten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten.

Von ersterem ist bereits Erwähnung geschehn. Er war einer der rüstigsten Umtriebler, und man muß ihm das Zeugnis geben, daß er alle demagogische Talente im höchsten Grade besaß. Ein Mensch von vielem Geiste, auch vielen Kenntnissen und großer

Beredsamkeit. Aber ein Intrigant. In den Stürmen einer deutschen Revolution hätte Garnier gewiß eine Rolle gespielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm schlecht. Man sagt, er mußte von Paris flüchten, weil sein Gastwirt ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speisen zu vergiften drohte, sondern indem er ihm gar keine Speisen mehr ohne bare Bezahlung verabreichen wollte. Der andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Mensch aus Altbayern, wenn ich nicht irre, aus Hof, der hier als Kommis in einem Handlungshause konditionierte, aber seine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, seine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeisterung getriebener Mensch, und ich halte mich um so mehr verpflichtet, dieses auszusprechen, da sein Andenken noch nicht ganz gereinigt ist von einer schauderhaften Verleumdung. Als er nämlich aus Paris verwiesen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Minister des Innern, ob dieser Willkür in der Kammer zur Rede stellte, schneuzte d'Argout seine lange Nase und behauptete: der Verwiesene sei ein Agent der bayerschen Jesuiten gewesen, und unter seinen Papieren habe man die Beweisstücke gefunden. Als Wolfrum, welcher sich in Belgien aufhielt, von dieser schnöden Beschuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Barschaft nur zu Fuße reisen, und erkrankt durch Übermüdung und innere Aufregung, mußte er bei seiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu[1] einkehren; hier starb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnier waren immer Börnes treue Anhänger, aber sie behaupteten ihm gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, und nicht selten schöpften sie ihre Inspirationen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber diese beiden verschwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar persönlich hervor, er herrschte nicht mehr durch Agenten seines Willens, sondern in eigenem Namen, und es fehlte ihm nicht an einem Hofstaat von beschränkten und erhitzten Köpfen, die ihm mit blinder Verehrung huldigten. Unter diesen lieben Getreuen saß er in aller Majestät seines buntseidenen Schlafrocks und hielt Gericht über die Großen dieser Erde, und neben dem Zaren aller Reußen

[1] Hôtel-Dieu, Krankenhaus in Paris.

war es wohl der Schreiber dieser Blätter, den sein rhadamantischer Zorn am stärksten traf . . . Was in seinen Schriften nur halbwegs angedeutet wurde, fand im mündlichen Vortrag die grellste Ergänzung, und der argwöhnische Kleingeist, der ihn bemeisterte, und eine gewisse infame Tugend, die für die heilige Sache sogar die Lüge nicht verschmäht, kurz Beschränktheit und Selbsttäuschung, trieben den Mann bis in die Moräste der Verleumdung.

Der Vorwurf in den Worten „argwöhnischer Kleingeist" soll hier weniger das Individuum als vielmehr die ganze Gattung treffen, die in Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens, ihren vollkommensten Repräsentanten gefunden. Mit diesem hatte Börne zuletzt die größte Ähnlichkeit: im Gesichte lauerndes Mißtrauen, im Herzen eine blutdürstige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe . . . Nur stand ihm keine Guillotine zu Gebote, und er mußte zu Worten seine Zuflucht nehmen und bloß verleumden. Auch dieser Vorwurf trifft mehr die Gattungen; denn sonderbar! ebenso wie die Jesuiten, haben die Jakobiner das Lügen als ein erlaubtes Kriegsmittel adoptiert, vielleicht weil sich beide der höchsten Zwecke bewußt waren: jene stritten für die Sache Gottes, diese für die Sache der Menschheit . . . Wir wollen ihnen daher ihre Verleumdungen verzeihen!

Ob aber bei Ludwig Börne nicht manchmal ein geheimer Neid im Spiele war? Er war ja ein Mensch, und während er glaubte, er ruiniere den guten Leumund eines Andersgesinnten nur im Interesse der Republik, während er sich vielleicht noch etwas darauf zu gute that, dieses Opfer gebracht zu haben, befriedigte er unbewußt die versteckten Gelüste der eignen bösen Natur wie einst Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens!

Und namentlich in betreff meiner hat der Selige sich solchen Privatgefühlen hingegeben, und alle seine Anfeindungen waren am Ende nichts anders als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maitre gegen den großen Tambour-Major empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maitre, mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanciere, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidre!

Der Umgebung Börnes mag ebenfalls vieles von den angedeuteten Verirrungen zur Last fallen; er ward von den lieben

Getreuen zu mancher schlimmen Äußerung angestachelt, und das mündlich Geäußerte ward noch bösartiger aufgestutzt und zu wunderlichen Privatzwecken verarbeitet. Bei all seinem Mißtrauen war er leicht zu betrügen, er ahnte nie, daß er ganz fremden Leidenschaften diente und nicht selten sogar den Einflüsterungen seiner Gegner gehorchte. Man versicherte mir, einige von den Spionen, die für Rechnung gewisser Regierungen hier herumschnüffeln, wußten sich so patriotisch zu geberden, daß Börne ihnen sein ganzes Vertrauen schenkte und Tag und Nacht mit ihnen zusammenhockte und konspirierte.

Und doch wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und einst sagte er mir: „Da geht beständig ein Kerl hinter mir her, der mich auf allen Straßen verfolgt, vor allen Häusern stehen bleibt, wo ich hineingehe, und gewiß von irgend einer Regierung teuer dafür bezahlt wird. Wüßte ich nur, welche Regierung, ich würde ihr schreiben, daß ich das Geld selbst verdienen möchte, daß ich selber ihr täglich einen gewissenhaften Rapport abstatten wolle, wie ich den ganzen Tag zugebracht, mit wem ich gesprochen, wohin ich gegangen: ja, ich bin erbötig, diesen Rapport zu weit wohlfeilerem Preise, ja für die Hälfte des Geldes zu liefern, das dieser Kerl, der beständig hinter mir einhergeht, sich zahlen läßt; denn ich muß ja alle diese Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, daß ich mein eigner Spion werde.“

Einen großen, vielleicht den größten Einfluß übte damals auf Börne die sogenannte Madame Wohl, eine bereits in diesen Blättern erwähnte zweideutige Dame, wovon man nicht genau wußte, zu welchem Titel ihr Verhältnis zu Börne sie berechtigte, ob sie seine Geliebte oder bloß seine Gattin. Die nächsten Freunde behaupteten lange Zeit steif und fest, daß Madame Wohl ihm heimlich angetraut sei und eines frühen Morgens als Frau Doktorin Börne ihre Aufwartung machen werde. Andere meinten, es herrsche zwischen beiden nur eine platonische Liebe, wie einst zwischen Messer Francesco und Madonna Laura, und sie fanden gewiß auch eine große Ähnlichkeit zwischen Petrarchas Sonetten und Börnes Pariser Briefen. Letztere waren nämlich nicht an eine erdichtete Luftgestalt, sondern an Madame Wohl gerichtet, was gewiß zu ihrem Werte beitrug, indem es ihnen jene bestimmte Physionomie und jenes Individuelle erteilte, was keine Kunst nachahmen kann. Wenn sich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers abspiegelt, so ist

Madame Wohl eine höchst respektable Person, die für Freiheit und Menschenrechte glüht, ein Wesen voll Gemüt, voll Begeisterung ... Und in der That, wir müssen dieser Ansicht Glauben schenken, wenn wir vernehmen, mit welcher Hingebung die Dame in bitterer Zeit an Börne festhielt, wie sie ihm ihr ganzes Leben weihte, und wie sie jetzt, nach seinem Tode, in trostlosem Kummer verharrt, sich in der Einsamkeit nur noch mit dem Verstorbenen beschäftigend. Unstreitbar herrschte zwischen beiden die innigste Zuneigung, aber während das Publikum zweifelhaft war, welche sinnliche Thatsachen daraus entsprungen sein möchten, überraschte uns einst die plötzliche Nachricht, daß Madame Wohl sich nicht mit Börne, sondern mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt vermählt habe[1] ... Die Verwunderung hierüber ward noch dadurch gesteigert, daß die Neuvermählte nebst ihrem Gatten hierherkam, mit Börne ein und dieselbe Wohnung bezog und alle drei einen einzigen Haushalt bildeten. Ja, es hieß, der junge Gatte habe die Frau nur deshalb geheuratet, um mit Börne in nähere Berührung zu kommen, er habe sich ausbedungen, daß zwischen beiden das frühere Verhältnis unverändert fortwalte. Wie man mir sagt, spielte er im Hause nur die dienende Person, verrichtete die roheren Geschäfte und ward ein sehr nützlicher Laufbursche für Börne, mit dessen Ruhm er hausieren ging, und gegen dessen Gegner er unerbittlich Gift und Galle geiferte.

In der That, jener Gatte der Madame Wohl gehört nicht zu der guten Sorte, die mit der Toleranz in der Ehe eine gewisse Harmlosigkeit verbindet und dadurch allen Spott entwaffnet. Nein, er erinnerte vielmehr an jene böse Gattung, wovon in den indischen Geschichten des Ktesias[2] Erwähnung geschieht. Dieser Autor berichtet nämlich: in Indien gäbe es gehörnte Esel, und während alle andere Esel gar keine Galle haben, hätten jene gehörnten Esel einen solchen Überfluß an Galle, daß ihr Fleisch dadurch ganz bitter schmecke.

Ich hoffe, es wird niemand mißdeuten, weshalb ich obige Partikularitäten aus Börnes Privatleben hervorhebe. Sie sollen

---

[1] Mit Hrn. Salomon Straus; vgl. die Einleitung.

[2] Ktesias aus Knidos, griechischer Schriftsteller des 5. Jahrhunderts v. Chr.; Auszüge aus seiner Schrift über Indien sind in der „Bibliotheca“ des Photios erhalten, der Patriarch von Konstantinopel war und um 890 starb.

nur zeigen, daß es noch ganz besondere Mißstände gab, die mir geboten, mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele sträubte sich in mir bei dem Gedanken, mit seiner nächsten Umgebung in die mindeste Berührung zu geraten. Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börnes Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieses Geständnis mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeschrei sogenannter Sittenprediger einstimmte und selber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich diese Verketzerungen? Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugnis geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch geraten mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv einer sittlichen Notwendigkeit und mache deshalb keine Ansprüche auf Lorbeerkränze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die Pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Korrespondenzler solche saubre Anekdoten nachgesprochen wurden, ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben selbst hinopfern läßt! Was aber unseren Ludwig Börne betrifft, so dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeisterung für Schönheit war, die ihn zu seiner Madame Wohl hinzog. Ebensowenig findet das Verhältnis dieser beiden Personen seine moralische Rechtfertigung in der großen Passion. Beherrscht von der großen Passion, würden beide keinen Anstand genommen haben, selbst ohne den Segen der Kirche und der Mairie bei einander zu wohnen; das kleine Bedenken über das Kopfschütteln der Welt hätte sie nicht davon abgehalten ... Und die Welt ist am Ende gerecht, und sie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand stark und echt ist und schön lodert und lange ... Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart, und sie verspottet jede ängstliche Halbglut ... Die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, sobald sie sich als eine wahre er=

probt, und die Zeit erzeugt auch in diesem Falle eine gewisse Legitimität … Aber Madame Wohl that sich mit Börne zusammen unter dem Deckmantel der Ehe mit einem lächerlichen Dritten, dessen bitteres Fleisch ihr vielleicht manchmal mundete, während ihr Geist sich weidete am süßen Geiste Börnes … Selbst in diesem anständigsten Falle, selbst im Fall dem idealischen Freunde nur das reine, schöne Gemüt und dem rohen Gatten die nicht sehr schöne und nicht sehr reinliche Hülle gewidmet ward, beruhte der ganze Haushalt auf der schmutzigsten Lüge, auf entweihter Ehe und Heuchelei, auf Immoralität.

Zu dem Ekel, der mich bei dem Zusammentreffen mit Börne von seiten seiner Umgebung bedrohte, gesellte sich auch das Mißbehagen, womit mich sein beständiges Kannengießern erfüllte. Immer politisches Räsonieren und wieder Räsonieren, und sogar beim Essen, wo er mich aufzusuchen wußte. Bei Tische, wo ich so gern alle Misere der Welt vergesse, verdarb er mir die besten Gerichte durch seine patriotische Galle, die er gleichsam wie eine bittere Sauce darüber hinschwatzte. Kalbsfüße à la Maître d'hôtel, damals meine harmlose Lieblingsspeise, er verleidete sie mir durch Hiobsposten aus der Heimat, die er aus den unzuverlässigsten Zeitungen zusammengegabelt hatte. Und dann seine verfluchten Bemerkungen, die einem den Appetit verdarben. So z. B. kroch er mir mal nach in den Restaurant der Rue Lepelletier, wo damals nur politische Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen zu Mittag speisten. Börne, welcher sie alle kannte, bemerkte mit freudigem Händereiben: wir beide seien von der ganzen Gesellschaft die einzigen, die nicht von ihrer respektiven Regierung zum Tode verurteilt worden. „Aber ich habe", setzte er hinzu, „noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, es ebensoweit zu bringen. Wir werden am Ende alle gehenkt und Sie ebensogut wie ich." Ich äußerte bei dieser Gelegenheit, daß es in der That für die Sache der deutschen Revolution sehr fördersam wäre, wenn unsere Regierungen etwas rascher verführen und einige Revolutionäre wirklich aufhingen, damit die übrigen sähen, daß die Sache gar kein Spaß und alles an alles gesetzt werden müsse … „Sie wollen gewiß", fiel mir Börne in die Rede, „daß wir nach dem Alphabet gehenkt werden, und da wäre ich einer der ersten und käme schon im Buchstab B, man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen; und es hätte dann noch gute Weile, bis man an Sie käme, tief ins H."

Das waren nun Tischgespräche, die mich nicht sehr erquickten, und ich rächte mich dafür, indem ich für die Gegenstände des Börneschen Enthusiasmus eine übertriebene, fast leidenschaftliche Gleichgültigkeit affektierte. Z. B. Börne hatte sich geärgert, daß ich gleich bei meiner Ankunft in Paris nichts Besseres zu thun wußte, als für deutsche Blätter einen langen Bericht über die damalige Gemäldeausstellung zu schreiben[1]. Ich lasse dahingestellt sein, ob das Kunstinteresse, das mich zu solcher Arbeit trieb, so ganz unvereinbar war mit den revolutionären Interessen des Tages; aber Börne sah hierin einen Beweis meines Indifferentismus für die heilige Sache der Menschheit, und ich konnte ihm ebenfalls die Freude seines patriotischen Sauerkrauts verleiden, wenn ich bei Tisch von nichts als von Bildern sprach, von Roberts Schnittern, von Horaz Vernets Judith, von Scheffers Faust. „Was thaten Sie" — frug er mich einst — „am ersten Tag Ihrer Ankunft in Paris? Was war Ihr erster Gang?" Er erwartete gewiß, daß ich ihm die Place Louis XVI oder das Pantheon, die Grabmäler Rousseaus und Voltaires, als meine erste Ausflucht nennen würde, und er machte ein sonderbares Gesicht, als ich ihm ehrlich die Wahrheit gestand, daß ich nämlich gleich bei meiner Ankunft nach der Bibliothèque Royale gegangen und mir vom Aufseher der Manuskripte den Manessischen Kodex[2] der Minnesänger hervorholen ließ. Und das ist wahr; seit Jahren gelüstete mich, mit eigenen Augen die teuern Blätter zu sehen, die uns unter anderen die Gedichte Walthers von der Vogelweide, des größten deutschen Lyrikers, aufbewahrt haben. Für Börne war dieses ebenfalls ein Beweis meines Indifferentismus, und er zieh mich des Widerspruchs mit meinen politischen Grundsätzen. Daß ich es nie der Mühe wert hielt, letztere mit ihm zu diskutieren, versteht sich von selbst; und als er einst auch in meinen Schriften einen Widerspruch entdeckt haben wollte, begnügte ich mich mit der ironischen Antwort: „Sie irren sich, Liebster, dergleichen findet sich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich schreibe, pflege ich vorher meine politischen Grundsätze in meinen früheren Schriften wieder nachzulesen, damit ich mir nicht widerspreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Prinzipien vorwerfen könne". Aber nicht bloß beim Essen, sondern sogar in meiner

[1] Vgl. Bd. IV, S. 23 ff.
[2] Vgl. Bd. V, S. 303.

Nachtsruhe inkommodierte mich Börne mit seiner patriotischen Exaltation. Er kam einmal um Mitternacht zu mir heraufgestiegen in meine Wohnung, weckte mich aus dem süßesten Schlaf, setzte sich vor mein Bett und jammerte eine ganze Stunde über die Leiden des deutschen Volks und über die Schändlichkeiten der deutschen Regierungen, und wie die Russen für Deutschland so gefährlich sein, und wie er sich vorgenommen habe, zur Rettung Deutschlands gegen den Kaiser Nikolaus zu schreiben und gegen die Fürsten, die das Volk so mißhandelten, und gegen den Bundestag ... Und ich glaube, er hätte bis zum Morgen in diesem Zuge fortgeredet, wenn ich nicht plötzlich nach langem Schweigen in die Worte ausbrach: „Sind Sie Gemeinde-Versorger?“ —

Nur zweimal habe ich ihn seitdem wieder gesprochen. Das eine Mal bei der Heirat eines gemeinsamen Freundes, der uns beide als Zeugen gewählt, das andere Mal auf einem Spaziergang in den Tuilerien, dessen ich bereits erwähnte. Bald darauf erschien der dritte und vierte Teil seiner Pariser Briefe, und ich vermied nicht bloß jede Gelegenheit des Zusammentreffens, sondern ich ließ ihn auch merken, daß ich ihm geflissentlich auswich, und seit der Zeit habe ich ihm zwar zwei- oder dreimal begegnet, aber nie habe ich seitdem ein einziges Wort mit ihm gesprochen. Bei seiner sanguinischen Art wurmte ihn das bis zur Verzweiflung, und er setzte alle möglichen Erfindungen ins Spiel, um mir wieder freundschaftlich nahen zu dürfen oder wenigstens eine Unterredung mit mir zu bewirken. Ich hatte also nie im Leben mit Börne einen mündlichen Disput, nie sagten wir uns irgend eine schwere Beleidigung; nur aus seinen gedruckten Reden merkte ich die lauernde Böswilligkeit, und nicht verletztes Selbstgefühl, sondern höhere Sorgen und die Treue, die ich meinem Denken und Wollen schuldig bin, bewogen mich, mit einem Mann zu brechen, der meine Gedanken und Bestrebungen kompromittieren wollte. Solches hartnäckige Ablehnen ist aber nicht ganz in meiner Art, und ich wäre vielleicht nachgiebig genug gewesen, mit Börne wieder zu sprechen und Umgang zu pflegen ... zumal da sehr liebe Personen mich mit vielen Bitten angingen und die gemeinschaftlichen Freunde oft in Verlegenheit gerieten bei Einladungen, deren ich keine annahm, wenn ich nicht vorher die Zusicherung erhielt, daß Herr Börne nicht geladen sei ... noch außerdem rieten mir meine Privatinteressen, den grimmblütigen Mann durch solches strenge Zurückweisen nicht allzusehr zu reizen, ... aber ein Blick

auf seine Umgebung, auf seine lieben Getreuen, auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zusammengewachsenen Rattenkönig, dessen Seele er bildete, und der Ekel hielt mich zurück von jeder neuen Berührung mit Börne.

So vergingen mehrere Jahre, drei, vier Jahre, ich verlor den Mann auch geistig aus dem Gesicht, selbst von jenen Artikeln, die er in französischen Zeitschriften gegen mich schrieb, und die im ehrlichen Deutschland so verleumderisch ausgebeutet wurden, nahm ich wenig Notiz, als ich eines späten Herbstabends die Nachricht erhielt: Börne sei gestorben[1].

Wie man mir sagt, soll er seinen Tod selbst verschuldet haben durch Eigensinn, indem er sich lange weigerte, seinen Arzt, den vortrefflichen Dr. Sichel, rufen zu lassen. Dieser nicht bloß berühmte, sondern auch sehr gewissenhafte Arzt, der ihn wahrscheinlich gerettet hätte, kam zu spät, als der Kranke bereits eine terroristische Selbstkur an sich vorgenommen und seinen ganzen Körper ruiniert hatte.

Börne hatte früher etwas Medizin studiert und wußte von dieser Wissenschaft grade so viel, als man eben braucht, um zu töten. In der Politik, womit er sich später abgab, waren seine Kenntnisse wahrlich nicht viel bedeutender.

Ich habe seinem Begräbnisse nicht beigewohnt, was unsere hiesigen Korrespondenzler nicht ermangelten nach Deutschland zu berichten, und was zu bösen Auslegungen Gelegenheit gab. Nichts ist aber thörichter, als in jenem Umstande, der rein zufällig sein konnte, eine feindselige Härte zu erblicken. Die Thoren, sie wissen nicht, daß es kein angenehmeres Geschäft gibt, als dem Leichenbegängnisse eines Feindes zu folgen!

Ich war nie Börnes Freund, und ich war auch nie sein Feind. Der Unmut, den er manchmal in mir erregen konnte, war nie bedeutend, und er büßte dafür hinlänglich durch das kalte Schweigen, das ich allen seinen Verketzerungen und Nücken entgegensetzte. Ich habe, während er lebte, auch keine Zeile gegen ihn geschrieben, ich gedachte seiner nie, ich ignorierte ihn komplett, und das ärgerte ihn über alle Maßen.

Wenn ich jetzt von ihm rede, geschieht es wahrlich weder aus Enthusiasmus noch aus Mißtrauen; ich bin mir wenigstens der kältesten Unparteilichkeit bewußt. Ich schreibe hier weder eine

[1] Börne starb am 12. Februar 1837.

Apologie noch eine Kritik, und indem ich nur von der eignen Anschauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikonisches[1] zu betrachten sein. Und es gebührt ihm ein solches Standbild, ihm, dem großen Ringer, der in der Arena unserer politischen Spiele so mutig rang und wo nicht den Lorbeer, doch gewiß den Kranz von Eichenlaub ersiegte.

Wir geben sein Standbild mit seinen wahren Zügen, ohne Idealisierung, je ähnlicher, desto ehrender für sein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Mensch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot.

Indem ich Ludwig Börne einen guten Schriftsteller genannt und ihm nur das schlichte Beiwort „gut" zuerkenne, möchte ich seinen ästhetischen Wert weder vergrößern noch verkleinern. Ich gebe überhaupt hier, wie ich bereits erwähnt, keine Kritik ebensowenig wie eine Apologie seiner Schriften; nur mein unmaßgebliches Dafürhalten darf in diesen Blättern seine Stelle finden. Ich suche dieses Privaturteil so kurz als möglich abzufassen; daher nur wenige Worte über Börne in rein litterarischer Beziehung.

Soll ich in der Litteratur einen verwandten Charakter aufsuchen, so böte sich zuerst Gotthold Ephraim Lessing, mit welchem Börne sehr oft verglichen worden. Aber diese Verwandtschaft beruht nur auf der inneren Tüchtigkeit, den edlen Willen, die patriotische Passion und den Enthusiasmus für Humanität. Auch die Verstandesrichtung war in beiden dieselbe. Hier aber hört der Vergleich auf. Lessing war groß durch jenen offenen Sinn für Kunst und philosophische Spekulation, welcher dem armen Börne gänzlich abging. Es gibt in der ausländischen Litteratur zwei Männer, die mit ihm eine weit größere Ähnlichkeit haben: diese Männer sind William Hazlitt[2] und Paul Courier[3]. Beide sind vielleicht die nächsten litterarischen Verwandte Börnes, nur daß Hazlitt ihn ebenfalls an Kunstsinn überflügelt und Courier sich keineswegs zum Börneschen Humor erheben kann. Ein gewisser

---

[1] Treu, in Lebensgröße.

[2] Vgl. Bd. V, S. 381.

[3] Paul Louis Courier de Méré (1772—1825), französischer Schriftsteller, kämpfte in zahlreichen Flugschriften mit ingrimmiger Schärfe gegen Adel und Geistlichkeit.

Esprit ist allen dreien gemeinsam, obgleich er bei jedem eine verschiedene Färbung trägt: er ist trübsinnig bei Hazlitt, dem Briten, wo er wie Sonnenstrahlen aus dicken englischen Nebelwolken hervorblitzt; er ist fast mutwillig heiter bei dem Franzosen Courier, wo er wie der junge Wein der Touraine im Kelter braust und sprudelt und manchmal übermütig emporzischt; bei Börne, dem Deutschen, ist er beides, trübsinnig und heiter, wie der säuerlich ernste Rheinwein und das närrische Mondlicht der deutschen Heimat ... Sein Esprit wird manchmal zum Humor.

Dieses ist nicht so sehr in den früheren Schriften Börnes als vielmehr in seinen Pariser Briefen der Fall. Zeit, Ort und Stoff haben hier den Humor nicht bloß begünstigt, sondern ganz eigentlich hervorgebracht. Ich will damit sagen, den Humor in den Pariser Briefen verdanken wir weit mehr den Zeitumständen als dem Talent ihres Verfassers. Die Julirevolution, dieses politische Erdbeben, hatte dergestalt in allen Sphären des Lebens die Verhältnisse auseinander gesprengt und so buntscheckig die verschiedenartigsten Erscheinungen zusammengeschmissen, daß der Pariser Revolutionskorrespondent nur treu zu berichten brauchte, was er sah und hörte, und er erreichte von selbst die höchsten Effekte des Humors. Wie die Leidenschaft manchmal die Poesie ersetzt und z. B. die Liebe oder die Todesangst in begeisterte Worte ausbricht, die der wahre Dichter nicht besser und schöner zu erfinden weiß: so ersetzen die Zeitumstände manchmal den angebornen Humor, und ein ganz prosaisch begabter, sinnreicher Autor liefert wahrhaft humoristische Werke, indem sein Geist die spaßhaften und kummervollen, schmutzigen und heiligen, grandiosen und winzigen Kombinationen einer umgestülpten Weltordnung treu abspiegelt. Ist der Geist eines solchen Autors noch obendrein selbst in bewegtem Zustand, ist dieser Spiegel verschoben oder grell gefärbt von eigner Leidenschaft, dann werden tolle Bilder zum Vorschein kommen, die selbst alle Geburten des humoristischen Genius überbieten ... Hier ist das Gitter, welches den Humor vom Irrenhause trennt ... Nicht selten in den Börneschen Briefen zeigen sich Spuren eines wirklichen Wahnsinns, und Gefühle und Gedanken grinsen uns entgegen, die man in die Zwangsjacke stecken müßte, denen man die Douche geben sollte ...

In stilistischer Hinsicht sind die Pariser Briefe weit schätzbarer als die früheren Schriften Börnes, worin die kurzen Sätze, der kleine Hundetrab, eine unerträgliche Monotonie hervorbrin-

gen und eine fast kindische Unbeholfenheit verraten. Diese kurzen Sätze verlieren sich immer mehr und mehr in den Pariser Briefen, wo die entzügelte Leidenschaft notgedrungen in weitere, vollere Rhythmen überströmt und kolossale, gewitterschwangere Perioden dahinrollen, deren Bau schön und vollendet ist wie durch die höchste Kunst.

Die Pariser Briefe können in Beziehung auf Börnes Stil dennoch nur als eine Übergangsstufe betrachtet werden, wenn man sie mit seiner letzten Schrift: „Menzel der Franzosenfresser", vergleicht. Hier erreicht sein Stil die höchste Ausbildung, und wie in den Worten, so auch in den Gedanken herrscht hier eine Harmonie, die von schmerzlicher, aber erhabener Beruhigung Kunde gibt. Diese Schrift ist ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen sich spiegelt, und Börnes Geist taucht hier auf und unter wie ein schöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel sein reines Gefieder besudelte, ruhig von sich abspülend. Auch hat man diese Schrift mit Recht Börnes Schwanengesang genannt. Sie ist in Deutschland wenig bekannt worden, und Betrachtungen über ihren Inhalt wären hier gewiß an ihrem Platze. Aber da sie direkt gegen Wolfgang Menzel gerichtet ist und ich bei dieser Gelegenheit denselben wieder ausführlich besprechen müßte, so will ich lieber schweigen[1]. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken, und sie ist glücklicherweise von der Art, daß sie vielmehr von persönlichen Bitternissen ableitet und dem Hader, worin sowohl Börne als die sogenannten Mitglieder des sogenannten Jungen Deutschlands mit Menzeln gerieten, eine generelle Bedeutung zuschreibt, wo Wert oder Unwert der Individuen nicht mehr zur Sprache kommt. Vielleicht sogar liefere ich dadurch eine Justifikation des Menzelschen Betragens und seiner scheinbaren Abtrünnigkeit.

Ja, er wurde nur scheinbar abtrünnig ... nur scheinbar ... denn er hat der Partei der Revolution niemals mit dem Gemüte und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Menzel war einer jener Teutomanen, jener Teutschtümler, die nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutschen Röcke und Redensarten auszuziehen und sich geistig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach französischem Maße zugeschnitten. Wie ich bereits zu Anfang dieses Buches gezeigt,

[1] Vgl. Bd. IV, S. 305 ff.

viele von diesen Teutomanen, um an der allgemeinen Bewegung und den Triumphen des Zeitgeistes teilzunehmen, drängten sich in unsere Reihen, in die Reihen der Kämpfer für die Prinzipien der Revolution, und ich zweifle nicht, daß sie mutig mitgefochten hätten in der gemeinsamen Gefahr. Ich fürchtete keine Untreue von ihnen während der Schlacht, aber nach dem Siege; ihre alte Natur, die zurückgedrängte Teutschtümelei, wäre wieder hervorgebrochen, sie hätten bald die rohe Masse mit den dunkeln Beschwörungsliedern des Mittelalters gegen uns aufgewiegelt, und diese Beschwörungslieder, ein Gemisch von uraltem Aberglauben und dämonischer Erdkräfte, wären stärker gewesen als alle Argumente der Vernunft . . .

Menzel war der erste, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutschen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm und mit Lust wieder in die alten Ideenkreise zurückturnte. Wahrlich, bei dieser Umwendung fiel es mir wie ein Stein vom Herzen, denn in seiner wahren Gestalt war Wolfgang Menzel weit minder gefährlich als in seiner liberalen Vermummung; ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küssen, als er wieder gegen die Franzosen eiferte und auf Juden schimpfte und wieder für Gott und Vaterland, für das Christentum und deutsche Eichen, in die Schranken trat und erschrecklich bramarbasierte! Ich gestehe es, wie wenig Furcht er mir in dieser Gestalt einflößte, so sehr ängstigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Juliusrevolution und die Franzosen in schwärmerische Begeisterung geriet, als er für die Rechte der Juden seine pathetischen, großherzigen, lafayettischen Emanzipationsreden hielt, als er Ansichten über Welt- und Menschenschicksal losließ, worin eine Gottlosigkeit grinste, wie dergleichen kaum bei den entschlossensten Materialisten gefunden wird, Ansichten, die kaum jener Tiere würdig, die sich nähren mit der Frucht der deutschen Eiche. Damals war er gefährlich, damals, ich gestehe es, zitterte ich vor Wolfgang Menzeln!

Börne in seiner Kurzsichtigkeit hatte die wahre Natur des letztern nie erkannt, und da man gegen Renegaten, gegen umgewandelte Gesinnungsgenossen weit mehr Unwillen empfindet als gegen alte Feinde, so loderte sein Zorn am grimmigsten gegen Menzeln. — Was mich anbelangt, der ich fast zu gleicher Zeit eine Schrift gegen Menzeln herausgab, so waren ganz andere Motive im Spiel. Der Mann hatte mich nie beleidigt, selbst seine

roheste Verlästerung hat keine verletzbare Stelle in meinem Gemüte getroffen. Wer meine Schrift gelesen, wird übrigens daraus ersehen haben, daß hier das Wort weniger verwunden als reizen sollte und alles dahinzielte, den Ritter des Deutschtums auf ein ganz anderes als ein litterärisches Schlachtfeld herauszufordern. Menzel hat meiner loyalen Absicht kein Genüge geleistet. Es ist nicht meine Schuld, wenn das Publikum daraus allerlei verdrießliche Folgerungen zog ... Ich hatte ihm aufs großmütigste die Gelegenheit geboten, sich durch einen einzigen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren ... Ich setzte Blut und Leben aufs Spiel ... Er hat's nicht gewollt.

Armer Menzel! ich habe wahrlich keinen Groll gegen dich! Du warst nicht der Schlimmste. Die anderen sind weit perfider, sie verharren länger in der liberalen Vermummung oder lassen die Maske nicht ganz fallen ... Ich meine hier zunächst einige schwäbische Kammersänger der Freiheit, deren liberale Triller immer leiser und leiser verklingen, und die bald wieder mit der alten Bierstimme die Weisen von Anno 13 und 14 anstimmen werden ... Gott erhalte euch fürs Vaterland! Wenn ihr, um die Fetzen eurer Popularität zu retten, den Menzel, euren vertrautesten Gesinnungsgenossen, sakrifiziert habt, so war das eine sehr verächtliche Handlung.

Und dann muß man bei Menzeln anerkennen, daß er mit bestimmter Mannesunterschrift seine Schmähungen vertrat; er war kein anonymer Skribler und brachte immer die eigne Haut zu Markt. Nach jedem Schimpfwort, womit er uns bespritzte, hielt er fast gutmütig still, um die verdiente Züchtigung zu empfangen. Auch hat's ihm an geschriebenen Schlägen nicht gefehlt, und sein litterarischer Rücken ist schwarz gestreift wie eines Zebras. Armer Menzel! Er zahlte für manchen anderen, dessen man nicht habhaft werden konnte, für die anonymen und pseudonymen Buschklepper, die aus den dunkelsten Schlupfwinkeln der Tagespresse ihre feigen Pfeile abschießen ... Wie willst du sie züchtigen? Sie haben keinen Namen, den du brandmarken könntest, und gelänge es dir sogar, von einem zitternden Zeitungsredakteur die paar leere Buchstaben zu erpressen, die ihnen als Namen dienen, so bist du dadurch noch nicht sonderlich gefördert ... Du findest alsdann, daß der Verfasser des insolentesten Schmähartikels kein anderer war als jener klägliche Drohbettler, der mit

all seiner unterthänigen Zudringlichkeit auch keinen Sou von dir erpressen konnte ... Oder, was noch bitterer ist, du erfährst, daß im Gegenteil ein Lumpazius, der dich um zweihundert Franks geprellt, dem du einen Rock geschenkt hast, um seine Blöße zu bedecken, dem du aber keine schriftliche Zeile geben wolltest, womit er sich in Deutschland als deinen Freund und großen Mitdichter herumpräsentieren konnte, daß ein solcher Lumpazius es war, der deinen guten Leumund in der Heimat begeiferte ... Ach, dieses Gesindel ist kapabel, mit vollem Namen gegen dich aufzutreten, und dann bist du erst recht in Verlegenheit! Antwortest du, so verleihst du ihnen eine lebenslängliche Wichtigkeit, die sie auszubeuten wissen, und sie finden eine Ehre darin, daß du sie mit demselben Stocke schlugest, womit ja schon die berühmtesten Männer geschlagen worden ... Freilich, das beste wäre, sie bekämen ihre Prügel ganz unfigürlich, mit keinem geistigen, sondern mit einem wirklich materiellen Stocke wie einst ihr Ahnherr Thersites[1] ...

Ja, es war ein lehrreiches Beispiel, das du uns gabest, edler Sohn des Laertes, königlicher Dulder Odysseus! Du, der Meister des Wortes, der in der Kunst des Sprechens alle Sterblichen übertrafest! jedem wußtest du Rede zu stehen, und du sprachest ebenso gern wie siegreich: nur an einen klebrichten Thersites wolltest du kein Wort verlieren, einen solchen Wicht hieltest du keiner Gegenrede wert, und als er dich schmähte, hast du ihn schweigend geprügelt ...

Wenn mein Vetter in Lüneburg[2] dies liest, erinnert er sich vielleicht unserer dortigen Spaziergänge, wo ich jedem Betteljungen, der uns ansprach, immer einen Groschen gab mit der ernstlichen Vermahnung: „Lieber Bursche, wenn du dich etwa später auf Litteratur legen und Kritiken für die Brockhausischen Litteraturblätter[3] schreiben solltest, so reiß mich nicht herunter!“ Mein Vetter lachte damals, und ich selber wußte noch nicht, daß der Groschen, den meine Mutter einer Bettlerin verweigerte, auch in der Litteratur so fatalistisch wirken konnte!

Ich habe oben der Brockhausischen „Litteraturblätter“ erwähnt. Diese sind die Höhlen, wo die unglücklichsten aller deutschen

---

[1] Vgl. Ilias, II, 265.

[2] Christiani; vgl. Bd. I, S. 124.

[3] „Blätter für litterarische Unterhaltung.“

Skribler schmachten und ächzen; die hier hinabsteigen, verlieren ihren Namen und bekommen eine Nummer wie die verurteilten Polen in den russischen Bergwerken, in den Bleiminen von Nowgorod: hier müssen sie, wie diese, die entsetzlichsten Arbeiten verrichten, z. B. Herrn von Raumer als großen Geschichtschreiber loben oder Ludwig Tieck als Gelehrten anpreisen und als Mann von Charakter u. s. w. . . . Die meisten sterben davon und werden namenlos verscharrt als tote Nummer. Viele unter diesen Unglücklichen, vielleicht die meisten, sind ehemalige Teutomanen, und wenn sie auch keine altdeutschen Röcke mehr tragen, so tragen sie doch altdeutsche Unterhosen; — sie unterscheiden sich von den schwäbischen Gesinnungsgenossen durch einen gewissen märkischen Accent und durch ein weit windigeres Wesen. Die Volkstümelei war von jeher in Norddeutschland mehr Affektation, wo nicht gar einstudierte Lüge, namentlich in Preußen, wo sogar die Championen der Nationalität ihren slawischen Ursprung vergebens zu verleugnen suchten. Da lob' ich mir meine Schwaben, die meinen es wenigstens ehrlicher und dürfen mit größerem Rechte auf germanische Rassenreinheit pochen. Ihr jetziges Hauptorgan, die Cottasche „Dreimonatsrevüe"[1], ist beseelt von diesem Stolz, und ihr Redakteur, der Diplomat Kölle[2] (ein geistreicher Mann, aber der größte Schwätzer dieser Erde, und der gewiß nie ein Staatsgeheimnis verschwiegen hat!), der Redakteur jener Revüe ist der eingefleischteste Rassenmäkler, und sein drittes Wort ist immer germanische, romanische und semitische Rasse . . . Sein größter Schmerz ist, daß der Champion des Germanentums, sein Liebling, Wolfgang Menzel, alle Kennzeichen der mongolischen Abstammung im Gesichte trägt[3].

Ich finde es für nötig, hier zu bemerken, daß ich den langweilig breiten Schmähartikel, den jüngst die erwähnte Dreimonatsschrift gegen mich auskramte[4], keineswegs der bloßen Teutomanie, nicht einmal einem persönlichen Grolle beimesse. Ich war lange der Meinung, als ob der Verfasser, ein gewisser G. Pf., durch jenen Artikel seinen Freund Menzel rächen wolle. Aber

[1] Die deutsche Vierteljahrsschrift.

[2] Vgl. Bd. II, S. 408.

[3] Vgl. Bd. IV, S. 311.

[4] Heines Schriften und Tendenz. Von Gustav Pfizer, in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1838, I, S. 167 ff.

ich muß der Wahrheit gemäß meinen Irrtum bekennen. Ich ward seitdem verschiedenseitig eines besseren unterrichtet.

„Die Freundschaft zwischen dem Menzel und dem erwähnten G. Pf.“, sagte mir unlängst ein ehrlicher Schwabe, „besteht nur darin, daß letzterer dem Menzel, der kein Französisch versteht, mit seiner Kenntnis dieser Sprache aushilft. Und was den Angriff gegen Sie betrifft, so ist das gar nicht so böse gemeint; der G. Pf. war früher der größte Enthusiast für Ihre Schriften, und wenn er jetzt so glühend gegen die Immoralität derselben eifert, so geschieht das, um sich das Ansehen von strenger Tugend zu geben und sich gegen den Verdacht der sokratischen Liebe, der auf ihm lastete, etwas zu decken.“

Ich würde den Ausdruck „sokratische Liebe“ gern umschrieben haben, aber es sind die eigenen Worte des Dr. D.....r, der mir diese harmlose Konfidenz machte. Dr. D.....r, der gewiß nichts dagegen hätte, wenn ich seinen ganzen Namen mitteilte, ist ein Mann von ausgezeichnetem Geist und von einer Wahrheitsliebe, die sich in seinem ganzen Wesen ausspricht. Da er sich in diesem Augenblick zu London befindet, konnte ich ohne vorläufige Anfrage seinen Namen nicht ganz ausschreiben; er steht aber zu Dienst sowie auch der ganze Name eines der achtungswertesten Pariser Gelehrten, des Pr. D......g, in dessen Gegenwart mir dieselbe Mitteilung wiederholt ward. — Für das Publikum aber ist es nützlich, zu erfahren, welche Motive sich zuweilen unter dem bekannten „sittlich-religiös-patriotischen Bettlermantel“[1] verbergen.

Ich habe mich nur scheinbar von meinem Gegenstande entfernt. Manche Angriffe gegen den seligen Börne finden durch obige Winke ihre teilweise Erklärung. Dasselbe ist der Fall in Beziehung auf sein Buch „Menzel, der Franzosenfresser“. Diese Schrift ist eine Verteidigung des Kosmopolitismus gegen den Nationalismus; aber in dieser Verteidigung sieht man, wie der Kosmopolitismus Börnes nur in seinem Kopfe saß, statt daß der Patriotismus tief in seinem Herzen wurzelte, während bei seinem Gegner der Patriotismus nur im Kopfe spukte und die kühlste Indifferenz im Herzen gähnte ... Die listigen Worte, womit Menzel sein Deutschtum wie ein Hausierjude seinen Plunder anpreist, seine alten Tiraden von Hermann dem Cherusker, dem Corsen, dem gesunden Pflanzenschlaf, Martin Luther, Blücher,

[1] Vgl. Bd. II, S. 349 und 409.

der Schlacht bei Leipzig, womit er den Stolz des deutschen Volkes kitzeln will, alle diese abgelebten Redensarten weiß Börne so zu beleuchten, daß ihre lächerliche Nichtigkeit aufs ergötzlichste veranschaulicht wird; und dabei brechen aus seinem eigenen Herzen die rührendsten Naturlaute der Vaterlandsliebe wie verschämte Geständnisse, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann, die wir mehr hervorschluchzen als aussprechen... Der Tod steht daneben und nickt als unabweisbarer Zeuge der Wahrheit!

Ja, er war nicht bloß ein guter Schriftsteller, sondern auch ein großer Patriot.

In Beziehung auf Börnes schriftstellerischen Wert muß ich hier auch seine Übersetzung der „Paroles d'un croyant"[1] erwähnen, die er ebenfalls in seinem letzten Lebensjahre angefertigt, und die als ein Meisterstück des Stils zu betrachten ist. Daß er eben dieses Buch übersetzte, daß er sich überhaupt in die Ideenkreise Lamennais' verlocken ließ, will ich jedoch nicht rühmen. Der Einfluß, den dieser Priester auf ihn ausübte, zeigte sich nicht bloß in der erwähnten Übersetzung der „Paroles d'un croyant", sondern auch in verschiedenen französischen Aufsätzen, die Börne damals für den „Reformateur" und die „Balance" schrieb, in jenen merkwürdigen Urkunden seines Geistes, wo sich ein Verzagen, ein Verzweifeln an protestantischer Vernunftautorität gar bedenklich offenbart und das erkrankte Gemüt in katholische Anschauungen hinüber schmachtet . . .

Es war vielleicht ein Glück für Börne, daß er starb . . . Wenn nicht der Tod ihn rettete, vielleicht sähen wir ihn heute römisch-katholisch blamiert.

Wie ist das möglich? Börne wäre am Ende katholisch geworden? Er hätte in den Schoß der römischen Kirche sich geflüchtet und das leidende Haupt durch Orgelton und Glockenklang zu betäuben gesucht? Nun ja, er war auf dem Wege, dasselbe zu thun, was so manche ehrliche Leute schon gethan, als der Ärger ihnen ins Hirn stieg und die Vernunft zu fliehen zwang und die arme Vernunft ihnen beim Abschied nur noch den Rat gab: wenn ihr doch verrückt sein wollt, so werdet katholisch, und man wird euch wenigstens nicht einsperren wie andere Monomanen.

[1] Lamennais' „Paroles d'un croyant", ein Buch, das während weniger Jahre über 100 Auflagen erlebte, erschien zuerst 1833, Börnes Übersetzung in Hamburg 1834. Vgl. Bd. IV, S. 558.

„Aus Ärger katholisch werden“ — so lautet ein deutsches Sprichwort, dessen verflucht tiefe Bedeutung mir jetzt erst klar wird. — Ist doch der Katholizismus die schauerlich reizendste Blüte jener Doktrin der Verzweiflung, deren schnelle Verbreitung über die Erde nicht mehr als ein großes Wunder erscheint, wenn man bedenkt, in welchem grauenhaft peinlichen Zustand die ganze römische Welt schmachtete ... Wie der Einzelne sich trostlos die Adern öffnete und im Tode ein Asyl suchte gegen die Tyrannei der Cäsaren: so stürzte sich die große Menge in die Ascetik, in die Abtötungslehre, in die Martyrsucht, in den ganzen Selbstmord der nazarenischen Religion, um auf einmal die damalige Lebensqual von sich zu werfen und den Folterknechten des herrschenden Materialismus zu trotzen ...

Für Menschen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden ... Heil dieser Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menschengeschlecht in den bittern Kelch einige süße, einschläfernde Tropfen goß, geistiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!

Ludwig Börne war, wie ich bereits in der ersten Abteilung erwähnte, seiner Natur nach ein geborner Christ, und diese spiritualistische Richtung mußte in den Katholizismus überschnappen, als die verzweifelnden Republikaner nach den schmerzlichsten Niederlagen sich mit der katholischen Partei verbanden. — Wie weit ist es Ernst mit dieser Verbündung? Ich kann's nicht sagen. Manche Republikaner mögen wirklich aus Ärger katholisch geworden sein. Die meisten jedoch verabscheuen im Herzen ihre neuen Alliierten, und es wird Komödie gespielt von beiden Seiten. Es gilt nur den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, und in der That, die Verbindung der beiden Fanatismen, des religiösen und des politischen, ist bedrohlich im höchsten Grade. Zuweilen aber geschieht es, daß die Menschen sich in ihrer Rolle verlieren und aus dem listigen Spiel ein plumper Ernst wird; und so mag wohl mancher Republikaner so lange mit den katholischen Symbolen geliebäugelt haben, bis er zuletzt daran wirklich glaubte; und mancher schlaue Pfaffe mag so lange die Marseillaise gesungen haben, bis sie sein Lieblingslied ward und er nicht mehr Messe lesen kann, ohne in die Melodie dieses Schlachtgesanges zu verfallen.

Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternisieren des Republikanismus und des Ka=

tholizismus für baren Ernst genommen, und dieser Irrtum kann uns einst sehr teuer zu stehen kommen. Arme deutsche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Belzebub, ihr werdet, wenn euch solcher Exorzismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe geraten! Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehden, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich so viel Herzleid bereiteten, man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimütig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur ersterem den Sieg wünsche ... Denn eine Niederlage würde hier notwendig zur Folge haben, daß einige deutsche Provinzen, die Rheinlande, für Deutschland verloren gingen. — Was kümmert es aber die frommen Leute in München, ob man am Rhein deutsch oder französisch spricht; für sie ist es hinreichend, daß man dort lateinisch die Messe singt. Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.

Daß aber der Abfall der Rheinlande, ihr Heimfall an das romanische Frankreich, eine ausgemachte Sache ist zwischen den Helden der katholischen Partei und ihren französischen Verbündeten, wird männiglich bekannt sein. Zu diesen Verbündeten gehört seit einiger Zeit auch ein gewisser ehemaliger Jakobiner, der jetzt eine Krone trägt und mit gewissen gekrönten Jesuiten in Deutschland unterhandelt ... Frommer Schacher! scheinheiliger Verrat am Vaterland!

Es versteht sich von selbst, daß unser armer Börne, der sich nicht bloß von den Schriften, sondern auch von der Persönlichkeit Lamennais' födern ließ und an den Umtrieben der römischen Freiwerber unbewußt teilnahm, es versteht sich von selbst, daß unser armer Börne nimmermehr die Gefahren ahnte, die durch die Verbündung der katholischen und republikanischen Partei unser Deutschland bedrohen. Er hatte hiervon auch nicht die mindeste Ahnung, er, dem die Integrität Deutschlands ebensosehr wie dem Schreiber dieser Blätter immer am Herzen lag. Ich muß ihm in dieser Beziehung das glänzendste Zeugnis erteilen. „Auch keinen deutschen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten", rief er einst im Eifer des Gesprächs, als jemand bemerkte, daß Frankreich, der natürliche Repräsentant der Revolution, durch den Wiederbesitz der Rheinlande gestärkt werden müsse, um dem

aristokratisch absolutistischen Europa desto sicherer widerstehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret' ich ab", rief Börne, im Zimmer auf- und abstampfend, ganz zornig.

„Es versteht sich", bemerkte ein Dritter, „wir treten den Franzosen keinen Fuß breit Land vom deutschen Boden ab; aber wir sollten ihnen einige deutsche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren können. Was dächten Sie, wenn wir den Franzosen z. B. den Raumer und den Rotteck abträten?"

„Nein, nein", rief Börne, aus dem höchsten Zorn in Lachen übergehend — „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab, die Kollektion wäre nicht mehr komplett, ich will Deutschland ganz behalten, wie es ist, mit seinen Blumen und seinen Disteln, mit seinen Riesen und seinen Zwergen ... nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!"

Ja, dieser Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germanias stiefmütterlichen Brüsten das glühendste Leben und den bittersten Tod gesogen! In der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelndem Murrsinn versteckte, aber in unbewachter Stunde desto gewaltsamer hervorbrach. Wenn Deutschland allerlei Verkehrtheiten beging, die böse Folgen haben konnten, wenn es den Mut nicht hatte, eine heilsame Medizin einzunehmen, sich den Star stechen zu lassen oder sonst eine kleine Operation auszuhalten, dann tobte und schimpfte Ludwig Börne und stampfte und wetterte; — wenn aber das vorausgesehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutschland mit Füßen trat oder so lange peitschte, bis Blut floß: dann schmollte Börne nicht länger, und er fing an zu flennen, der arme Narr, der er war, und schluchzend behauptete er alsdann, Deutschland sei das beste Land der Welt und das schönste Land, und die Deutschen seien das schönste und edelste Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends sei man klüger als in Deutschland, und sogar die Narren seien dort gescheut, und die Flegelei sei eigentlich Gemüt, und er sehnte sich ordentlich nach den geliebten Rippenstößen der Heimat, und er hatte manchmal ein Gelüste nach einer recht saftigen deutschen Dummheit, wie eine schwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böse Wort in seinen Schriften hat diese Qual

hervorgepreßt. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken gießt. Dante schrieb seine „Hölle“ im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch, was Vaterlandsliebe ist, Vaterlandsliebe mit all ihren süßen Schrecken und sehnsüchtigen Kümmernissen! Zum Glück für unsere Patrioten, die in Frankreich leben müssen, bietet dieses Land so viele Ähnlichkeit mit Deutschland; fast dasselbe Klima, dieselbe Vegetation, dieselbe Lebensweise. „Wie furchtbar muß das Exil sein, wo diese Ähnlichkeit fehlt“ — bemerkte mir einst Börne, als wir im Jardin des Plantes spazieren gingen — „wie schrecklich, wenn man um sich her nur Palmen und tropische Gewächse sähe und ganz wildfremde Tierarten, wie Känguruhs und Zebras ... Zu unserem Glücke sind die Blumen in Frankreich ganz so wie bei uns zu Hause, die Veilchen und Rosen sehen ganz wie deutsche aus, und die Ochsen und Kühe und die Esel sind geduldig und nicht gestreift, ganz wie bei uns, und die Vögel sind gefiedert und singen in Frankreich ganz so wie in Deutschland, und wenn ich gar hier in Paris die Hunde herumlaufen sehe, kann ich mich ganz wieder über den Rhein zurückdenken, und mein Herz ruft mir zu: das sind ja unsere deutschen Hunde!“

Ein gewisser Blödsinn hat lange Zeit in Börnes Schriften jene Vaterlandsliebe ganz verkannt. Über diesen Blödsinn konnte er sehr mitleidig die Achseln zucken, und über die keuchenden alten Weiber, welche Holz zu seinem Scheiterhaufen herbeischleppten, konnte er mit Seelenruhe ein Sancta simplicitas![1] ausrufen. Aber wenn jesuitische Böswilligkeit seinen Patriotismus zu verdächtigen suchte, geriet er in einen vernichtenden Grimm. Seine Entrüstung kennt alsdann keine Rücksicht mehr, und wie ein beleidigter Titane schleudert er die tödlichsten Quadersteine auf die züngelnden Schlangen, die zu seinen Füßen kriechen. Hier ist er in seinem vollen Rechte, hier lodert am edelsten sein Manneszorn. Wie merkwürdig ist folgende Stelle in den „Pariser Briefen“, die gegen Jarke[2] gerichtet ist, der sich unter den Gegnern Börnes durch zwei Eigenschaften, nämlich Geist und Anstand, einigermaßen auszeichnet:

„Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn

---

[1] Huß rief diese Worte auf dem Scheiterhaufen aus. Vgl. Bd. IV, S. 244.
[2] Vgl. Bd. III, S. 306.

von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Gentz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Teil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Gentz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Ängste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hintereinander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verrät alles, er warnt alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüten und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitetsten, festesten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längst verstorbenen, längst verwesten Großmutter das Heiraten; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbayern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Julirevolution. Dann verteidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel[1]. So geht er immer weiter

[1] Vgl. Bd. IV, S. 30, Anm. 4.

zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Julirevolution, sondern den Lafayette vor funfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayettes herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren mit dem Gedanken, sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundertundfunfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt[1], und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke sollte aber nicht vergessen, daß, sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann adieu Hofrat, adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

„Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzuteilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im „Politischen Wochenblatte" einen Aufsatz: „Deutschland und die Revolution". Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Die Stelle aus Jarkes Artikel lautet folgendermaßen:

„„Übrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja, es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlechten Richtung nicht selbst bloß ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben führt, und bloß deshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akte

[1] Vgl. Bd. VI, S. 232.

Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem sie ihrem Ursprung nach angehören, jahrhundertelang von dem unsrigen erduldet.‘ —

„O, Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rat, sondern nichts weiter als das preußische Gegenteil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollten das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Kriminalisten und seiner schönen Imputationstheorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Übermute seiner Aristokraten, dem Hochmute seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit preiszugeben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.“

Die Verdächtigung seines Patriotismus erregte bei Börne in der angeführten Stelle eine Mißlaune, die der bloße Vorwurf jüdischer Abstammung niemals in ihm hervorzurufen vermochte. Es amüsierte ihn sogar, wenn die Feinde, bei der Fleckenlosigkeit seines Wandels, ihm nichts Schlimmeres nachzusagen wußten, als daß er der Sprößling eines Stammes, der einst die Welt mit seinem Ruhm erfüllte und trotz aller Herabwürdigung noch immer die uralt heilige Weihe nicht ganz eingebüßt hat. Er rühmte sich sogar oft dieses Ursprungs, freilich in seiner humoristischen Weise, und den Mirabeau parodierend, sagte er einst zu einem Franzosen: „Jésus-Christ — qui en parenthèse était mon cousin — a prêché l'égalité u. s. w.“ In der That, die Juden sind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man sie heute mit

Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die einen sich im schäbigsten Kote des Schachers herumwühlen, ersteigen die anderen den höchsten Gipfel der Menschheit, und Golgatha ist nicht der einzige Berg, wo ein jüdischer Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden sind das Volk des Geistes, und jedesmal, wenn sie zu ihrem Prinzipe zurückkehren, sind sie groß und herrlich und beschämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefsinnige Rosenkranz[1] vergleicht sie mit dem Riesen Antäus, nur daß dieser jedesmal erstarkte, wenn er die Erde berührte, jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, sobald sie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erscheinung der grellsten Extreme! während unter diesen Menschen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinsten Menschentums, und wie sie einst die Welt in neue Bahnen des Fortschrittes geleitet, so hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten ...

„Die Natur", sagte mir einst Hegel, „ist sehr wunderlich; dieselben Werkzeuge, die sie zu den erhabensten Zwecken gebraucht, benutzt sie auch zu den niedrigsten Verrichtungen, z. B. jenes Glied, welchem die höchste Mission, die Fortpflanzung der Menschheit, anvertraut ist, dient auch zum — — —"

Diejenigen, welche über die Dunkelheit Hegels klagen, werden ihn hier verstehen, und wenn er auch obige Worte nicht eben in Beziehung auf Israel aussprach, so lassen sie sich doch darauf anwenden.

Wie dem auch sei, es ist leicht möglich, daß die Sendung dieses Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag dieses in Beziehung auf Deutschland der Fall sein. Auch letzteres erwartet einen Befreier, einen irdischen Messias — mit einem himmlischen haben uns die Juden schon gesegnet —, einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieser deutsche Befreier ist vielleicht derselbe, dessen auch Israel harret ...

O teurer, sehnsüchtig erwarteter Messias!

Wo ist er jetzt, wo weilt er? Ist er noch ungeboren, oder liegt er schon seit einem Jahrtausend irgendwo versteckt, erwartend die große rechte Stunde der Erlösung? Ist es der alte Barbarossa, der im Kyffhäuser schlummernd sitzt auf dem steinernen Stuhle

[1] Karl Rosenkranz (1805—79), Philosoph und Ästhetiker.

und schon so lange schläft, daß sein weißer Bart durch den steinernen Tisch durchgewachsen? . . . nur manchmal schlaftrunken schüttelt er das Haupt und blinzelt mit den halbgeschlossenen Augen, greift auch wohl träumend nach dem Schwert . . . und nickt wieder ein in den schweren Jahrtausendschlaf!

Nein, es ist nicht der Kaiser Rotbart, welcher Deutschland befreien wird, wie das Volk glaubt, das deutsche Volk, das schlummersüchtige, träumende Volk, welches sich auch seinen Messias nur in der Gestalt eines alten Schläfers denken kann!

Da machen doch die Juden sich eine weit bessere Vorstellung von ihrem Messias, und vor vielen Jahren, als ich in Polen war[1] und mit dem großen Rabbi Manasse ben Naphtali zu Krakau verkehrte, horchte ich immer mit freudig offenem Herzen, wenn er von dem Messias sprach . . . Ich weiß nicht mehr, in welchem Buche des Talmuds die Details zu lesen sind, die mir der große Rabbi ganz treu mitteilte, und überhaupt nur in den Grundzügen schwebt mir seine Beschreibung des Messias noch im Gedächtnisse. Der Messias, sagte er mir, sei an dem Tage geboren, wo Jerusalem durch den Bösewicht Titus Vespasian zerstört worden, und seitdem wohne er im schönsten Palaste des Himmels, umgeben von Glanz und Freude, auch eine Krone auf dem Haupte tragend, ganz wie ein König . . . aber seine Hände seien gefesselt mit goldenen Ketten!

„Was", frug ich verwundert, „was bedeuten diese goldenen Ketten?"

„Die sind notwendig" — erwiderte der große Rabbi mit einem schlauen Blick und einem tiefen Seufzer —, „ohne diese Fessel würde der Messias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich herabeilen und zu frühe, zur unrechten Stunde, das Erlösungswerk unternehmen. Er ist eben keine ruhige Schlafmütze. Er ist ein schöner, sehr schlanker, aber doch ungeheuer kräftiger Mann; blühend wie die Jugend. Das Leben, das er führt, ist übrigens sehr einförmig. Den größten Teil des Morgens verbringt er mit den üblichen Gebeten oder lacht und scherzt mit seinen Dienern, welche verkleidete Engel sind und hübsch singen und die Flöte blasen. Dann läßt er sein langes Haupthaar kämmen, und man salbt ihn mit Narden und bekleidet ihn mit seinem fürst-

---

[1] Vgl. Heines Beschreibung dieser im Sommer 1822 gemachten Reise (im vorliegenden Bande).

lichen Purpurgewande. Den ganzen Nachmittag studiert er die Cabala. Gegen Abend läßt er seinen alten Kanzler kommen, der ein verkleideter Engel ist, ebenso wie die vier starken Staatsräte, die ihn begleiten, verkleidete Engel sind. Aus einem großen Buche muß alsdann der Kanzler seinem Herrn vorlesen, was jeden Tag passierte ... Da kommen allerlei Geschichten vor, worüber der Messias vergnügt lächelt oder auch mißmütig den Kopf schüttelt... Wenn er aber hört, wie man unten sein Volk mißhandelt, dann gerät er in den furchtbarsten Zorn und heult, daß die Himmel erzittern ... Die vier starken Staatsräte müssen dann den Ergrimmten zurückhalten, daß er nicht herabeile auf die Erde, und sie würden ihn wahrlich nicht bewältigen, wären seine Hände nicht gefesselt mit den goldenen Ketten ... Man beschwichtigt ihn auch mit sanften Reden, daß jetzt die Zeit noch nicht gekommen sei, die rechte Rettungsstunde, und er sinkt am Ende aufs Lager und verhüllt sein Antlitz und weint ..."

So ungefähr berichtete mir Manasse ben Naphtali zu Krakau, seine Glaubwürdigkeit mit Hinweisung auf den Talmud verbürgend. Ich habe oft an seine Erzählungen denken müssen, besonders in den jüngsten Zeiten nach der Juliusrevolution. Ja, in schlimmen Tagen glaubt' ich manchmal mit eignen Ohren ein Gerassel zu hören wie von goldenen Ketten und dann ein verzweifelndes Schluchzen ...

O verzage nicht, schöner Messias, der du nicht bloß Israel erlösen willst, wie die abergläubischen Juden sich einbilden, sondern die ganze leidende Menschheit! O, zerreißt nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefesselt, daß er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!

Fünftes Buch.

„— — — Die politischen Verhältnisse jener Zeit (1799) haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neuesten Zuständen in Deutschland; nur daß damals der Freiheitssinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und sonstigen Litteraten blühete, heutigentags aber unter diesen viel minder, sondern weit mehr in der großen aktiven Masse, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, sich ausspricht. Während zur Zeit der ersten Revolution die bleiern deutscheste Schlafsucht auf dem Volke lastete und gleichsam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrschte, offenbarte sich in unserer Schriftwelt das wildeste Gären und Wallen. Der einsamste Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutschlands lebte, nahm teil an dieser Bewegung; fast sympathetisch, ohne von den politischen Vorgängen genau unterrichtet zu sein, fühlte er ihre soziale Bedeutung und sprach sie aus in seinen Schriften. Dieses Phänomen mahnt mich an die großen Seemuscheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unsere Kamine stellen, und die, wenn sie auch noch so weit vom Meere entfernt sind, dennoch plötzlich zu rauschen beginnen, sobald dort die Flutzeit eintritt und die Wellen gegen die Küste heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menschen-Ozean, die Revolution losflutete, als es hier brandete und stürmte, da rauschten und brausten jenseits des Rheins die deutschen Herzen ... Aber sie waren so isoliert, sie standen unter lauter fühllosem Porzellan, Theetassen und Kaffeekannen und chinesischen Pagoden, die mechanisch mit dem Kopfe nickten, als wüßten sie, wovon die Rede sei. Ach! unsere armen Vorgänger in Deutschland mußten für jene Revolutionssympathie sehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpsten und gemeinsten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und sind hier in Armut und Elend verkommen und verschollen. Ich habe jüngst einen blinden Landsmann gesehen, der noch seit

jener Zeit in Paris ist; ich sah ihn im Palais-Royal, wo er sich ein bißchen an der Sonne gewärmt hatte. Es war schmerzlich anzusehen, wie er blaß und mager war und sich seinen Weg an den Häusern weiterfühlte. Man sagte mir, es sei der alte dänische Dichter Heyberg. Auch die Dachstube habe ich jüngst gesehen, wo der Bürger Georg Forster gestorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutschland blieben, wäre es aber noch weit schlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und seine Franzosen uns besiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er selber der Retter der Ideologie gewesen. Ohne ihn wären unsere Philosophen mitsamt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutschen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikanisch gesinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmütig, um sich der Fremdherrschaft anzuschließen, hüllten sich seitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenem Herzen, mit geschlossenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten sie, aber wehmütig, und schwiegen; sie nahmen fast gar keinen Teil an dem patriotischen Enthusiasmus, der damals mit allerhöchster Bewilligung in Deutschland emporjubelte. Sie wußten, was sie wußten, und schwiegen. Da diese Republikaner eine sehr keusche, einfache Lebensart führen, so werden sie gewöhnlich sehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir sonst immer so gebeugt und fast blödsinnig schweigend umherwandeln gesehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben und uns Jungen freundlich entgegenlachten und die Hände drückten und lustige Geschichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich sogar singen; denn im Kaffeehause sang er uns die Marseiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die schönen Worte, und es dauerte nicht lange, so sangen wir sie besser als der Alte selbst, denn der hat manchmal in der besten Strophe wie ein Narr gelacht oder geweint wie ein Kind. Es ist immer gut, wenn so alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden sie nicht vergessen, und einige von uns werden sie einst jenen Enkeln einstudieren, die jetzt noch nicht geboren sind. Viele von uns aber werden unterdessen verfault sein, daheim im Gefängnisse oder auf einer Dachstube in der Fremde. — — —"[1]

[1] Aus Heines „Salon", Bd. II (hier Bd. IV, S. 279—281). Die Stelle war in der ersten Auflage von der Zensur gestrichen, in der zweiten (1852), die für unsern Text maßgebend, war sie enthalten.

Obige Stelle aus meinem Buche „De l'Allemagne" (sie fehlt in der deutschen Ausgabe) schrieb ich vor etwa sechs Jahren, und indem ich sie heute wieder überlese, lagern sich über meine Seele wie feuchte Schatten alle jene trostlosen Betrübnisse, wovon mich damals nur die ersten Ahnungen anwehten. Es rieselt mir wie Eiswasser durch die glühendsten Empfindungen, und mein Leben ist nur ein schmerzliches Erstarren. O kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! ... O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickst du so verhöhnend! ...

Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimat ruhig hinmodern ... denn diese Kerker sind eine Heimat mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht er die deutsche Sprache! ... Es sind heute über sechs Monde, daß kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und alles, was ich dichte und trachte, kleidet sich mühsam in ausländische Redensarten ... Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben und sogar des Nachts am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen! Auch meine Gedanken sind exiliert, exiliert in eine fremde Sprache.

Glücklich sind die, welche in der Fremde nur mit der Armut zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Übeln ... Durch die Luken ihrer Dachstuben lacht ihnen der Himmel und alle seine Sterne ... O, goldenes Elend mit weißen Glaceehandschuhen, wie bist du unendlich qualsamer! ... Das verzweifelnde Haupt muß sich frisieren lassen, wo nicht gar parfümieren, und die zürnenden Lippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müssen lächeln und immer lächeln ...

Glücklich sind die, welche über das große Leid am Ende ihr letztes bißchen Verstand verloren und ein sicheres Unterkommen gefunden in Charanton[1] oder in Bizètre[1], wie der arme F. —, wie der arme B. —, wie der arme L. — und so manche andere, die ich weniger kannte ... Die Zelle ihres Wahnsinns dünkt ihnen eine geliebte Heimat, und in der Zwangsjacke dünken sie sich Sieger über allen Despotismus, dünken sie sich stolze Bürger eines freien Staates ... Aber das alles hätten sie zu Hause ebensogut haben können!

---

[1] Charenton und Bicêtre, Orte mit Irrenhäusern, nahe bei Paris.

Nur der Übergang von der Vernunft zur Tollheit ist ein verdrießlicher Moment und gräßlich ... Mich schaudert, wenn ich daran denke, wie der F. zum letzten Male zu mir kam, um ernsthaft mit mir zu verhandeln, daß man auch die Mondmenschen und die entferntesten Sternenbewohner in den großen Völkerbund aufnehmen müsse. Aber wie soll man ihnen unsere Vorschläge ankündigen? Das war die große Frage. Ein anderer Patriot hatte in ähnlicher Absicht eine Art kolossaler Spiegel erdacht, womit man Proklamationen mit Riesenbuchstaben in der Luft abspiegelt, so daß die ganze Menschheit sie auf einmal lesen könnte, ohne daß Zensor und Polizei es zu verhindern vermöchten ... Welches staatsgefährliche Projekt! Und doch geschieht dessen keine Erwähnung in dem Bundestagsberichte über die revolutionäre Propaganda!

Am glücklichsten sind wohl die Toten, die im Grabe liegen auf dem Père Lachaise, wie du, armer Börne!

Ja, glücklich sind diejenigen, welche in den Kerkern der Heimat, glücklich die, welche in den Dachstuben des körperlichen Elends, glücklich die Verrückten im Tollhaus, am glücklichsten die Toten! Was mich betrifft, den Schreiber dieser Blätter, ich glaube mich am Ende gar nicht so sehr beklagen zu dürfen, da ich des Glückes aller dieser Leute gewissermaßen teilhaft werde durch jene wunderliche Empfänglichkeit, jene unwillkürliche Mitempfindung, jene Gemütskrankheit, die wir bei den Poeten finden und mit keinem rechten Namen zu bezeichnen wissen. Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gassen Babylons, glaubt mir's! sobald der Abend herabsinkt, erklingen die melancholischen Harfen in meinem Herzen, und gar des Nachts erschmettern darin alle Pauken und Zimbeln des Schmerzes, die ganze Janitscharenmusik der Weltqual, und es steigt empor der entsetzlich gellende Mummenschanz ...

O, welche Träume! Träume des Kerkers, des Elends, des Wahnsinns, des Todes! Ein schrillendes Gemisch von Unsinn und Weisheit, eine bunte vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut schmeckt und nach Orangenblüten riecht! Welch ein grauenhaftes Gefühl, wenn die nächtlichen Träume das Treiben des Tages verhöhnen, und aus den flammenden Mohnblumen die ironischen Larven hervorgucken und Rübchen schaben, und die stolzen Lorbeerbäume sich in graue Disteln verwandeln, und die Nachtigallen ein Spottgelächter erheben ...

Gewöhnlich in meinen Träumen sitze ich auf einem Eckstein der Rue Laffitte an einem feuchten Herbstabend, wenn der Mond auf das schmutzige Boulevardpflaster herabstrahlt mit langen Streiflichtern, so daß der Kot vergoldet scheint, wo nicht gar mit blitzenden Diamanten übersät ... Die vorübergehenden Menschen sind ebenfalls nur glänzender Kot: Stockjobbers, Spieler, wohlfeile Skribenten, Falschmünzer des Gedankens, noch wohlfeilere Dirnen, die freilich nur mit dem Leibe zu lügen brauchen, satte Faulbäuche, die im Café de Paris gefüttert worden und jetzt nach der Académie de musique hinstürzen, nach der Kathedrale des Lasters, wo Fanny Elsler[1] tanzt und lächelt ... Dazwischen rasseln auch die Karossen und springen die Lakaien, die bunt wie Tulpen und gemein wie ihre gnädige Herrschaft ... Und wenn ich nicht irre, in einer jener frechen goldnen Kutschen sitzt der ehemalige Zigarrenhändler Aguado[2], und seine stampfenden Rosse bespritzen von oben bis unten meine rosaroten Trikotkleider ... Ja, zu meiner eigenen Verwunderung bin ich ganz in rosaroten Trikot gekleidet, in ein sogenanntes fleischfarbiges Gewand, da die vorgerückte Jahrzeit und auch das Klima keine völlige Nacktheit erlaubt wie in Griechenland bei den Thermopylen, wo der König Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern am Vorabend der Schlacht ganz nackt tanzte, ganz nackt, das Haupt mit Blumen bekränzt ... Eben wie Leonidas auf dem Gemälde von David[3] bin ich kostümiert, wenn ich in meinen Träumen auf dem Eckstein sitze an der Rue Laffitte, wo der verdammte Kutscher von Aguado mir meine Trikothosen bespritzt ... Der Lump, er bespritzt mir sogar den Blumenkranz, den schönen Blumenkranz, den ich auf meinem Haupte trage, der aber, unter uns gesagt, schon ziemlich trocken und nicht mehr duftet ... Ach! es waren frische, freudige Blumen, als ich mich einst damit schmückte in der Meinung, den anderen Morgen ginge es zur Schlacht, zum heiligen Todessieg für das Vaterland — — — Das ist nun lange her, mürrisch und müßig sitze ich an der Rue Laffitte und harre des Kampfes, und unterdessen welken die Blumen auf meinem Haupte, und auch meine Haare färben sich weiß, und mein Herz erkrankt mir in der Brust ... Heiliger Gott! was wird einem die Zeit so lange bei solchem thatlosen Harren, und am Ende stirbt mir noch der Mut ...

[1] Vgl. Bd. VI, S. 295.
[2] Vgl. Bd. V, S. 101.
[3] Vgl. Bd. VI, S. 39; Bd. IV, S. 77 f.

Ich sehe, wie die Leute vorbeigehen, mich mitleidig anschauen und einander zuflüstern: der arme Narr!

Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnen, so geschieht es auch zuweilen, daß die Gedanken des Tages über die unsinnigen Nachtträume sich lustig machen und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf. Jüngst träumte mir, ich machte eine große Reise durch ganz Europa, nur daß ich mich dabei keines Wagens mit Pferden, sondern eines gar prächtigen Schiffes bediente. Das ging gut, wenn ein Fluß oder ein See sich auf meinem Wege befand. Solches war aber der seltenere Fall, und gewöhnlich mußte ich über festes Land, was für mich sehr unbequem, da ich alsdann mein Schiff über weite Ebenen, Waldstege, Moorgründe und sogar über sehr hohe Berge fortschleppen mußte, bis ich wieder an einen Fluß oder See kam, wo ich gemächlich segeln konnte. Gewöhnlich aber, wie gesagt, mußte ich mein Fahrzeug selber fortschleppen, was mir sehr viel Zeitverlust und nicht geringe Anstrengung kostete, so daß ich am Ende vor Überdruß und Müdigkeit erwachte. Nun aber des Morgens beim ruhigen Kaffee machte ich die richtige Bemerkung: daß ich weit schneller und bequemer gereist wäre, wenn ich gar kein Schiff besessen hätte und wie ein gewöhnlicher armer Teufel immer zu Fuß gegangen wäre.

Am Ende kommt es auf eins heraus, wie wir die große Reise gemacht haben, ob zu Fuß oder zu Pferd oder zu Schiff ... Wir gelangen am Ende alle in dieselbe Herberge, in dieselbe schlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube so eng, so kalt, so dunkel, wo man aber gut schläft, fast gar zu gut ...

Ob wir einst auferstehen? Sonderbar! meine Tagesgedanken verneinen diese Frage, und aus reinem Widerspruchsgeiste wird sie von meinen Nachtträumen bejaht. So z. B. träumte mir unlängst: ich sei in der ersten Morgenfrühe nach dem Kirchhof gegangen, und dort zu meiner höchsten Verwunderung sah ich, wie bei jedem Grabe ein Paar blankgewichster Stiefel stand, ungefähr wie in den Wirtshäusern vor den Stuben der Reisenden ... Das war ein wunderlicher Anblick, es herrschte eine sanfte Stille auf dem ganzen Kirchhof, die müden Erdenpilger schliefen, Grab neben Grab, und die blankgewichsten Stiefel, die dort in langen Reihen standen, glänzten im frischen Morgenlicht so hoffnungsreich, so verheißungsvoll wie ein sonnenklarer Beweis der Auferstehung.

Ich vermag den Ort nicht genau zu bezeichnen, wo auf dem Père Lachaise sich Börnes Grab befindet. Ich bemerke dieses ausdrücklich. Denn während er lebte, ward ich nicht selten von reisenden Deutschen besucht, die mich frugen, wo Börne wohne, und jetzt werde ich sehr oft mit der Anfrage behelligt: wo Börne begraben läge? Soviel man mir sagt, liegt er unten auf der rechten Seite des Kirchhofs, unter lauter Generälen aus der Kaiserzeit und Schauspielerinnen des Théâtre Français ... unter toten Adlern und toten Papageien.

In der „Zeitung für die elegante Welt“ las ich jüngst, daß das Kreuz auf dem Grabe Börnes vom Sturme niedergebrochen worden[1]. Ein jüngerer Poet besang diesen Umstand in einem schönen Gedichte, wie denn überhaupt Börne, der im Leben so oft mit den faulsten Äpfeln der Prosa beschmissen worden, jetzt nach seinem Tode mit den wohlduftigsten Versen beräuchert wird. Das Volk steinigt gern seine Propheten, um ihre Reliquien desto inbrünstiger zu verehren; die Hunde, die uns heute anbellen, morgen küssen sie gläubig unsere Knochen! — —

Wie ich bereits gesagt habe, ich liefere hier weder eine Apologie noch eine Kritik des Mannes, womit sich diese Blätter beschäftigen. Ich zeichne nur sein Bild mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir saß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günstige oder ungünstige Stimmung mich während der Sitzung beherrschte. Ich liefere dadurch den besten Maßstab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.

Ist aber einerseits dieses beständige Konstatieren meiner Persönlichkeit das geeignetste Mittel, ein Selbsturteil des Lesers zu fördern, so glaube ich andererseits zu einem Hervorstellen meiner eigenen Person in diesem Buche besonders verpflichtet zu sein, da durch einen Zusammenfluß der heterogensten Umstände sowohl die Feinde wie die Freunde Börnes nie aufhörten, bei jeder Besprechung desselben über mein eigenes Tichten und Trachten mehr oder minder wohlwollend oder böswillig zu räsonieren. Die aristokratische Partei in Deutschland, wohl wissend, daß ihr die Mäßigung meiner Rede weit gefährlicher sei als die Berserkerwut Börnes, suchte mich gern als einen gleichgesinnten Kumpan desselben zu verschreien, um mir eine gewisse Solidarität seiner politischen Tollheiten aufzubürden. Die radikale Partei, weit ent-

---

[1] Vgl. Gutzkow, Börnes Leben, S. 294.

fernt, diese Kriegslist zu enthüllen, unterstützte sie vielmehr, um mich in den Augen der Menge als ihren Genossen erscheinen zu lassen und dadurch die Autorität meines Namens auszubeuten. Gegen solche Machinationen öffentlich aufzutreten, war unmöglich; ich hätte nur den Verdacht auf mich geladen, als desavouierte ich Börne, um die Gunst seiner Feinde zu gewinnen. Unter diesen Umständen that mir Börne wirklich einen Gefallen, als er nicht bloß in kurz hingeworfenen Worten, sondern auch in erweiterten Auseinandersetzungen mich öffentlich angriff und über die Meinungsdifferenz, die zwischen uns herrschte, das Publikum selber aufklärte. Das that er namentlich im 6. Bande seiner „Pariser Briefe" und in zwei Artikeln, die er in der französischen Zeitschrift „Le Réformateur" abdrucken ließ. Diese Artikel, worauf ich, wie bereits erwähnt worden, nie antwortete, gaben wieder Gelegenheit, bei jeder Besprechung Börnes auch von mir zu reden, jetzt freilich in einem ganz anderen Tone wie früher. Die Aristokraten überhäuften mich mit den perfidesten Lobsprüchen, sie priesen mich fast zu Grunde: ich wurde plötzlich wieder ein großer Dichter, nachdem ich ja eingesehen hätte, daß ich meine politische Rolle, den lächerlichen Radikalismus, nicht weiterspielen könne. Die Radikalen hingegen fingen nun an, öffentlich gegen mich loszuziehen — (privatim thaten sie es zu jeder Zeit) — sie ließen kein gutes Haar an mir, sie sprachen mir allen Charakter ab und ließen nur noch den Dichter gelten. — Ja, ich bekam sozusagen meinen politischen Abschied und wurde gleichsam in Ruhestand nach dem Parnassus versetzt. Wer die erwähnten zwei Parteien kennt, wird die Großmut, womit sie mir den Titel eines Poeten ließen, leicht würdigen. Die einen sehen in einem Dichter nichts anderes als einen träumerischen Höfling müßiger Ideale. Die anderen sehen in dem Dichter gar nichts; in ihrer nüchternen Hohlheit findet Poesie auch nicht den dürftigsten Widerklang.

Was ein Dichter eigentlich ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Doch können wir nicht umhin, über die Begriffe, die man mit dem Worte „Charakter" verbindet, unsere unmaßgebliche Meinung auszusprechen.

Was versteht man unter dem Wort „Charakter"?

Charakter hat derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identifiziert und nie in Widerspruch gerät mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeit-

aller hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugnis noch Notwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöd- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markte proklamiert haben, diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz wie bei einer aufgelösten Scharade und jubelt: seht, das ist ein Charakter!

Es ist immer ein Zeichen von Borniertheit, wenn man von der bornierten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Bei Schriftstellern ist dies noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten bestehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, ist am Ende nichts anders als knechtische Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunst.

Der Grundsatz, daß man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist nicht unbedingt richtig; er ist bloß anwendbar bei jener Masse von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inspiration die Feder führt, und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bei Artisten ist jener Grundsatz unzulässig, denn diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, schreiben objektiv, und ihr Charakter verrät sich nicht in ihrem Stil.

Ob Börne ein Charakter ist, während andere nur Dichter sind, diese unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigsten Achselzucken beantworten.

„Nur Dichter" — wir werden unsere Gegner nie so bitter tadeln, daß wir sie in eine und dieselbe Kategorie setzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren ... Unter uns gesagt, diese Dichter, sogar der letztere, zeigten manchmal Charakter!

„Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und

hören nicht, sie haben sogar Nasen und riechen nichts --." Diese Worte lassen sich sehr gut anwenden auf die plumpe Menge, die nie begreifen wird, daß ohne innere Einheit keine geistige Größe möglich ist, und daß, was eigentlich Charakter genannt werden muß, zu den unerläßlichsten Attributen des Dichters gehört.

Die Distinktion zwischen Charakter und Dichter ist übrigens zunächst von Börne selbst ausgegangen, und er hatte selber schon allen jenen schnöden Folgerungen vorgearbeitet, die seine Anhänger später gegen den Schreiber dieser Blätter abhaspelten. In den „Pariser Briefen" und den erwähnten Artikeln des „Reformateurs" wird bereits von meinem charakterlosen Poetentum und meiner poetischen Charakterlosigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen sich dort die giftigsten Insinuationen. Nicht mit bestimmten Worten, aber mit allerlei Winken werde ich hier der zweideutigsten Gesinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Gesinnungslosigkeit verdächtigt! Ich werde in derselben Weise nicht bloß des Indifferentismus, sondern auch des Widerspruchs mit mir selber bezüchtigt. Es lassen sich hier sogar einige Zischlaute vernehmen, die — (können die Toten im Grabe erröten?) — ja, ich kann dem Verstorbenen diese Beschämung nicht ersparen: er hat sogar auf Bestechlichkeit hingedeutet ...

Schöne, süße Ruhe, die ich in diesem Augenblick in tiefster Seele empfinde! Du belohnst mich hinreichend für alles, was ich gethan, und für alles, was ich verschmäht ... Ich werde mich weder gegen den Vorwurf der Indifferenz noch gegen den Verdacht der Feilheit verteidigen. Ich habe es vor Jahren, bei Lebzeiten der Insinuanten, meiner unwürdig gehalten; jetzt fordert Schweigen sogar der Anstand. Das gäbe ein grauenhaftes Schauspiel ... Polemik zwischen dem Tod und dem Exil! — Du reichst mir aus dem Grabe die bittende Hand? ... Ohne Groll reiche ich dir die meinige ... Sieh, wie schön ist sie und rein! Sie ward nie besudelt, von dem Händedruck des Pöbels ebensowenig wie vom schmutzigen Golde der Volksfeinde ... Im Grunde hast du mich ja nie beleidigt ... In allen deinen Insinuationen ist auch für keinen Louisdor Wahrheit!

Die Stelle in Börnes „Pariser Briefen", wo er am unumwundesten mich angriff, ist zugleich so charakteristisch zur Beurteilung des Mannes selbst, seines Stiles, seiner Leidenschaft und seiner Blindheit, daß ich nicht umhin kann, sie hier mitzuteilen. Trotz des bittersten Wollens war er nie im stande, mich zu ver-

letzen, und alles, was er hier sowie auch in den erwähnten Artikeln des „Reformateurs" zu meinem Nachteil vorbrachte, konnte ich mit einem Gleichmute lesen, als wäre es nicht gegen mich gerichtet, sondern etwa gegen Nebukodonosor, König von Babylon, oder gegen den Kalifen Harun-al-Radschid oder gegen Friedrich den Großen, welcher die Pasquille auf seine Person, die an den Berliner Straßenecken etwas zu hoch hingen, viel niedriger anzuheften befahl, damit das Publikum sie besser lesen könne. Die erwähnte Stelle ist datiert von Paris den 25. Februar 1833 und lautet folgendermaßen:

[1]„Soll ich über Heines ‚Französische Zustände' ein vernünftiges Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf summte und sich bald auf diese, bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürge — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urteils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urteils. Dabei bin ich aber besonnen genug geblieben, um zu vermuten, daß diese Verstimmung meine, nicht Heines Schuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Bayern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für schlecht, am dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herrn von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmütigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält — wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Rätselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eige-

---

[1] Gesammelte Schriften, Bd. 14 (Briefe aus Paris, Bd. 6) (Paris, Brunat, 1834), S. 189 ff.

nes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kömmt, wenn an einem Tage der höchsten Not, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

„Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigne. Weil er oft noch etwas anders sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er ins Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blütenstaub ab und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen, aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht; denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüte kömmt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüte stände; da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Merykirche und von ihrem Heldentode gesprochen! es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Örtlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch

aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus zu jener denkwürdigen Stunde[1], wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jakobiner, der wütendste Feind der Aristokraten, und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sähe er aus der Rocktasche der feuerspeienden Mirabeau auf deutsche Studentenart eine Tabakspfeife mit rot-schwarz-goldner Quaste hervorragen — dann pfui, Freiheit! Und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß es eine Redeübung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er atemreines Mundes bleiben möchte und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

„Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den ‚Herrn‘ mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo gibt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? die Natur dichtet selten und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen bis zur Reife der Missethat und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

---

[1] Am 20. Juni 1789.

„Heine hat in meinen Augen so großen Wert, daß es ihm nicht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Also nicht diese Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns jedem von seiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen oder gar verräterisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher andere auch könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserablen Menschen hat die Natur zum Glücke nur Einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von Einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: ‚Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab‘[1]. Ferner: ‚Wenn die Insurrektion vom 5. Juni nicht

[1] Vgl. Bd. V, S. 171.

scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugedacht: ich verzeihe ihnen gerne diese Narrheit'[1]. Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

„Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung des Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt, und so hart sie auch aufeinander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art, Krieg zu führen, ist sehr löblich, und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in diesem Falle fehlen.

„Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine, und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demütig, wo er spotten möchte, so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen, sondern muß sie andern überlassen. So, seiner bessern Natur zum Spott, findet Heine seine Freude daran, zu diplomatisieren und seine Zähne zum Gefängnisgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchem sie jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, so weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet er ihn, es zu unterlassen; ‚denn es schien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen müßte'[2]. Diese Tagesleidenschaft gegen den Adel, die

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 149. — [2] Vgl. Bd. V, S. 152.

schon fünfzigmal dreihundertfünfundsechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke noch Heine noch sonst einer noch furchtbarer machen, als sie schon ist. Um von etwas warm zu sprechen, soll man also warten, bis die Leidenschaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft ist, um sie dann von neuem zu entzünden? Das ist freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wissen, das Lafayette gegen die Beschuldigung der Teilnahme an der Juni-Insurrektion verteidigen kann; aber ‚eine leicht begreifliche Diskretion' hält ihn ab, sich deutlich auszusprechen. Wenn Heine auf diesem Wege Minister wird, dann will ich verdammt sein, sein geheimer Sekretär zu werden und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen."

Ich möchte herzlich gern auch die erwähnten zwei Artikel des „Reformateur" hier mitteilen, aber drei Schwierigkeiten halten mich davon ab; erstens würden diese Artikel zu viel Raum einnehmen, zweitens, da sie auf Französisch geschrieben, müßte ich sie selber übersetzen, und drittens, obgleich ich schon in zehn Cabinets de lecture nachgefragt, habe ich nirgends mehr ein Exemplar des bereits eingegangenen „Réformateur" auftreiben können. Doch der Inhalt dieser Artikel ist mir noch hinlänglich bekannt: sie enthielten die maliziösesten Insinuationen über Abtrünnigkeit und Inkonsequenz, allerlei Anschuldigung von Sinnlichkeit, auch wird darin der Katholizismus gegen mich in Schutz genommen u. s. w. — Von Verteidigung dagegen kann hier nicht die Rede sein; diese Schrift, welche weder eine Apologie noch eine Kritik des Verstorbenen sein soll, bezweckt auch keine Justifikation des Überlebenden. Genug, ich bin mir der Redlichkeit meines Willens und meiner Absichten bewußt, und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, so regt sich in mir ein fast freudiger Stolz über die gute Strecke Weges, die ich bereits zurückgelegt. Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortschritten zeugen?

Aufrichtig gesagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht viel geschaffen, so war er doch immer auf den Beinen. Ob das, was ich überhaupt schuf in diesem Leben, gut oder schlecht war, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der schmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus diese Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor stehen und schwindlicht hinaufblinzeln . . . Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und sie stoßen sich nur die

Rasen an dem Piedestal jener Monumente, die ich in der Litteratur Europas aufgepflanzt habe zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes. Sind diese Monumente ganz makellos, sind sie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Bestimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszusetzen wissen, zeugt nur von ihrer eigenen putzigen Beschränktheit. Sie erinnern mich an die kleinen Pariser Badauds[1], die bei der Aufrichtung des Obelisk[2] auf der Place Louis XVI über den Wert oder die Nützlichkeit dieses großen Sonnenzeigers ihre respektiven Ansichten austauschten. Bei dieser Gelegenheit kamen die ergötzlichsten Philistermeinungen zum Vorschein. Da war ein schwindsüchtig dünner Schneider, welcher behauptete, der rote Stein sei nicht hart genug, um dem nordischen Klima lange zu widerstehen, und das Schneewasser werde ihn bald zerbröckeln und der Wind ihn niederstürzen. Der Kerl hieß Petit Jean und machte sehr schlechte Röcke, wovon kein Fetzen auf die Nachwelt kommen wird, und er selbst liegt schon verscharrt auf dem Père Lachaise. Der rote Stein aber steht noch immer fest auf der Place Louis XVI und wird noch Jahrhunderte dort stehen bleiben, trotzend allem Schneewasser, Wind und Schneidergeschwätz!

Das Spaßhafteste bei der Aufrichtung des Obelisken war folgendes Ereignis:

Auf der Stelle, wo der große Stein gelegen, ehe man ihn aufrichtete, fand man einige kleine Skorpionen, wahrscheinlich entsprungen aus etwelchen Skorpioneneiern, die in der Emballage des Obelisken aus Ägypten mitgebracht und hier zu Paris von der Sonnenhitze ausgebrütet wurden. Über diese Skorpionen erhuben nun die Badauds ein wahres Zetergeschrei, und sie verfluchten den großen Stein, dem Frankreich jetzt die giftigen Skorpionen verdanke, eine neue Landplage, woran noch Kinder und Kindeskinder leiden würden ... Und sie legten die kleinen Ungetüme in eine Schachtel und brachten sie zum Commissaire de Police des Madeleineviertels, wo gleich Procès verbal darüber aufgenommen wurde ... und Eile that not, da die armen Tierchen einige Stunden nachher starben ...

Auch bei der Aufrichtung großer Geistesobelisken können allerlei Skorpionen zum Vorschein kommen, kleinliche Gifttierchen,

---

[1] Maulaffen, Gimpel, die alles angaffen.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 83.

die vielleicht ebenfalls aus Ägypten stammen und bald sterben und vergessen werden, während das große Monument erhaben und unzerstörbar stehen bleibt, bewundert von den spätesten Enkeln. — —

Es ist doch eine sonderbare Sache mit dem Obelisken des Luxor, welchen die Franzosen aus dem alten Mizraim[1] herübergeholt und als Zierat aufgestellt haben inmitten jenes grauenhaften Platzes, wo sie mit der Vergangenheit den entsetzlichen Bruch gefeiert am 21. des Januar 1793. Leichtsinnig wie sie sind, die Franzosen, haben sie hier vielleicht einen Denkstein aufgepflanzt, der den Fluch ausspricht über jeden, welcher Hand legt an das heilige Haupt Pharaos!

Wer enträtselt diese Stimme der Vorzeit, diese uralten Hieroglyphen? Sie enthalten vielleicht keinen Fluch, sondern ein Rezept für die Wunde unserer Zeit! O wer lesen könnte! Wer sie ausspräche, die heilenden Worte, die hier eingegraben ... Es steht hier vielleicht geschrieben, wo die verborgene Quelle rieselt, woraus die Menschheit trinken muß, um geheilt zu werden, wo das geheime Wasser des Lebens, wovon uns die Amme in den alten Kindermärchen so viel erzählt hat, und wonach wir jetzt schmachten als kranke Greise. — Wo fließt das Wasser des Lebens? Wir suchen und suchen ...

Ach, es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfündig machen; bis dahin muß noch eine lange schmerzliche Zeit dahingesiecht werden, und allerlei Quacksalber werden auftreten mit Hausmittelchen, welche das Übel nur verschlimmern. Da kommen zunächst die Radikalen und verschreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchstens den gesellschaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäulnis. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menschheit auf eine kurze Zeit von ihren wildesten Qualen zu befreien, so geschähe es doch nur auf Kosten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben sind; häßlich wie ein geheilter Philister wird er aufstehen von seinem Krankenlager und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitskostüm, wird er sich all sein Lebtag herumschleppen müssen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrig-

---

[1] Ägypten.

bleiben als die Rumfordsche Suppe[1] der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird sich kein Platz finden in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner, und beide werden fletriert und unterdrückt werden noch weit betrübsamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königtum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo jeder im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit alle höhere Begabnis herabzuwürdigen sucht bis aufs banale Niveau.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter soll mit dem König gehen", diese Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. Ohne Autoritätsglauben kann auch kein großer Dichter emporkommen. Sobald sein Privatleben von dem unbarmherzigsten Lichte der Presse beleuchtet wird und die Tageskritik an seinen Worten würmelt und nagt, kann auch das Lied des Dichters nicht mehr den nötigen Respekt finden. Wenn Dante durch die Straßen von Verona ging, zeigte das Volk auf ihn mit Fingern und flüsterte: „Der war in der Hölle!" Hätte er sie sonst mit allen ihren Qualen so treu schildern können? Wie weit tiefer bei solchem ehrfurchtsvollen Glauben wirkte die Erzählung der Francesca von Rimini[2], des Ugolino[3] und aller jener Qualgestalten, die dem Geiste des großen Dichters entquollen ...

Nein, sie sind nicht bloß seinem Geiste entquollen, er hat sie nicht gedichtet, er hat sie gelebt, er hat sie gefühlt, er hat sie gesehen, betastet, er war wirklich in der Hölle, er war in der Stadt der Verdammten ... er war im Exil! — — —

Die öde Werkeltagsgesinnung der modernen Puritaner verbreitet sich schon über ganz Europa wie eine graue Dämmerung, die einer starren Winterzeit vorausgeht ... Was bedeuten die armen Nachtigallen, die plötzlich schmerzlicher, aber auch süßer als je ihr melodisches Schluchzen erheben im deutschen Dichterwald?

---

[1] Der Amerikaner Benjamin Thompson Graf von Rumford (1753—1814) war längere Zeit als General in bayrischen Diensten thätig, wirkte für die Reorganisation des Heeres und schuf wertvolle gemeinnützige Einrichtungen. Er erfand damals auch die aus billigen Stoffen hergestellte, aber sehr nahrhafte nach ihm benannte Rumfordsche Suppe.

[2] Vgl. Bd. V, S. 223.

[3] Den furchtbaren Untergang des Pisaners Ugolino Gherardesca (gest. 1288), des ehrgeizig selbstsüchtigen Diktators und Verräters, schildert Dante im 33. Gesang des Inferno.

Sie singen ein wehmütiges Ade! Die letzten Nymphen, die das Christentum verschont hat, sie flüchten ins wildeste Dickicht. In welchem traurigen Zustand habe ich sie dort erblickt jüngste Nacht!...

Als ob die Bitternisse der Wirklichkeit nicht hinreichend kummervoll wären, quälen mich noch die bösen Nachtgesichte ... In greller Bilderschrift zeigt mir der Traum das große Leid, das ich mir gern verhehlen möchte, und das ich kaum auszusprechen wage in den nüchternen Begriffslauten des hellen Tages — — —

Jüngste Nacht träumte mir von einem großen wüsten Walde und einer verdrießlichen Herbstnacht. In dem großen wüsten Walde zwischen den himmelhohen Bäumen kamen zuweilen lichte Plätze zum Vorschein, die aber von einem gespenstisch weißen Nebel gefüllt waren. Hie und da aus dem dicken Nebel grüßte ein stilles Waldfeuer. Auf eines derselben hinzuschreitend, bemerkte ich allerlei dunkle Schatten, die sich rings um die Flammen bewegten; doch erst in der unmittelbarsten Nähe konnte ich die schlanken Gestalten und ihre melancholisch holden Gesichter genau erkennen. Es waren schöne, nackte Frauenbilder, gleich den Nymphen, die wir auf den lüsternen Gemälden des Julio Romano[1] sehen, und die in üppiger Jugendblüte unter sommergrünem Laubdach sich anmutig lagern und erlustigen ... Ach! kein so heiteres Schauspiel bot sich hier meinem Anblick! die Weiber meines Traumes, obgleich noch immer geschmückt mit dem Liebreiz ewiger Jugend, trugen dennoch eine geheime Zerstörnis an Leib und Wesen; die Glieder waren noch immer bezaubernd durch süßes Ebenmaß, aber etwas abgemagert und wie überfröstelt von kaltem Elend, und gar in den Gesichtern, trotz des lächelnden Leichtsinns, zuckten die Spuren eines abgrundtiefen Grams. Auch statt auf schwellenden Rasenbänken, wie die Nymphen des Julio, kauerten sie auf dem harten Boden unter halbentlaubten Eichenbäumen, wo statt der verliebten Sonnenlichter die quirlenden Dünste der feuchten Herbstnacht auf sie herabsinterten ... Manchmal erhob sich eine dieser Schönen, ergriff aus dem Reisig einen lodernden Brand, schwang ihn über ihr Haupt gleich einem Thyrsus und versuchte eine jener unmöglichen Tanzposituren, die wir auf etruskischen Vasen gesehen ... aber traurig lächelnd, wie bezwungen von Müdigkeit und Nachtkälte, sank sie wieder zurück ans knisternde Feuer. Besonders eine unter diesen Frauen bewegte

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 227.

mein ganzes Herz mit einem fast wollüstigen Mitleid. Es war eine hohe Gestalt, aber noch weit mehr als die anderen abgemagert an Armen, Beinen, Busen und Wangen, was jedoch statt abstoßend vielmehr zauberhaft anziehend wirkte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ehe ich mich dessen versah, saß ich neben ihr am Feuer, beschäftigt, ihre frostzitternden Hände und Füße an meinen brennenden Lippen zu wärmen; auch spielte ich mit ihren schwarzen, feuchten Haarflechten, die über das griechisch gradnäsige Gesicht und den rührend kalten, griechisch kargen Busen herabhingen ... Ja, ihr Haupthaar war von einer fast strahlenden Schwärze, so wie auch ihre Augenbraunen, die üppig schwarz zusammenflossen, was ihrem Blick einen sonderbaren Ausdruck von schmachtender Wildheit erteilte. „Wie alt bist du, unglückliches Kind", sprach ich zu ihr. „Frag mich nicht nach meinem Alter" — antwortete sie mit einem halb wehmütig, halb frevelhaften Lachen — „wenn ich mich auch um ein Jahrtausend jünger machte, so blieb' ich doch noch ziemlich bejahrt! Aber es wird jetzt immer kälter, und mich schläfert, und wenn du mir dein Knie zum Kopfkissen borgen willst, so wirst du deine gehorsame Dienerin sehr verpflichten ..."

Während sie nun auf meinen Knieen lag und schlummerte und manchmal wie eine Sterbende im Schlafe röchelte, flüsterten ihre Gefährtinnen allerlei Gespräche, wovon ich nur sehr wenig verstand, da sie das Griechische ganz anders aussprachen, als ich es in der Schule und später auch beim alten Wolf[1] gelernt hatte... Nur so viel begriff ich, daß sie über die schlechte Zeit klagten und noch eine Verschlimmerung derselben befürchteten und sich vornahmen, noch tiefer waldeinwärts zu flüchten ... Da plötzlich in der Ferne erhob sich ein Geschrei von rohen Pöbelstimmen ... Sie schrieen, ich weiß nicht mehr was? ... Dazwischen kicherte ein katholisches Mettenglöckchen ... Und meine schönen Waldfrauen wurden sichtbar noch blasser und magerer, bis sie endlich ganz in Nebel zerflossen und ich selber gähnend erwachte.

---

[1] Friedr. Aug. Wolf (1777—1824), der berühmte Altertumsforscher, seit 1807 in Berlin, wo er an der Begründung der Universität großen Anteil hatte und auch als Professor längere Zeit thätig war.

Nachlese

zu den

Werken in Prosa.[1]

[1] Einleitende Bemerkungen, soweit erforderlich, bei den einzelnen Aufsätzen. Genaue Drucknachweise in den Lesarten. Wir geben die Aufsätze in chronologischer Reihenfolge und nur die kleinen Mitteilungen und Erklärungen zusammengefaßt als letztes Stück des Bandes.

Die Romantik.[1]

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.

A. W. v. Schlegel.

Nummero 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts" enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu glossierte Satire wider Romantik und romantische Form. Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache selbst nutzen würde. Nummero 124 der „Hallischen allgemeinen Litteratur-Zeitung" enthält die Rezension einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich — Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem

---

[1] Im Sommer 1820 geschrieben. In des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" Beiblatt Nr. 12, 14 und 27 des Jahres 1820 war ein Artikel W. v. Blombergs enthalten mit dem Titel: „Erklärung des im Jahrgange 1810 des ‚Heidelberger Taschenbuchs' enthaltenen Sonett-Drama, betitelt: des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Confunculus Solaris jüngste Comödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut." Blomberg bespricht darin einen phantastisch-allegorischen Sonettenkranz gegen die Romantische Schule und hält unter anderm an dem Gegensatz von romantischer und plastischer Dichtung fest, welchen Heine bestreitet.

kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme[1] in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern.

Ich will daher mit wenigen Worten ohne polemische Ausfälle und ganz unbefangen meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mitteilen.

Im Altertum, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas Besseres gibt als Sinnenrausch, als die unüberschwänglich beseligende Idee des Christentums, die Liebe, die Gemüter zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmut und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern zu jeder Zeit im Gemüte erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühte, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben; nämlich: ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüt erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind

[1] Vgl. Bd. V, S. 43.

die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsre zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind. In Goethes „Faust“ und Liedern sind dieselben reinen Umrisse wie in der „Iphigenie“, in „Hermann und Dorothea“, in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegels sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen wie in dessen wahrhaft plastischem „Rom“[1]. O, möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christentum und in dessen Folge das Rittertum auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihren Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christentum und Rittertum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altar unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht teilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Ölblatt auf unserm Parnassus hervorgrünt.

---

[1] Rom. Elegie. Berlin 1805 (10 S., 4°).

Tassos Tod.[1]

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets[2].

Koblenz, bei Hölscher. 1819.

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemütlich angesprochen, daß es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der notwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurteilen, ihren innern Wert mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht und über den Baum räso-

---

[1] Heines Besprechung ist im Sommer 1821 geschrieben.

[2] Wilhelm Smets aus Reval (1796—1848), Sohn der Sophie Schröder aus deren erster Ehe mit dem Schauspieldirektor Nikolaus Smets, war zum Schauspieler bestimmt, besaß aber kein Talent. Zum Dank für eine die Juden verteidigende Bücherbesprechung gab ihm die Koblenzer Judengemeinde die Mittel zum Studium der Theologie; er wurde 1822 zum Priester geweiht, hatte aber wegen freier Anschauungen einen mißlichen Stand. Ward 1848 von Aachen zum Abgeordneten für die preußische Nationalversammlung gewählt; starb am 14. Oktober. Seine dichterische Bedeutung ist gering. Er war mit Heine befreundet und eifriger Mitarbeiter an J. B. Rousseaus (vgl. Bd. II, S. 59 und 63) zahlreichen Zeitschriften.

niert und in sich murmelt: das war ein erbärmliches Lager, das waren ja herbe Holzäpfel, das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w. Indessen das Rezensieren hat doch auch sein Gutes. Es gibt heur so viele wunderliche Bäume auf dem Parnaß, daß es not thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wandrer lesen kann: unter diesem Baume läßt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen; — sowie auch: auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein saubrer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.

Wir haben oben bemerkt, daß wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurteilen wollen. Doch, da in betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht miteinander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjektive Ansicht das Verdienst des Dichters unbewußt beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urteil über die Leistungen desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurteilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern als bei einzelnen Menschen sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern scheinen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, imposanteren Bildern und Vergleichen, um sowohl seine subjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf seine Subjektivität ausüben, lebendig darzustellen. Es geben Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei beiden deutet solches auf einen Zustand der Geisteskindheit oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandesreife eingetreten ist, sobald sein geistiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut und sein Geist die Gesamtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des

Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimischung von subjektiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen. So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente, wie man sieht, werden von der einen dieser Dichtungsarten ebensogut wie von der andern erfordert; nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften, Charakteren u. s. w. Doch machen wir die vielbestätigte Bemerkung: daß Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts Erträgliches zu stande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zur Untersuchung, ob jenes Mißlingen nicht dadurch entsteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich voneinander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns nichts leichter als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Voraussagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er läßt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüte, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen sein. Aber das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht jemand hinstellt und das Gedicht vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur notwendig, aufzuzeichnen, was sie sprechen und

wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergißt, daß diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, daß der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehn, sich an jener Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daß bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daß es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daß es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiet der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso" vorangehende Tragödie[1], gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständnis,

[1] Die Blutbraut. Trauerspiel in 4 Akten Koblenz 1818.

womit der Verfasser in der Vorrede zum „Tasso" über dieses Mißlingen sich äußert, sowie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das alles berechtigt uns, viele Mängel des „Tasso" zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum „Tasso" macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goethischen Drama desselben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Begebenheit, welche letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tassos Hauptbiographen, sowohl Serassi als auch (wenn wir nicht irren) Manso, verwerfen sie. Nur Muratori erzählt uns ein solches Märchen[1]. Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zehn Jahr ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alfons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gang und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das

[1] Von der Liebe Tassos zu einer Leonore, als welche bald die Prinzessin, bald Leonore San Vitale, bald eine Kammerzofe der Prinzessin angegeben wurde, erzählt bereits Manso, nicht aber von der Umarmung der Prinzessin. Von dieser berichtet zuerst Muratori, während Serassi diese sowie die Liebe zur Prinzessin überhaupt leugnet.

Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore Nummero 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch dieser beiden im Schloßpark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Gisello gesteht, daß sie Tasso liebe, und erzählt, daß sie einen Beweis seiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daß dieser Beweis, der darin bestehe, daß so oft in Tassos Liedern der Name Leonore gefeiert werde, sehr zweideutig sei, da noch zwei andere Damen des Hofes, sie selbst und die Prinzessin, denselben Namen führen. Es wäre sogar wahrscheinlich, daß die Prinzessin die Gefeierte sei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Tasso dem Herzog sein vollendetes Gedicht: „Das befreite Jerusalem" überreichte, und die Prinzessin

— — mit schnell gewandten Händen griff
Zum Lorbeerkranz, der Virgils Marmor schmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog sein Knie, sein lockicht Haupt,
Das eine Fürstin liebend ihm umlaubt!
Da zittert er; so tief er sich auch beugte,
Hob sich sein Auge doch zu ihr empor,
Ich sah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, strebte;
Das war das Höchste, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tausendfachen Lorbeerkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauscht,
Den er seit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin. O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das alles.

Tasso. Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verraten mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verraten, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf beider Liebe; die Prinzessin weint, Alfons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des ersten Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmut versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn.
Ihr wißt's und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn —

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf
Und zieht den Degen im Palast Ferraras.
— — — —
Der Graf schützt vor des Ortes Majestät
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Tasso von Tirabos Brüdern, drei heimtückischen Buben, überfallen, doch er wehrt sich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volks über Tassos Sieg. Der Herzog erscheint, verwundet die Schwester durch neue Bitterkeiten und verweist sie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er sich in seiner wahren Gestalt:

Sie geht; es sei, verlier' ich ihre Gunst,
Soll der Verlust die andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrscher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben spend' ich aus, versammle
Der Künste Kreis großmütig, Lust und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürst und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern sprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
Erwärmt sich an der Fürstenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht sich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen schaut man nach,

Und einem Echo hört man seufzend zu.
Das ist der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben schlendert,
Der Jagdlust Mordlust nennt und statt der Erde,
Worauf er wächst und lebt, den Mond besieht —
Er seh' sich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt sich los,
Zum Falle wird die Schleppe seinem Fuß!

Graf Tirabo erscheint und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies ist die Entfernung Tassos. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daß die Prinzessin sich von ihm gewendet habe, und er wird sich von selbst entfernen. — Tasso ist befreit und ergeht sich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme singt ein schmelzend üppiges Lied aus seinem „Aminta". Es ist die Sängerin Justina, sie will den frommen Dichter mit süßen Klängen in die Netze der Sinnenlust verlocken. Tasso beschämt sie mit ernster Rede, spricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürsten selbst. — Da erscheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürsten gelästert habe und wahnsinnig scheine, wird Tasso nach St. Annen geschleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigespräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müsse Tasso streng hüten lassen. Der Herzog will ihn nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen diesem und Leonore; sie sagt ihm, daß sie nach dem Heiligen Lande pilgre, und gibt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daß Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tassos Gemach unweit der Brücke, die über den Fluß führt. Leo=

nore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich wehmütiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!"

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden. — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tassos Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, daß Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daß Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei und schon von ihm das Abendmahl und die Letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daß Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, daß ein Pilger ihm heimlich den notwendigen Schlüssel gegeben habe, daß dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, daß aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschloßen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt
Trug er verdorrten Lorbeers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorbeerkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior

von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorbeer der Prinzessin in die Höhe:

Mit diesem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der schöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'schen Ruhm soll dieser zeugen!

Er legt den Lorbeer in die Hände des Beichtvaters. Matt und schwankend wird er in Triumph und unter rauschender Musik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildsäule des Ariost. Im Hintergrunde Aussicht auf das Kapitol. Constantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Ersterer erzählt den Tod der Prinzessin Leonore.

Da herrschte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Tassos Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verschwunden und die Fürstin tot.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlassen und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachricht von der Fürstin Tod
Voreilig Tassos hohe Qualen steigre.

Tasso wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zusammensinken will, lassen ihn seine Führer auf eine der Stufen von Ariosts Bildsäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kardinäle, Prälaten, Nobili und Offiziere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini stürzt zu seinen Füßen und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso. So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt?
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege,
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorbeerkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehn, daß der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschiedenen Puppen seine Stimme leiht. Fast alle führen dieselbe lyrische Sprache. Da nun der Verfasser ein Lyriker ist, so können wir behaupten, daß es ihm nicht gelungen ist, aus seiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hier und da, besonders wenn der Herzog spricht, bemerkt man ein Bestreben darnach. Das ist ein Fehler, dem fast kein lyrischer Dichter in seinen dramatischen Erstlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs ist dem Verfasser recht oft gelungen. Nur hier und da treffen wir Stellen, wo alles festgefroren scheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigerissen sind. Die erste Expositionsszene ist ganz nach der leidigen französischen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders ist das bei unserm großen Muster, bei Shakespeare, wo die Exposition schon eine hinreichend motivierte Handlung ist. Ein beständiges Fortschreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewissen Punkten sieht man ein solches Fortschreiten. Dergleichen Punkte sind: das Ende des ersten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfasser gleichsam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Untersuchung des poetischen Wertes des „Tasso".

Es wird manchen Wunder nehmen, daß wir unter dieser Rubrik den theatralischen Effekt erwähnen. In unserer letzten Zeit, wo meistens junge Dichter auf Kosten des Dramatischen nach dem theatralischen Effekt streben, ist beider Unterschied genugsam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies sündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf sein Publikum machen, und dieser Eindruck wird leichter durch das Theatralische als durch das Dramatische eines Stückes hervorgebracht. Goethes „Tasso" geht still und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichste Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom schlechtesten Holze sind, worin aber recht viele theatralische Knallerbsen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichst aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr sagen: daß, je mehr in

einem Drama das Streben nach solchem Knalleffekt sichtbar wird, desto miserabeler ist es Doch bekennen wir, wo natürlich und notwendig der theatralische Effekt angebracht ist, da gehört er zu den poetischen Schönheiten eines Dramas. Dies ist der Fall in vorliegender Tragödie. Nur sparsam sind theatralische Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daß wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus notwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, gibt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Dramas durchaus notwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir teilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, daß eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Konture der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung

ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, daß dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim großen William Shakespeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehn werden und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann [1] Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte und zu einem Ganzen verschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zur Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen „Tasso" folgte Öhlenschlägers „Correggio"[2], und diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso" unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschaftsschilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu statten gekommen zu sein. Nämlich Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend ge-

[1] Lessings Vornamen waren nur Gotthold Ephraim.

[2] Adam Gottlob Öhlenschläger aus Vesterbro bei Kopenhagen (1779—1850), hervorragender dänisch-deutscher Dichter, pflegte das Idealdrama Schillerschen Stiles. Sein „Correggio" erschien in Stuttgart und Tübingen 1816.

zeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach läßt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Szenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts läßt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Szene des dritten Akts sagt er: es sei geschehen aus Besorgnis, daß nicht aus Tassos Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore v. Gisello ist ein hübsches Vesperglöcklein, das in diesem Gewirre heimlich und lieblich klinget und leiser und immer leiser verhallet.

Schön und herrlich ist die Diktion des Verfassers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend ist z. B. das Nachtgespräch zwischen der Prinzessin und Tasso. Diese wehmütig weichen, schmelzend süßen Klänge ziehn uns unwiderstehlich hinab in die Traumwelt der Poesie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieses Verbluten ist eine unendliche Wollust, und aus den roten Tropfen sprossen leuchtende Rosen.

Tasso. Mit tausend Augen schaut auf mich die Nacht,
Und mich erfassen Zweifel, will sie leuchten,
Vielleicht auch lauschen? Hat mit solcher Pracht
Sie sich geschmückt, und fällt des Taues Feuchten,
Daß sich dem Schlafe meine Glieder senken?
Prinzessin. Hört' ich nicht Töne, die hinab sich neigten,
Als wollten sie zu meinem Herzen lenken?
Hofdame. Fürwahr, Prinzessin, bleich verworrner Miene,
Als wollt' mit Schierlingstau die Nacht ihn tränken,
Täuscht mich's, wenn so nicht Tasso dort erschiene.
Tasso. Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen
Mit Majestät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.
Prinzessin. Doch Thränentau sinkt von dem Mond hernieder
Und trübet meiner Sterne helle Feier.
Tasso. Dem Tau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — — —

Ebenfalls wunderschön sind die Verse S. 77; sowie auch die Stanzen S. 82, wo Tasso zur Gisello, die ihn als Pilger besucht, sagt:

Wie sich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Tau sich wiegt im Morgenschein,
Wie Engel flehn zur himmlischen Madonne
Und Schar an Schar sich um die Hohe reihn,
So still und feierlich, voll sel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar seh' ich die Verklärte vor mir schweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen, würden ihn nur bei rein lyrischen Ergüssen tolerieren und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen, wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf keinen Fall findet derselbe Ersatz dafür, daß er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsre Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, daß die Reime für das Auge seien, und daß man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements[1], die beim fünffüßigen Jambus von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

„Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art."

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. Sowie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöt'ger haben". S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

[1] Des Satzüberganges von einem Vers zum andern.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Wert hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubriknamen sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befaßt haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Sie innerlich mißvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dramatisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum mußte der Tugendhafte untergehn durch List der Schelme? Warum mußte die gute Absicht verderblich wirken? Warum mußte die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Notwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höhern Weltordnung, nach einem Urratschluß der Notwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushülfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christentum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die

in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunklen Himmelsvorhang lüften und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuß verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser Verfasser bestrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzessin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menschen schicken,
Verstehet anders, was die andern sagen,
Und was ihr selbst sagt, habt ihr nicht bedacht;
Das ist der schwarze Faden, den ihr selbst
Euch in das heitre Dichterleben spinnet.

In diesen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Tasso verfolgte. Auch unser Verfasser wußte mit vieler Geschicklichkeit den Himmelsvorhang vor unsern Augen leise aufzuheben und uns zu zeigen, wie Tassos Seele schon schwelget im Reiche der Liebe. Alle unsere Qualen des Mitleids lösen sich auf in stille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Tasso langsam hereintreten sehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von schnödem Wesen dieser Welt gesungen,
Unwürdig haben sie berührt den Leib des Herrn. — — —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkte die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore mußte ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahndung mußte ihm die Zusicherung gegeben haben, daß er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höch-

sten Preis erhalten soll, tot niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlußakkord, indem er den Lorbeerkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbeers, der Torquatos Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verläßt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser, eben wegen jener Gefühlseinheit, die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Akte seiner Tragödie in drei zusammenzuschmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der erste und zweite Akt wäre zusammengeschmolzen und hieße: Tassos Hofleben; der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt und hieße: Tassos Gefangenschaft; und der fünfte Akt, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: Tassos Tod.

Wir haben oben gezeigt, daß Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und daß unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich, seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakespeare, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres, unser Gemüt durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Atem uns in der Kehle stocken bleibt und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüt soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandoras Büchse ist leer und der Boden

derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Inzest u. s. w. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, das ist ein Jammer. In der That, wenn das so fort geht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w., zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien statt des wahrhaft Tragischen ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hülfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inzest?

Es ist doch jammerschade, daß unser großes Publikum so wenig versteht von der Poesie, fast ebensowenig wie unsere Poeten.

„Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach
auf das Jahr 1821.“[1]

Herausgegeben von Friedrich Raßmann

(Hamm, bei Schultz und Wundermann).

„Was lange wird, wird gut“ -- „Eile mit Weile“ -- „Rom ist nicht in einem Tag gebaut“ — „Kommst du heut' nicht, kommst du morgen“ und noch viele hundert ähnliche Sprüchwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesetzt werden. — Nur unsere Almanachsherausgeber haben sich von jenen leidigen Sprüchwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blumenstrauß so spät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einsendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es ist ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetisches Taschenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeschenk in die Sammetridiküls holder Damen geschmeidig hineingleiten soll oder bestimmt ist, mit der feingeglätteten Vignettenkapsel und dem hervorblitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchse zu prangen; nein — Herr Raßmann gibt uns einen Musenalmanach. In einem solchen darf nämlich gar keine Prosa (und, wenn es thunlich ist, auch gar nichts Prosaisches) enthalten sein; aus

---

[1] Heines Besprechung erschien im August 1821. Das bescheiden gedruckte, 192 Duodezseiten umfassende Büchlein enthält von Beiträgen berühmter Dichter nur ein Gedicht Ernst Moritz Arndts.

dem einfachen Grunde: weil die Musen nie in Prosa sprechen. Dieser Satz, der durch historische Erinnerungen an die Musenalmanache von Voß, Tieck, Schlegel u. s. w. entstanden ist, hat des Referenten selige Großmutter einst veranlaßt, zu behaupten: daß es eigentlich gar keine Poesie gibt, wo keine Reime klingen oder Hexameter springen. Nach diesem Grundsatz kann man dreist behaupten: daß viele unserer berühmten, viele unserer sehr gelesenen Autoren, z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren, Karoline Fouqué u. s. w., nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber diese engbrüstige Laune, bei einer poetischen Kunstausstellung — was doch der Musenalmanach eigentlich sein soll — gar keine Prosa einzulassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muß Referent gestehen, daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daß ihm bei der Lektüre des „Rheinisch-westfälischen Musenalmanachs" so wohlig, heimisch und behaglich zu Mute war, als ob er sein Leibgericht äße, rohen westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet sein, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischen Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Litteratur seinen Nachbaren nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit den litterarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen. — Von den siebenunddreißig[1] Dichtern, die der Musenalmanach vorführt, und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann[2] gehört der Form nach der

[1] In Wahrheit 38.

[2] Friedrich Raßmann (1772—1831) gab verschiedene Zeitungen, Sammelwerke und Taschenbücher heraus. Er pflegte namentlich auch die Form des Trioletts, einer achtzeiligen Strophe, nach deren dritter Zeile die erste, nach deren sechster die erste und zweite wiederkehren. Diese von Hagedorn in die deutsche Dichtung eingeführte Strophe war besonders von Gleim und A. W. v. Schlegel gepflegt worden.

neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der litterarischen Thätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!). In den Gedichten Raßmanns, die der Musenalmanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings"[1], „Der Töpfer nach der Heirat"[2] und im „Armen Heinrich"[3], findet sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndts Gedicht „Die Burg des echten Wächters"[4] ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blombergs „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmutige Stellen[5]. Buerens Nachtstück „Die Hexen" ist sehr anziehend[6]; der Verfasser fühlt gar wohl, wieviel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseaus Gedicht „Verlust"[7] weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmut. Heilmanns Gedicht „Geist der Liebe"[8] wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobalds „Schelm

---

[1] Das Gedicht, „Einzwängung im Frühling" betitelt, beginnt mit den Worten „Im wunderschönen Monat Mai" (vgl. Bd. I, S. 66).

[2] Sonett. Des Töpfers junge Gattin will ein soeben von ihrem Manne verfertigtes Gefäß mit der Aufschrift „Ein häuslich Weib ist ihres Mannes Rechte" nie veräußern.

[3] Ziemlich geistlose Wiedergabe der Erzählung Hartmanns von Aue.

[4] „Die Burg des rechten Wächters." Ernst und feierlich.

[5] W. v. Blomberg (1786—1846), preußischer Offizier, gab Trauerspiele und Gedichte heraus. Die erwähnte antikisierende Elegie, in Distichen geschrieben, feiert den Kunstsinn der Fürstin.

[6] Bernhard Gottfried Bueren (1771—1845), ohne bemerkenswerte litterarische Leistungen. „Die Hexen", ein grell-phantastisches Bild einer Walpurgisnacht im Moore; schwere zweisilbige Reime (meist zwei Worte).

[7] Ziemlich matte Liebesklagen.

[8] Heilmann ohne litterarischen Namen. Das erste Gedicht der Sammlung.

von Bergen" ist wunderschön, fast unübertrefflich[1]; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemütliche Gebauer gibt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch[2]. Wilh. Smets[3] gibt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „An Ernst von Lassaulx" und das Gedicht „An Elisabeths Namenstage". Nikol. Meyers Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben"[4]. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth[5], von Sophie George[6] und von v. Kurowski-Eichen[7]. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Äußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

---

[1] Theobald ist Pseudonym. Wahrscheinlich hat dieses Gedicht Heine zu seiner gleichnamigen Romanze angeregt (Bd. I, S. 336); die hier besprochene läßt den Vorgang in Frankfurt am Main stattfinden, und die deutsche Königin ist es, die mit dem Scharfrichter tanzt. So stellt es auch Simrock in seiner Ballade dar. Theobalds Verse sind sehr unbeholfen.

[2] August Gebauer (1792—1852) gab mehrere Taschenbücher heraus und verfaßte religiöse und weltliche Gedichte. Die vorliegenden Gedichte sind in der Form gut, inhaltlich nur erträglich.

[3] Vgl. oben, S. 152. Von ihm hier 13 Gedichte. Die an Ernst von Lassaulx sind offenbar an des Dichters Zögling gerichtet, dessen Hauslehrer Smets vor und nach der Beteiligung an dem Feldzug von 1815 war. „An Elisabeths Namenstage", längeres Gedicht, in welchem Epheu, Lilie, Immortellen, Silberpappel, Aloë, Buche, Erle, Tulpe, Holunder allerlei Artiges vortragen; die Anfangsbuchstaben dieser Pflanzen und Bäume ergeben den Namen Elisabeth.

[4] Nikolaus Meyer (1775—1855), Arzt und Geheimer Rat in Minden; mit Goethe befreundet (vgl. Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikol. Meyer, Leipz. 1856). Das Gedicht „Liebesweben" ist als „Übertragung eines alten provençalischen Volksliedes vom Jahre 1402" bezeichnet.

[5] Geboren 1800; bekannt durch viele anmutige poetische Verherrlichungen des Rheins.

[6] Gab Erzählungen und Gedichte heraus; die Gedichte der hier besprochenen Sammlung sind zart-melancholisch, aber unbedeutend.

[7] Geboren 1780; schrieb Dramen, Erzählungen und Gedichte; die der vorliegenden Sammlung zeichnen sich durch deutliche Darstellung aus.

Berichtigung.[1] Durch nachlässiges Abschreiben ist von seiten des Referenten in der Beurteilung der Gedichte des „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs“ (Beilage zum 129sten Blatte des „Gesellschafters“, S. 603) folgende Stelle ausgelassen worden: „Der Klausner“ (von Freifrau Elise v. Hohenhausen[2]) ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmut und Lieblichkeit das Gemüt des Lesers angenehm bewegt wird.

---

[1] Folgte in einer der nächsten Nummern des Blattes (vgl. Lesarten).
[2] Vgl. Bd. III, S. 57.

Briefe aus Berlin.[1]

I.[2]

1822.

Seltsam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm.
Kleists „Prinz von Homburg".[3]

1.

Berlin, den 1. März 1822.

Haben Sie noch nicht Maria von Webers „Freischütz"[4] gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper „Das Lied der Brautjungfern" oder den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Thore und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder — den „Jungfernkranz".

Wie man in den Goethischen Elegien den armen Briten von dem „Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt sieht[5], so werde auch ich von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Hochzeitfreude.

---

[1] Vgl. die Lesarten. — [2] Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

[3] 5. Aufzug, 2. Auftritt. Worte des Kurfürsten, als die Kottwitzschen Dragoner gegen seinen Befehl in Berlin erschienen sind.

[4] Der „Freischütz" ward am 18. Juni 1821 in Berlin zum ersten Male aufgeführt und fand sofort ungeheuren Beifall.

[5] Vgl. Römische Elegien, 1. Abt., Nr. 2.

Chor:

Schöner, schöner, schöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, schöner, schöner u. s. w.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz" zwitschernd, bei meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz". Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz" die Treppe heraufsingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian". So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig' ich ab. „Ist's Fräulein zu sprechen?" Der Diener läuft. „Ja." Die Thüre fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten." —

„Sie singen wie ein Engel!" ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen", lispelte die Gütige, und sie windet wieder ihren „Jungfernkranz" und windet und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: „Hilf, Samiel!"

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im „Freischützen"; der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Not: „Hilf, Samiel"; es wurde hier Mode, in komischer Bedrängnis diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der sich den Sokrates der Violinisten nennt[1], hat einst sogar im Konzerte, als ihm eine Violinsaite sprang, laut ausgerufen: „Hilf, Samiel!"

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesange und lispelt: „Was fehlt Ihnen?" — „Es

[1] Vgl. unten „Kleine Mitteilungen und Erklärungen".

ist pures Entzücken", ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie sind krank", lispelte sie, „gehen Sie nach dem Tiergarten, genießen Sie das schöne Wetter und beschauen Sie die schöne Welt." Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Thür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich steige aus und laufe hinein in den Tiergarten.

Ich rate Ihnen, wenn Sie hierher kommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen um diese Zeit, um halb eins, in den Tiergarten zu gehen. Gehen Sie links hinein und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Luise von den Einwohnerinnen des Tiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußern Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder[1] sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Tiergarten sowie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reutergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Mut und Hoheit auf den edeln Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königssöhne vorbei. Jene schöne jugendliche Gestalt mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsre — Alexandrine[2]. Im braunen, festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem

[1] Die späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. sowie Prinz Karl.

[2] Spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tisch sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andre wieder von vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich ohch immer juht sint“, und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre“ und spielt und singt die „Kravatte“ aus Tankred[1]: „Nach so viel Leiden“, und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre

---

[1] Cavatine aus Rossinis „Tankred“ (erste Aufführung des Werkes 1813).

noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke.

2.

Berlin, den 16. März 1822.

Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst erraten. Das bedarf keiner besondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Konzerte, Assembleen, Bälle, Thees (sowohl dansant als médisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. s. w., das sind wohl unsere vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise, die sich immer mehr zusammenzuziehen als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Zivilbeamten, die Kaufleute, die Offiziere &c. &c., alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembleen eigentlich große Thees, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr, sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsere hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Secondelieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen und die rührend-kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

Wenig Schnee und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen protestantischen Städten spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist alles

beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quincaillerie-Handlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schloßplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltung- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden und kaufen und schwatzen und äugeln und zeigen ihren Geschmack und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kurantgroschen Entree und besehen sich con amore die „Ausstellung", eine Menge Zucker- oder Drageepuppen, die, harmonisch nebeneinander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepferchet, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.

Die Redouten im Opernhause sind sehr schön und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das gibt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin- und herwogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklasse bezahlt ein kleines Entree und kann von der Galerie aus auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königlichen Loge sieht man den Hof, größtenteils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. Fast alle Männer tragen hier nur einfache seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt

sich leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsieren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüsement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskiert, meistens als Fledermäuse. Eine Menge femmes entretenues und Priesterinnen der ordinären Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintriguen anknüpfen. „Ich kenne dir", flüstert dort eine solche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch", ist die Antwort. „Je te connais, beau masque", ruft hier eine Chauve-souris[1] einem jungen Wüstling entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose", entgegnet der Bösewicht ganz laut, und die blamierte Donna verschwindet wie ein Wind.

Aber was ist daran gelegen, wer unter der Maske steckt? Man will sich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menschen. Und Mensch ist man erst recht auf dem Maskenballe, wo die wächserne Larve unsere gewöhnliche Fleischlarve bedeckt, wo das schlichte Du die urgesellschaftliche Vertraulichkeit herstellt, wo ein alle Ansprüche verhüllender Domino die schönste Gleichheit hervorbringt, und wo die schönste Freiheit herrscht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchst Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erschmettern und liebliche Flöten- und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen: dann stürze ich mich wie ein toller Schwimmer in die tosende, buntbeleuchtete Menschenflut und tanze und renne und scherze und necke jeden und lache und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, ein bacchantischer Geist hatte mein ganzes Wesen ergriffen, und wär' mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen. Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand und zog vor allen hübsch den Hut ab; und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob und schimpfte über mein Nachäffen des welschen Babeltums und donnerte im urteutonischen Bierbaß: „Auf einer

[1] Fledermaus.

teutschen Mummerei soll der Teutsche teutsch sprechen!" O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Russen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Teils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist als die der Deutschen. Die Liebe gibt dem Menschen seinen Wert. Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr wert als jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben.

3.

Berlin, den 8. Mai 1822.

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin.

Man trug sich damit herum, diese Feier solle noch etwas länger aufgeschoben werden, und wahrhaftig, vorigen Freitag wollte ich selbst nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung stattfinden werde. Es ging manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamte und kein Offizier: folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigstens das ganze kourfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livreen an, und in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber am Leibe

als das ganze Hauspersonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland[1] gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein wert, daß man deshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun al Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumphelefant in der „Olympia"[2] gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen? An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrotes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, alles mit breiten goldnen Tressen besetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert und mit einem unmenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Samtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung einer an dem andern festhielten und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitz, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse, zerrend zog er die Zügel,

„und rasch hinflogen die Rosse".

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er es mir wohl ansah, daß die Fenster meines Logis mit rotseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere

---

[1] Des späteren Königs Ernst August von Hannover; vgl. Bd. II, S. 471.

[2] Oper von Spontini, damals viel besprochen. (Vgl. auch Bd. VI, S. 190 ff.)

kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beschreiben aus stadtvogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berlinerinnen, die neben mir standen, bewunderten mit Enthusiasmus die schönen Diamanten und Goldstickereien und Blumen und Gaze und Atlasse und lange Schleppen und Frisuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die schönen Augen dieser schönen Bewundererinnen und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten jemand freundschaftlich auf die Achsel schlug und mir das rotbäckige Gesichtlein des Kammermusici entgegenleuchtete. Er war in ganz besonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfrosch. „Carissime“, quäkte er, „sehen Sie dort die schöne Komtesse? Cypressenwuchs, Hyazinthenlocken, der Mund ist Ros' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepreßt wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er sei kein Esel, mußte heute zu Hause bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sofa, ich habe ihn unterhalten müssen, wir schwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie[1], und die Zunge ist mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln“ — Bei diesen Worten zog sich um die Mundwinkel des Kammermusici ein sauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des Roten Adlers dritter Klasse von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, jusqu'à la tour de Notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere —“ Um den Räson-

---

[1] Damals spielte der sogen. Agendenstreit in Preußen, der Streit über die Formen des protestantischen Gottesdienstes. Der König griff selbst in die Angelegenheit ein, während Schleiermacher dessen Recht, die liturgischen Anordnungen zu beeinflussen, in Abrede stellte.

neur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüberstand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici, und er fletschte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Callot d'Herbois[1], Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

> Eine feste Burg, o lieber Gott,
> Ist Spandau, u. s. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch geriet jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten und schwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren[2], bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: „Wissen Sie auch, daß gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden?" Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesicht, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln akkompagnierte Verbeugung und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblick, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Offizier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen als „unsre" Charlotte, „unsre" Alexandrine, „unser" Prinz Karl u. s. w. Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende

---

[1] Jean Marie Collot d'Herbois (1751—96), französischer Revolutionsmann, Konventsmitglied. Außerdem Schauspieler und Theaterdichter. Ward nach Cayenne deportiert und trank sich dort zu Tode im Januar 1796.

[2] Im September 1792 fanden die berüchtigten Massenmorde in Paris statt.

Alexandrine vom Volke geliebt sein muß; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie verloren dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: jetzt habe ich sie zwar verheiratet, aber sie verläßt mich jetzt. Auf dem Gesichte meines jugendlichen Nachbars stand: als Herzogin von Mecklenburg ist sie doch nicht so viel, wie sie als Königin aller Herzen war. Auf den roten Lippen einer hübschen Brünette las ich: ach, wär' ich schon so weit! — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zusammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben sich, die Jungen schrieen, die Leute trabten nach Hause, und die Sonne ging blutrot unter hinter Monbijou.

Über Polen.

Zur Einleitung.

Die kleine Abhandlung über Polen verfaßte Heine im Herbst 1822, als er mit seinem Freunde Eugen von Breza (vgl. Bd. I, S. 125; Bd. III, S. 485) den preußischen Teil dieses Landes bereiste. Sie erschien in der Zeitschrift „Der Gesellschafter" zu Berlin im Januar 1823. Dieser Druck schuf dem Dichter viel Verdruß, da der Herausgeber, Professor Gubitz, den Text „auf schändliche Weise" geändert und „mit Surrogatwitzen" versehen, während der Zensor mit wütendem Rotstift jegliche Ungebühr sorgfältigst getilgt hatte. Aber trotz solch bessernder Nachhülfe erregte der Aufsatz viel Anstoß. Er „hat mich bei den Baronen und Grafen sehr verhaßt gemacht", schreibt Heine an Sethe (am 21./1. 1823); „auch höhern Orts bin ich schon hinlänglich angeschwärzt". Schlimmer aber noch war das Mißfallen in Posen selbst. An E. Wohlwill schrieb der Dichter am 1. April desselben Jahres: — „Daß Dir mein Memoire über Polen gefallen, das ist sehr edel von Dir. Von allen Seiten hat man meiner scharfen Auffassung Polens großes Lob gezollt, nur ich selbst kann in dieses Lob nicht einstimmen. Ich war diesen Winter und bin noch jetzt in einem zu elenden Zustande, um etwas Gutes zu Tag zu fördern. Dieser Aufsatz hat das ganze Großherzogtum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal soviel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben." — Und Schottky gegenüber, dessen Heine in dieser kleinen Schrift so ehrenvoll gedenkt, äußerte er sich am 4. Mai 1823 wie folgt: „Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief gelesen, der im ‚Gesellschafter' gegen mein Memoire über Polen abgedruckt war; daß in den Posener Zeitungsblättern noch fischweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf und habe mir diese Tage jene Blätter zu verschaffen gewußt. Daß ich hierbei ebenfalls nur die Achsel zuckte, können Sie sich

wohl vorstellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die gemeine, unter gesitteten Menschen unerhörte Weise, wie der Schmierer jener Blätter bei dieser Gelegenheit auch Sie, guter Schottky, mit Kot bespritzte. Ich stelle es Ihnen ganz frei, meinen Namen zu nennen; ich würde es selbst gethan haben, wenn ich es nicht unter meiner Würde gehalten hätte, von dem Schimpfen eines obskuren Skriblers nur im mindesten Notiz zu nehmen." — Ende 1825, bei den Vorbereitungen für die Herausgabe des 1. Bandes der „Reisebilder", dachte Heine daran, sein Schriftchen über Polen darin mit aufzunehmen. Er schrieb darüber an Moser folgendes (Mitte Dezember 1825): „Das ‚Memoire über Polen' wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warschau und neue Zeitereignisse regen mich an, dieses Memoire jetzt erscheinen zu lassen; ich selbst zwar hab' nie einen großen Wert darauf gelegt (Du gar keinen), aber andere versichern mich, daß es seines Gehalts wegen wichtig sei (z. B. Sartorius), und daß ich drauf rechnen kann, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ich könnte viel über diesen Gegenstand sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Dir der Aufsatz nie gefallen hat." Mosers Widerspruch scheint dem Dichter aber doch eingeleuchtet zu haben: er fügte die Arbeit weder in die „Reisebilder" noch in eine andere Sammlung ein und gedachte ihrer erst wieder am 22. März 1852, als er eine Aufstellung machte über die in die „Gesammelten Werke" aufzunehmenden Schriftstücke. Damals urteilte er wenig freundlich über den Jugendversuch: „Ein sehr frühjugendlicher und sehr vergubitzter Aufsatz aus dem ‚Gesellschafter', der stark restauriert werden muß; der Schwanz, welcher von altdeutschen Gedichten handelt, muß ganz abgeschnitten werden."

1.

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Teil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Teil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele und aus allen Teilen Polens kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen, bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urteils über Polen.

Vom Äußern des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzuteilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier gibt es

nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie gibt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger als an die — ästhetischen Pustkuchen[1]. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemütswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen ebenso unwillkürlich ist wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Polenröcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören, und drittens, sich voll zu saufen. Den durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinnberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmütiger Gruppierung die Betrachtung zu machen scheinen: daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Kör-

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 250. Die ersten zwei Bände von Pustkuchens berüchtigtem Buch „Wilhelm Meisters Wanderjahre" erschienen 1821, der dritte erschien 1822; die verschiedenen Zusätze folgten in den nächsten Jahren

perbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens und hat gewöhnlich blondes Haar; die meisten lassen dasselbe lang herunterwallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica (Weichselzopf), eine sehr anmutige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Lange-Haartum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn und spricht die Formel: ich küsse die Füße. Wer den Gehorsam personifiziert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigentümer gemacht werden? so müßte ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffaßt und sich wohl merkt, daß es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muß man gestehen, daß der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist: um so mehr, da er gar nichts hat und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daß, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigentümern machte, sie sich gewiß bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiß dadurch in größeres Elend geraten würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigentum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wär' er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs ist, so muß der Edelmann dem Bauer von seinem eige-

nen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er gibt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Vormundschaft von den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciuszko[1], war eifriger Beförderer der Bauernemanzipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüter. Außerdem ist der Einfluß französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Teil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht: daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnisse des Alten Testaments — Gefallen finden — — — und weil dieselben vom Ideal gemütlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem

---

[1] Thaddäus Kosciuszko (1746—1817), letzter Oberfeldherr der Republik Polen, durch kriegerische Fähigkeiten, edle Gesinnung und Freiheitsbegeisterung ausgezeichnet.

Nürnberger Frauentaschenbuche unter dem Bilde reichsstädtischer Philiströsität so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirtschaftlicher Wichtigkeit sind als bei uns in Deutschland, und daß, um Gediegenes über dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört als die großartige Leihhausanschauung gefühlvoller Romanenschreiber des Nordens oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daß die Juden des Großherzogtums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen als ihre östlicheren Glaubensgenossen; ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen und verweise Sie lieber auf David Friedländers „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen"; Berlin 1819. Seit dem Erscheinen dieses Buches, das bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogtum sollen sie einst wie noch im übrigen Polen alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posens, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacherschilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakespeares „Flurschütz von Wakefield"[1]. Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält. Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer

---

[1] Vgl. das pseudoshakespearesche Stück „George Green, der Flurschütz von Wakefield" in dem Werk „Altenglisches Theater oder Supplemente zum Shakespeare, übersetzt und herausgegeben von Ludwig Tieck", Bd. I, S. 159 ff. (Berlin 1811). In der Stadt Bradford, wo die wunderlichen Schuhmacher wohnen, darf niemand mit dem Stab auf der Schulter durch die Straßen gehen, oder er hat es mit den gestrengen Handwerkern zu thun.

überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogtums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauernstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirtshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—cksche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können als der polnische Judenjargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige rieten, die polnischen Protestanten zum Katholizismus zurück zu zwingen, antwortete derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach

Polen und wurden unter Kasimir dem Großen[1] mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen, und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. — In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten, und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturszenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann oder eine schöne edle Polin

---

[1] Regierte von 1333—70; ward wegen seiner Bemühungen, die niederen Klassen zu heben, von dem Adel als Bauernkönig verspottet; begründete die Universität Krakau.

in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte dieses die Seele ebenso erfreuen wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und das gäbe eine sehr kostbare Mosaikarbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, mutig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmütig und übermütig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenskribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollnhändler jähnen sahen, auf der Stelle eine Beurteilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — Diese allgemeinen Charaktristiken sind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen: und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist ersteres weit mehr der Fall als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Teil der Polen es ungerechterweise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriziert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich: daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Teil mag im Lande selbst

vorrätig gewesen sein; aber in der neuern Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht allen hierzu dieselben Mittel zu Gebot stehen, so ist es einleuchtend, daß man einen Unterschied machen muß zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem ärmsten wie bei dem reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werte. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatowskis, die Potockis u. s. w. werden zwar ebensogut als bloße polnische Edelleute betrachtet wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch sind sie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geschnürte alte Fräulein, sondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung Starost[1] findet man jetzt selten, und sie ist ein bloßer Titel geworden. Der Name Graf ist ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es sind nur von Preußen und Österreich einige derselben verteilt. Von Adelstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen nichts, und er kann sich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Ansprüchen hervor-

[1] Starosten, in Polen früher Edelleute, welche ein königliches Lehen innehatten und zum Teil die Gerichtsbarkeit ausübten.

tretender Bürgerstand sich erhebt. Erst dann, wenn der polnische Bauer Güter kaufen wird und der polnische Jude sich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte sich bei diesem der Adelstolz regen, der also das Emporkommen des Landes beweisen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern gestellt sind, müssen sie zuerst mit diesem Adelstolze kollidieren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöseren Namen annehmen.

Dieses hier nur flüchtig angedeutete Wesen des polnischen Adels hat, wie man sich denken kann, am meisten beigetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte, und die Einflüsse dieser letztern auf die Erziehung der Polen, und also auf ihren Nationalcharakter, waren fast noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüsse des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bei den polnischen Edelleuten jener Nationalstolz, der uns oft so sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr kontrastiert mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringsten wie den Höchsten beseelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht strebte: da Polen meistens ein Wahlreich war. Herrschen hieß die süße Frucht, nach der es jedem Polen gelüstete. Nicht durch Geisteswaffen wollte der Pole sie erbeuten, diese führen nur langsam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb sollte die süße Frucht zum raschen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärstand, wozu ihr heftiger und streitlustiger Charakter sie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige seidene Staatsmänner, noch viel weniger zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle wie der Strom in das Weltmeer zusammenfließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciuszkos, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen

alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüt gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern Lessing, Herder, Schiller u. s. w. am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristentum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, ebensogut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Teil lebt noch in den Formen des Katholizismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Teil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen: es gibt Stunden, wo ich sie verehre und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washingtonsche; nur ein geringer Teil, nur Männer wie Kosciuszko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emanzipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich mußte untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war und

endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüter ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, daß irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen das besser; die Freiheiten müssen untergehen, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika[1], der Kuwalaya[2], der Oschaddi[3], der Nagakesarblüten[4], der heiligen Lotosblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala[5], Tamala[6], Sirischa[7] u. s. w.!! Hätte ich den Pinsel Raphaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raphaelsche

[1] Mallika, eine Gans mit dunkelgefärbten Beinen und ebensolchem Schnabel.

[2] Kuwalaja, eine blaue Wasserlilie.

[3] Oschadhi, ein Heilkraut.

[4] Nāgakesara, ein wohlriechender Baum.

[5] Kamala, Lotus.

[6] Tamāla, ein Baum mit überaus dunkler Rinde.

[7] Çirīscha, eine Akazienart.

Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderonischen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach[1] war; — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werter Weltweiser, der zehn Oktavbände „weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigne Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Beileibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrtum sein. Wir loben das und nennen es „Charakter haben", wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen das auch Konsequenz, wenn jemand dabei bleibt, was er ein für allemal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt, daß sie konsequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene

---

[1] Paul Heinrich Dietrich von Holbach (1723—89), der berühmte materialistische Philosoph, Verfasser des „Système de la nature".

Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammenfällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüts. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die einen durch Amor, die andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daß bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angeborenen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgeteilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slawische Wesen überhaupt und die polnische Sitte insbesondere mag dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben: sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demut und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande und einem Teile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Teile des deutschen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermißt als bei den Frauen des pol-

nischen Adels. Ja, bei diesen ist es doch nie der Fall, daß auf diesen Mangel sogar ein Wert gelegt wird, daß man sich etwas darauf einbildet; wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen auszuzeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — entgangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redoutensaal gaukeln und lachen und tanzen und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe und fast wie eine Muttersprache gesprochen wird, und durch die leichte französische Litteratur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurteilt eine ganze Nation nach den paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen aus bekannten Gründen dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind und demselben nie entgehen, wenn sie wie die Polinnen freudig dahinleben in leichter, anmutiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um nichts weniger tugendhaft wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen als die stillen Wasser der seichten Spree.

2.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemütszustande der Polen und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nichtpolen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen und sind also nicht zu bedauern. Das ist eine thörichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer inneren Notwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u. s. w.) wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slawisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. — Der Charakter der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Dezennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluß junger Polen gesehen, die mit edler Wißbegier und musterhaftem

Fleiße in alle Teile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsaale Hegels, schöpften und jetzt leider, veranlaßt durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Litteratur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Litteratur würdigen lernen und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wissenschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls teil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wieviel zur Erhaltung derselben durch eine Nationallitteratur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Litteratur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständnis, wenn man glaubt, eine Litteratur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im litterarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrtengesellschaft zusammengeschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Litteratur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrtümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: wir haben ebensogut romantische Dichter als ihr, aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause! — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben; aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und dieses um so ängstlicher, da man wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deshalb, scheint es, hat kürz=

lich ein Zamoyski[1] eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburg gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschaus verlassen, und was die schon vorhandene polnische Litteratur betrifft, so verweise ich Sie deshalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß[2]. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne mißt oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot[3] sehen. Der Pole wird die Feder ebensogut führen wie die Lanze und wird sich ebenso tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europas ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Turmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slawischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser gibt. Die

---

[1] Angesehenes polnisches Adelsgeschlecht; ein Graf Andreas Zamojski (1800—68) war Führer der polnischen Emigration.

[2] J. P. Kaulfuß, Über den Geist der polnischen Sprache und Litteratur, Halle 1804, 8°.

[3] Lazare Nicolas Marguerite Graf Carnot (1753—1823), berühmter französischer Staatsmann, lebte seit 1815 in der Verbannung zu Magdeburg, wo er auch starb. Er verfaßte außer mehreren mathematischen Arbeiten ein komisches Heldengedicht „Don Quichotte" (Leipzig 1820).

Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften und Künste werfen, sind Edelleute und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen: nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft wochenlang mit der sämtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herumreisen; so daß es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogtum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit voneinander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich alle kennen, jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des andern genau bekannt ist und diese gar oft auf kleinstädtische Weise Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte: eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; dieses bedarf der Gelehrte ebensogut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit etwas gelten würde; aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die

Klosterschulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war, die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde dieses mehr wirken als alle unsere pädagogischen Systeme, sowohl idealisch-humanistische als praktisch-Basedowsche. Geschähe dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensio-närrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamten werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber sobald als möglich wieder heraus zu kommen; andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch solche, die sich darin gefallen, daß sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das bißchen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben mußte, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebensphilosophie auf eine gute Mahlzeit basiert haben, und die bei ihrer Kanne schlechten Bieres geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußischen Militär, das in dieser Gegend liegt, brauche ich nicht viel zu sagen; dieses ist, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil dieser selbst soldatischen Sinn hat und der Brave alles Brave schätzt; aber von einem näheren Gefühle ist noch nicht die Rede.

Posen, die Hauptstadt des Großherzogtums, hat ein trübsinniges, unerfreuliches Ansehen. Das einzige Anziehende ist, daß sie eine große Menge katholischer Kirchen hat. Aber keine einzige ist schön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um schöne alte Bilder aufzusuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht schön, und die einigermaßen schönen sind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gnesen, der ehemaligen Hauptstadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort interessierte mich nur die figurenreiche, aus Eisen

gegossene Kirchenthür, die einst das Thor von Kiew war, welches der siegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch sein Schwerthieb zu sehen ist. Der Kaiser Napoleon hat sich, als er in Gnesen war, ein Stückchen aus dieser Thür herausschneiden lassen, und diese hat durch solche hohe Aufmerksamkeit noch mehr an Wert gewonnen. In dem Gnesener Dom hörte ich auch nach der ersten Messe einen vierstimmigen Gesang, den der heilige Adalbert[1], der dort begraben liegt, selbst komponiert haben soll, und der alle Sonntage gesungen wird. Der Dom hier in Posen ist neu, hat wenigstens ein neues Ansehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demselben liegt der Palast des Erzbischofs, der auch zugleich Erzbischof von Gnesen und folglich zugleich römischer Kardinal ist und folglich rote Strümpfe trägt. Er ist ein sehr gebildeter, französisch-urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmsten adligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, ist roh, unwissend und rauschliebend. — Ideenassociation führt mich direkt auf das Theater. Ein schönes Gebäude haben die hiesigen Einwohner den Musen zur Wohnung angewiesen; aber die göttlichen Damen sind nicht eingezogen und schickten nach Posen bloß ihre Kammerjungfern, die sich mit der Garderobe ihrer Herrschaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Wesen treiben. Die eine spreizt sich wie ein Pfau, die andere flattert wie eine Schnepfe, die dritte kollert wie ein Truthahn, und die vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore! — Auch einen Theaterrezensenten gibt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Rezensionen dieses trefflichen Rezensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessingschen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daß mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck[2] und die Stich[3] sah. Nein,

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 95.

[2] Nachfolgerin der Frau Bethmann im Berliner Schauspielhaus „Ohne rechte tragische Kraft, war sie im Lustspiel vortrefflich als vornehme Dame wie als eifersüchtige, bornierte oder eitle Frau“ (Devrient, IV, 22).

[3] Auguste Crelinger, verw. Stich (1796–1865), vgl. Bd. V, S. 416.

ich will nicht das ganze Posensche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daß es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demois. Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeß gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man sie im einsamen Klosett herzlich applaudieren würde. Demois. Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine „Elisabeth" so gut wie eine „Maria". Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversationsstücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als „Pauline" in „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorge"[1]. Bei Demois. Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung"[2] und in Wolffs „Cäsario"[3]; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demois. Paien ist zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günstiges Äußere, und es wäre schade, wenn dieses kunstbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der Posener Bühne ist Herr Carlsen, er verdirbt keine Rolle; auch muß man Madam Paien eine gute Schauspielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als Geliebte „Schieberles" gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls keck und frei und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alteweiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken

---

[1] Lustspiel in 5 Aufzügen von August von Kotzebue, Leipzig 1810.

[2] Lustspiel in 2 Aufzügen von F. A. v. Kurländer aus Wien (1777 bis 1836), in Berlin zuerst aufgeführt am 6. Nov. 1821.

[3] Pius Alexander Wolff aus Augsburg (1784—1828), Schauspieler und Schauspieldichter, von Goethe zu der gemessenen klassischen Darstellungsweise herangebildet. (Vgl. Bd. V, S. 389.) Sein fünfaktiges Lustspiel „Cäsario" ward zuerst in Berlin am 29. Nov. 1810 aufgeführt.

lassen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerspiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knieen perpendikelartig hin- und herfliegen, muß ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als „Richard" in „Rosamunde"[1] gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektszene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft gerät, einem Gebell ähnliche Töne auszustoßen. Demois. Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madam Fabrizius ist ein niedliches Figürchen und gewiß enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Lustspiel „Des Herzogs Befehl"[2] den Großen Fritz so meisterhaft parodiert, daß sich die Polizei hätte drein mischen sollen. Madam Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Vogt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödienzettel. Er ist der Liebling der Galerie, hat den Grundsatz, daß man eine Rolle wie die andere spielen müsse, und ich sah mit Bewunderung, daß er demselben getreu blieb als „Fels von Felsenburg", als dummer „Baron" im „Alpenröschen", als „Spießbürger-Anführer" im „Vogelschießen"[3] u. s. w. Es war immer ein und derselbe Herr Ernst Vogt mit seiner Fistelkomik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den „Staberle"[4] und die „Falsche Catalani"[5] mit vielem Vergnügen

---

[1] Von Theodor Körner; in Berlin zuerst aufgeführt am 20. April 1815.

[2] Das geschichtliche Lustspiel in 4 Aufzügen von Karl Töpfer (1792 bis 1871): „Des Königs Befehl", ward anfangs an verschiedenen Orten unter dem Titel: „Des Herzogs Befehl" gegeben.

[3] Fünfaktiges Lustspiel von Clauren (1771—1854, vgl. Bd. III, S. 68); zuerst aufgeführt in Berlin am 20. Dez. 1819.

[4] Komische Hauptfigur in mehreren Stücken Adolf Bäuerles (1786 bis 1859), des gefeierten Wiener Volksdichters. Damals waren besonders „Staberls Reiseabenteuer" und „Staberls Hochzeit" beliebte Stücke.

[5] Gleichfalls von Bäuerle; Posse mit Gesang in 2 Akten; auch mit dem Titel: „Die falsche Primadonna" gegeben.

gesehen. Madam Leutner ist die Direktrice der Posener Bühne und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhlersche Truppe, die jetzt in Gnesen ist und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenkinder der deutschen Kunst, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmut. Ich habe sie bei Gnesen auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianca von Toredo, oder die Bestürmung von Castellnero", ein großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen von Winkler[1]; es wurde viel darin geschossen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervorguckte aus ihrem fürstlichen Goldflitterstaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abstandsgeld überließ ihr Madam Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daß die polnischen Schauspieler schöner spielten als die deutschen, und schöner sangen, und eine schönere Garderobe führten u. s. w.; aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und das ist wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, preziöse und graziöse Gravität deutscher Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern; aber doch mit der original-polnischen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des „Taschenbuchs"[2] von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczynski, Starost

---

[1] Theodor Winkler (1775–1856), Theaterintendant, Journalist, Herausgeber der berühmten und berüchtigten Abendzeitung, Übersetzer und Dichter. Die dramatische Dichtung „Bianca von Toredo" erlebte im August 1806 die erste Aufführung.

[2] Drama in 3 Aufzügen; erste Aufführung 1817.

von Rawa", Schauspiel in drei Akten, nach dem Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madam Szymkaylowa, welche die „Jadwiga", Tochter des in Anklagezustand gesetzten Starosts, spielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber „Jadwigas", trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, „Tadeusz Telempski", substituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmut zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie Italienisch, als ich es singen hörte. Madam Skibinska beseligte meine Seele als „Prinzessin von Navarra"[1], als „Zetulba" im „Kalifen von Bagdad"[2] und als „Aline"[3]. Eine solche „Aline" habe ich noch nie gehört. In der Szene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golconda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madam Zawadzka ist eine liebliche „Lorezza"[4], ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madam Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den „Olivier"[5] ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski gibt einen guten „Johann". Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzt. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen,

---

[1] In der Oper „Johann von Paris", Musik von Boieldieu (1812). Die Prinzessin von Navarra ist die Verlobte des Dauphins, welcher als Bürger Johann inkognito reist und mit ihr in einer Herberge in den Pyrenäen zusammentrifft.

[2] Text von Herclots, Musik gleichfalls von Boieldieu (1800).

[3] „Aline, Königin von Golconda", häufig benutzter Opernstoff; hier ist zweifellos das Werk Boieldieus (1808) gemeint.

[4] Lorezza, die Tochter des Wirtes der Pyrenäenherberge im „Johann von Paris".

[5] Page des Dauphins im „Johann von Paris".

die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogtums überhaupt will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Altertumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mitteilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky[1], der sechs Jahre im Auftrag unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine litterarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Altertumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muß derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüten des 13. Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtenteils dem Sagenkreise des König Artus angehören und auch die größere Lesewelt ansprechen können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammen-

[1] Julius Maximilian Schottky, geb. 1794, Schriftsteller und Professor der deutschen Litteratur und Sprache in Posen, seit 1831 in Prag, später in München. Eine höchst ergötzliche Schilderung des wunderlichen Mannes gibt Gutzkow in seinen „Rückblicken" (Berlin 1875, S. 89—99). Schottky war von geradezu lächerlichem Sammeleifer erfüllt; er verzeichnete auf seinen Reisen die gleichgültigsten Dinge, wie Namen der ihm begegnenden Bauern ꝛc., in sein Taschenbuch; war deshalb sowie wegen des drolligen Wechsels seiner Laune und wegen seiner unermüdlichen Redelust das beständige Stichblatt des Witzes seiner Bekannten. Sein Sammeleifer verleitete ihn endlich, Bibliotheken und Kupferstichsammlungen zu bestehlen, „und es ist nicht unmöglich, daß er im Gefängnis gestorben ist". Um die deutsche Philologie hat sich Schottky keine Verdienste erworben.

stellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Hauptteilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des östreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben: Materialien zur Geschichte der östreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der östreichischen Fürsten, eine Menge Hexenprozesse in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelnen Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert; — wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottkys Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Rittertum gleich alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube u. s. w. Über den Glauben im Mittelalter gibt Professor Schottky (bei Marx in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt: „Gott, Christus

und Maria"[1]. In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart"[2], welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgibt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Teil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen und zunächst eine litterarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hülfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut und, wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkyschen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größern Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen notwendig erfordert. Den deutschen Altertumsforscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im allgemeinen übel akkreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartieen des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment

---

[1] Nicht erschienen.

[2] Der Titel der 1823 bei Munck in Posen erschienenen Zeitschrift war „Vorzeit und Gegenwart"; es kamen aber nur 9 Hefte davon heraus.

zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem „Nibelungenlied“ und der „Odyssee“, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt und nur mit sich selbst vergleicht und das Nibelungenlied einen versifizierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungenlied nennt.

I. „Gedichte von Johann Baptist Rousseau[1]."

(Krefeld, bei Funke. 1823.)

II. „Poesien für Liebe und Freundschaft",

von Demselben.

(Hamm, bei Schulz und Wunderman, 1822.)

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen hat, ist uns nicht bekannt; doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. — Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüt? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt ins Menschengewühl und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich ins Unendliche ziehen, und verschwinden und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben". Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche oder unter den Leichen seiner Lieben

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 59 u. 63. Genaues in der Schrift „Aus dem Leben Heinrich Heines" von Herm. Hüffer (Berlin 1878, S. 107 ff.).

auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen notwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüt abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargibt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegentritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigentümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüt zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, daß sie sich zu einem schönen, echt-poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmut, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem

ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft ebensogut Gedichte hervorbringt als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gärende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Teil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volksliedformen zu erfassen und mit der Kenntnis desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titulaturvolkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tötet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tem-

pel der Liebe“ überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebessonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft“ zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen sich scheut, von diesem ehrenwerten Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine. Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrtum von 1814. Im ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das versifizierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heines Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß Hr. Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kotkügelchen zu bewerfen; wenn solches nicht geschieht, so ist es jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.[1]

---

[1] Dies geschah thatsächlich, „nur daß die Kügelchen zu Kugeln wurden“, 1836, als Rousseau in seiner neuen Zeitschrift „Der Leuchtturm“ Heines Schrift über die Romantische Schule in heftigstem Tone heruntermachte. Vgl. Hüffer, S. 119 f.

Albert Methfessel.[1]

Unsere gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des alten, braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwencke[2] einen noch unvergessenen Verlust erlitten, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten deutschen Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel[3], dessen Liedermelodieen durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden und sowohl im Kränzchen sanftmütiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Burschen klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfesselschen Kommersbuche ehrlich mitgesungen und hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodieen geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volke verschaffen und echte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Lieder-

---

[1] Im September oder Oktober 1823 geschrieben.

[2] Christian Friedrich Gottlieb Schwencke (1767—1822) aus Wachenhausen (Harz), Kantor und Musikdirektor an der Katharinenkirche zu Hamburg. — Angelica Catalani (1779—1849), erste Sängerin ihrer Zeit.

[3] Albert Gottlieb Methfessel (1785—1869) aus Stadtilm (Thüringen) war seit 1810 Kammermusikus in Rudolstadt, lebte in Hamburg als Gesanglehrer 1823—31, ward später Hofkapellmeister in Braunschweig. Als Liederkomponist sehr beliebt. Sein „Kommersbuch" war besonders weit verbreitet.

melodieen jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemütern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur immer noch nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber teils dünken sie sich zu vornehm dazu, teils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen und fürchten vielleicht, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; alles, was nur den Generalbaß studiert oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmütige Blütenseelen wollen kolossale Elefantenmusik hervorposaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinenmusik oder gar noch überzuckerte Rosinenmusik hervorhauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodieen dankbar anerkennen.

Beers „Struensee“[1].

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurteilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt sein, zuvor auf Beers frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten und dann die Stelle, die er in der dramatischen Litteratur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämnestra“[2]; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzers „Sappho“ als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten teils zu solchen, die nur tadeln wollten, teils zu solchen, die wirklich recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein

---

[1] Geschrieben Anfang April 1828. Heine nannte diese Besprechung eine der Lumpigkeiten, die er in diesem Leben begehen müßte. Merckel gegenüber äußerte er am 14. April 1828: „Verzeih' mir jenen Artikel — ich mußte ihn schreiben ... Campe ist schuld, daß ich des Lebensunterhalts wegen Beersche Rezensionen schreiben muß.“ Wolfgang Menzel gegenüber bemerkte er am 2. Mai 1828: „Über des ersteren (Beers) Tragödie habe ich im ‚Morgenblatt‘ Bericht erstattet und der Welt gezeigt, wie wenig ich ihn beneide, wie wenig mich sein Ruhm pikiert — aber die böse Welt hat die Sache schief genommen und nennt es eine Mystifikation des Publikums, ja, ich habe für meine Gutmütigkeit leiden müssen.“ — Michael Beer (1800—1833), Bruder Meyerbeers; vgl. Bd. VI, S. 46. Die Aufführung des „Struensee“ in München war die erste, die das Stück erlebte. Es erschien im Buchhandel zuerst Stuttgart 1829.

[2] Trauerspiel in 4 Abteilungen, zuerst aufgeführt in Berlin 1819. Erschienen zu Leipzig 1823.

äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kundgab trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdiger Mißleitung.

Daß der Verfasser dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel: „Die Bräute von Aragonien"[1]. Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind und echte, organische Blumen zum Vorschein kommen, so verraten diese doch immer noch ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrtums, oder war es unbewußter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria"[2] erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Atem eingehaucht. Die Glut dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Glut. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugnis

[1] Trauerspiel in 5 Aufzügen, Leipzig 1823.

[2] Trauerspiel in 1 Aufzuge. Zuerst aufgeführt zu Berlin im Dezember 1823. Heine war mit dem Grundgedanken des Stückes nicht einverstanden. Der Paria ist „ein verkappter Jude", und Heine wünschte, daß Michael Beer sich „derb, echt almansorig in Hinsicht des Christentums ausgesprochen hätte". Vgl. Bd. II, S. 242 (unten).

bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen und ihn nicht mehr zu jenen homöopathischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendteil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des „Paria" als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft Betrachten wir nur den Goetheschen „Werther". Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Totschießens, und Nicolaiten[1] schrieben dagegen wegen des Totschießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther", welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der „Werther" in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüter aufgeregt als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmut über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurteile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viel schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchschwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknieen und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethes „Werther" war Ludwig Robert der erste, der jene Idee auf die Bühne brachte und uns in der „Macht der Verhältnisse"[2] ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen, kalten Umschläge von der brennenden Herzwunde der

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 235 f.

[2] Es wird darin die Frage erörtert, ob ein Adliger einem Bürgerlichen, den er beleidigt hat, und der ihn fordert, Genugthuung geben dürfe oder nicht. Zuerst aufgeführt zu Berlin 1815.

modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras" und in „Isidor und Olga" von Raupach[1]. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beide einen „Paria".

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorbeer verdiente; genug, wir wissen, daß beider Lorbeer von den edelsten Thränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt, anzudeuten, daß die Sprache im Beerschen „Paria", obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt und hie und da merken läßt, daß der „Paria" mehr unter berlinischen Kulissenbäumen als unter indischen Banianen aufgewachsen und in direkter Linie mit der guten „Klytämnestra" und den bessern „Bräuten von Aragonien" verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beers frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faßlicher über sein neuestes Trauerspiel: „Struensee", aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verschonen konnten, nimmermehr den „Struensee" treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahinfließt und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Atem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Trosse unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge, deren bildreiche Jamben sich wie Blumenkränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensees[2] ist ein zu modernes

[1] Raupachs fünfaktiges Trauerspiel „Die Leibeigenen oder Isidor und Olga" (Leipzig 1826), das bei dem Publikum viel Anklang fand, behandelt das Thema von dem Fluch der Leibeigenschaft. Über Raupach vgl. Bd. IV, S. 493 ff.

[2] Johann Friedrich Graf von Struensee aus Halle a. S. (1737 bis 1772), dänischer Minister, Geliebter der Königin Karoline Mathilde, eifrigst bemüht für Besserung des Staatswesens im Sinne der Aufklä-

Ereignis, als daß wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht erraten mag, der Stoff desselben besteht einesteils in dem Kampfe des bürgerlichen Ministers mit einer hochmütigen Aristokratie, anderntells in Struensees Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beerschen Tragödie wollen wir keine weitläuftigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß deshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen beurkundeter Wahrheiten sich entgegenzusetzen, ist eine Frage, die wir seiner Zeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müßte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greulgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Bayern, wo wir ein freies Volk und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine ebenso großartige Gesinnung und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee“, dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des „Paria“ verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria“ sahen

---

rung, von Adel und Geistlichkeit wegen der erstrebten Rechtsgleichheit, vom Volke wegen Begünstigung der deutschen Sprache gehaßt, im Januar 1772 von der Adelspartei gestürzt, des verbrecherischen Umgangs mit der Königin und des Hochverrats angeklagt, im April 1772 hingerichtet.

wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermütigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Notschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee“ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiziert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen notwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

[1]— — — Es teilten
Die höchsten Stellen Übermut und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter
Mit raschen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie keck sich zu des Staates schmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers sich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struensee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieser Adlerbrut zu stutzen,
Mit kräftigem Gesetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroß der Staatenherrschaft lenke.— —

[1] 1. Aufzug, 12. Szene.

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse deklamiert, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich solchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, sondern man hat den Unmut sogar durch Kunsturteile kundgegeben, man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonstriert. Man will unter anderm dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die oben erwähnte „Klytämnestra" und „Die Bräute von Aragonien", die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sei, und dessen Behandlung es nötig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Ägypten, ein Totengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurteilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beersche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Tier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu töten, bestände darin, daß jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Tier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee", ebenso wie „Der Paria", war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beerschen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wußte. Wir deuten hier auf das theatralische Reizmittel einer aufs höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struensee" sahen, fast fünfthalb Stunden, sage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrigbleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja, daß der größte Teil des Publikums noch Lust hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen; dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeint, wir sind alle schwache Menschen, so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehn haben. Sie sahen, wie sie sagen, nichts als Handlung und Gestalten und merkten nicht, daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentierten, ja, daß das Ganze nichts als eine einzige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er so Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Szene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Szene ist auch an und für sich aus organischer Notwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksszene, die den vierten Akt eröffnet, und die einem kurzsichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte und manchem wirklich so erschienen ist, bedingt dermaßen die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüt des Zuschauers von den Schmerzen der drei ersten Akte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Szene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Komödienmaske schauen Melpomenes geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Szene er=

kennen wir, wie Struensee, der schon allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergang entgegeneilte, daß seine neuen Institutionen auch antinational waren, daß das Volk sie haßte, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volksszene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisieren.

Schulmeister.

„Meinetwegen, der Struensee ist's nicht wert, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unserer aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwistigkeit. Mischt er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paßt? Wenn's geschieht, wie er's haben will, so werden eure Buben und Mädchen bald klüger sein als ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöschen sollte; darf nicht jetzt jeder drucken lassen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: Gestern war der Schulmeister betrunken.

Schulmeister.

Das sollt' er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen —

Hooge.

Das würdet ihr sehen und könntet's nicht hindern. Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Presse kommen.

Babe (Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, so schadet's keinem was. Dürft ihr doch auf diese Weise eure Herzensmeinung dem andern sagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge.

Ei was, aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die andern sollen's auch. Jeder kümmre sich um die Töpfe auf seinem Herd.

Schulmeister.

Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, der muß auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist nichts gefährlicher als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann keiner hindern, und ich denke mir vieles.

Schulmeister.

Nun, laßt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?
(Zu Swenne leise.)
Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daß mir alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daß er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogtümern zu freien Leuten zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müßten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müßten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigentum, für die Freude, das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod."

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Preßfreiheit ebenso große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daß die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeignen selbst am meisten verhaßt ist, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Szene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Isolierschemeln seiner Ideen tragisch allein stand und im Kampfe des Einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unseres Dichters hat indessen die Notwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem solchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läßt ihn im Geiste die Zeit voraussehen, wo die Wohlthäter des Volks mit dem Volke selbst einig sein werden; sterbend sieht er das Morgenrot dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

[1]„Der Tag geht auf! demütig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'scher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wut
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emf'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wut.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und alles ruht.

---

[1] 5. Aufzug, 9. Szene.

Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen einen ew'gen Bund.
Notwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen,
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß.“

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beerschen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten“ statt Charaktere, mit dem erstern Ausdruck das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beerscher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; dieser, den einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigneschen „Paria“ halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlairs[1] in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder teils abgebrochen, teils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns

[1] Ferdinand Eßlair (1772—1840) aus Essek (Slawonien), seit 1820 Regisseur in München; ausgezeichneter Heldenspieler.

Eßlair besonders in der Szene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Maria Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisszene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloß marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuilériensturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Dem. Hagen[1], die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem roten, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urteils über das Spiel der Mad. Hagen als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf[2], der Stich[3], der Schröder[4], der Peche[5], der Müller[6] und noch

---

[1] Charlotte von Hagn aus München (geb. 1809), von 1826—33 dem Münchner Hoftheater, 1833—46 dem Berliner Schauspielhaus angehörend, eine durch Schönheit und hervorragendes Talent, ausgezeichnete Künstlerin. Seit 1846 vermählt, 1851 geschieden, später in Gotha, hierauf in München lebend.

[2] Gattin von Pius Alexander Wolff (vgl. oben, S. 210), wie dieser der Weimarischen Kunstrichtung huldigend, längere Zeit an der Berliner Hofbühne wirkend, durch vornehme Charakteristik, kecken Humor und lebendige Darstellung ausgezeichnet.

[3] Vgl. oben, S. 209.

[4] Sophie Schröder, geborne Bürger (1781—1868), ausgezeichnete Tragödin, wirkte jahrelang in Hamburg, Prag, Wien und machte größere Kunstreisen durch ganz Deutschland.

[5] Therese Peche, tüchtige Schauspielerin, in Wien, Darmstadt, Hamburg und Stuttgart wirkend. An Varnhagen schrieb Heine am 30. Oktober 1827: „Es heißt dort (in Hamburg), ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt." An Merckel schrieb er am 14. April 1828: „Die Art, wie ich die Peche im Artikel über Beers ‚Struensee' genannt, wird dir aufgefallen sein."

[6] Vgl. Bd. III, S. 333.

einiger andern Damen haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befleißigt, der seinesgleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künstlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlertume zu entsagen, und sie soll uns freundlich geneigt finden, sie dafür vollauf zu loben. Heute aber müssen wir die Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokratischen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, diese ist ein Charakter, hier ist nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigentümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigentümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madame Frieß[1] hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muß, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu teil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Mad. Georges. Ihre Kostumierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimem Grauen; absonderlich in der Szene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austeilt, ward uns so tief unheimlich zu Mute wie damals in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte

---

[1] Längere Zeit in München thätig, „im Fache der Heldinnen und Königinnen gerühmt“ (Devrient, IV, 57).

erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil beratet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beers neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimütigen Beurteilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria" und der „Struensee", tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist als der große Apollo und all die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

John Bull.[1]

(Übersetzt aus einer englischen Beschreibung Londons.)

Es scheint, als ob die Irländer durch ein unveränderliches Gesetz ihrer Natur den Müßiggang als das echte, charakteristische Kennzeichen eines Gentlemans betrachten; und da ein jeder dieses Volkes, kann er auch aus Armut nicht einmal sein gentiles Hinterteil bedecken, dennoch ein geborener Gentleman ist, so geschieht es, daß verhältnismäßig wenige Sprößlinge des grünen Erin sich mit den Kaufleuten der City vermischen. Diejenigen Irländer, welche wenig oder gar keine Erziehung genossen, und solcher zählt man wohl die meisten, sind Taglohn-Gentlemen (gentlemen day-labourers), und die übrigen sind Gentlemen an und für sich selbst. Könnten sie durch einen raschen coup de main zum Genusse eines merkantilischen Reichtums gelangen, so würden sie sich wohl gern dazu entschließen; aber sie können sich nicht auf dreifüßige Comptoirstühlchen niederlassen und über Pulte und lange Handelsbücher gebeugt liegen, um sich langsame Schätze zu erknickern.

Dergleichen aber ist ganz die Sache eines Schotten. Sein Verlangen, den Gipfel des Baums zu erreichen, ist ebenfalls ziemlich heftig; aber seine Hoffnungen sind weniger sanguinisch als beharrlich, und mühsame Ausdauer ersetzt das momentane Feuer. Der Irländer springt und hüpft wie ein Eichhörnchen; und wenn er, was oft geschieht, sich an Stamm und Zweigen nicht fest genug hielt, schießt er herab in den Kot, steht dort besudelt, wenn auch nicht verletzt, und eine Menge von Hin- und Hersprüngen werden Vorbereitungen zu einem neuen Versuche, der wahrscheinlich ebenso fruchtlos ablaufen wird. Hingegen der zögernde Schotte wählt sich seinen Baum mit großer Sorgfalt, er untersucht, ob er gut gewachsen ist und stark genug, ihn zu tragen, und kräftig wurzelnd,

---

[1] Geschrieben 1827

um nicht von den Stürmen des Zufalls niedergeblasen zu werden. Er sorgt auch, daß die niedrigsten Äste ganz in seinem Bereiche sind und durch eine bequeme Folge von Knoten an der Rinde sein Aufschwingen sicher vollbracht werden kann Er beginnt von unten an, betrachtet genau jeden Zweig, bevor er sich ihm anvertraut, und bewegt nie den einen Fuß, ehe er sicher ist, daß der andere recht fest steht. Andere Leute, welche hitziger und minder bedächtig sind, klimmen über ihn fort und bespötteln die ängstliche Langsamkeit seiner Fortschritte; aber das kümmert ihn wenig, er klettert weiter, geduldig und beharrlich, und wenn jene niederpurzeln und er noch obenauf ist, so kömmt das Lachen an ihn, und er lacht recht herzlich.

Diese bewunderungswerte Fähigkeit des Schotten, sich in Handelsgeschäften hervorzuthun, seine außerordentliche Nachgiebigkeit gegen seine Vorgesetzten, die beständige Hast, womit er seine Segel nach jedem Winde aufspannt, hat nicht allein bewirkt, daß man in den Handlungshäusern Londons eine Unzahl schottischer Schreiber, sondern auch Schotten als Kompagnons finden kann. Dennoch vermochten die Schotten keineswegs, trotz ihrer Anzahl und ihres Einflusses, dieser Sphäre der Londoner Gesellschaft ihren Nationalcharakter einzuprägen. Eben jene Eigenschaften, wodurch sie beim Anfang ihrer Laufbahn die besten Diener ihrer Obern und späterhin die besten Associés sind, bewirken auch, daß sie die Sitten und den Geschmack ihrer Umgebung nachäffen. Außerdem finden sie, daß jene Gegenstände, worauf sie zu Hause den höchsten Wert legten, in ihrer neuen Heimat wenig geachtet werden. Ihre kleinlichen Feudalverbindungen, ihre prahlende Vetterschaft mit irgend einem unbarbierten Eigentümer von zwei oder drei kahlen Bergen, ihre Legenden von zwei oder drei außerordentlichen Männern, deren Namen man niemals außerhalb Schottland gehört hat, ihre puritanische Mäßigkeit, worin sie erzogen worden, und die Sparsamkeit, die sie sich zu eigen gemacht — all dergleichen stimmt nicht überein mit den positiven und verschwenderischen Gewöhnungen John Bulls.

Das Gepräge John Bulls ist so tief und scharf wie das einer griechischen Denkmünze; und wo und wie man ihn findet, sei es in London oder in Kalkutta, sei es als Herr oder als Diener, kann man ihn nie verkennen. Überall ist er ein Wesen wie eine plumpe Thatsache, sehr ehrlich, aber kalt und durchaus abstoßend. Er hat ganz die Solidität einer materiellen Substanz, und man kann

nie umhin, zu bemerken, daß, wo er auch sei, und mit wem er auch sei, John Bull sich doch immer als die Hauptperson betrachtet — sowie auch, daß er niemals Rat oder Lehre von demjenigen annehmen wird, der sich vorher die Miene gegeben, als ob er dessen bedürfe. Und wo er auch sei, bemerkt man: sein eigner Komfort, sein eigner, unmittelbarer, persönlicher Komfort ist der große Gegenstand all seiner Wünsche und Bestrebungen.

Denkt John Bull, daß Aussicht zu irgend einem Gewinn vorhanden sei, so wird er schon beim ersten Zusammentreffen sich mit jemand einlassen. Will man aber einen intimen Freund an ihm haben, so muß man ihm wie einem Frauenzimmer die Kour machen; hat man endlich seine Freundschaft erlangt, so findet man bald, daß sie nicht der Mühe wert war. Vorher, ehe man sich um ihn bewarb, gab er kalte, genaue Höflichkeit, und was er nachher zu geben hat, ist nicht viel mehr. Man findet bei ihm eine mechanische Förmlichkeit und ein so offenes Bekenntnis jener Selbstsucht, welche andere Leute vielleicht ebenso stark besitzen, aber gar sorgsam verbergen, so daß uns das kostbarste Gastmahl eines Engländers kaum halb so gut schmeckt wie die Handvoll Datteln des Beduinen in der Wüste.

Aber während John Bull der kälteste Freund ist, ist er der sicherste Nachbar und der gradsinnigste und generöseste Feind; während er sein eigenes Schloß wie ein Pascha hütet, sucht er nie in ein fremdes einzudringen. Komfort und Unabhängigkeit — unter dem einen versteht er die Befugnis, sich alles zu kaufen, was zu seiner bequemsten Behaglichkeit beitragen kann, unter dem andern Ausdruck versteht er das Gefühl, daß er alles thun kann, was er will, und alles sagen kann, was er denkt — diese beiden sind ihm die Hauptsache, und da kümmert er sich wenig um die zufälligen und vielleicht chimärischen Auszeichnungen, die in der übrigen Welt so viel Plag und Not hervorbringen. Sein Stolz — und er hat Stolz in hinlänglicher Fülle — ist nicht der Stolz des Haman; wenig kümmert es ihn, ob Mordachai, der Jude, lang und breit vor der Thüre seines Hauses sitze[1], nur dafür sorgt er, daß besagter Mordachai nicht ins Haus hineinkomme, ohne seine spezielle Erlaubnis[2], die er ihm gewiß nur dann ge-

[1] Vgl. das Buch Esther, 3, 1 ff.

[2] Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Juden auch in England noch nicht im Besitze aller bürgerlichen Rechte.

währt, wenn es zusammenstimmt mit seinem eigenen Vorteil und Komfort.

Sein Stolz ist ein englisches Gewächs; obschon er ziemlich viel prahlt, so ist seine Prahlerei doch nicht von der Art anderer Völker. Nie sieht man, daß er sich auf Rechnung seiner Vorfahren irgend ein Air von Würde beimesse; wenn John Bull seine Taschen voll Guineen hat und ein Mann geworden ist, der warm sitzt, so kümmert es ihn für keinen Pfifferling, ob sein Großvater ein Herzog war oder ein Karrenschieber. „Jedermann ist er selbst, und er ist nicht sein Vater" ist Johns Theorie, und nach dieser richtet er seine Handlungen. Er prahlt nur damit, daß er ein Engländer ist, daß er irgendwo zwischen Lowestoft und St. Davids und zwischen Penzance und Berwick das Licht des Tages erblickte und thut sich auf diesen Umstand mehr zu gut, als wenn er auf irgend einem andern Fleck dieses Planeten geboren worden wäre. Denn Altengland gehört ihm, und er gehört Altengland. Diesem aber ist nichts gleich auf der ganzen Welt, es kann die ganze Welt ernähren, die ganze Welt unterrichten, und wenn es drauf ankäme, auch die ganze Welt erobern.

Aber das ist nur im allgemeinen gesagt; denn ersucht man John, auf das Besondere einzugehen, und rückt ihm etwas näher zu Leibe, so findet man, daß in diesem gepriesenen England eigentlich doch nichts vorhanden ist, womit er ganz zufrieden wäre, außer ihm selbst.

Man erwähne gegen ihn den König, denselben König, dessen Thron er mit so großem Stolz auf seinen Schultern trägt — und gleich klagt er über Verschwendung im königlichen Hausstand, Bestechlichkeit durch königliche Gunst, wachsenden bedrohlichen Einfluß der Krone und beteuert, daß, wenn nicht bedeutende, schnelle Eingriffe und Beschränkungen stattfinden, so wird England bald nicht mehr England sein. Erwähnt man gegen ihn die Parlamente — so brummt er und verdammt beide, klagt, daß das Oberhaus durch Hofgunst und das Unterhaus durch Parteiwesen und Bestechung gefüllt werden, und vielleicht versichert er obendrein, England würde besser dran sein, wenn es gar kein Parlament gäbe. Erwähnt man gegen ihn die Kirche so bricht er aus in ein Zetergeschrei über Zehnten und über gemästete Pfaffen, die das Wort Gottes zu ihrer Domäne gemacht haben und alle mühsamen Früchte fremder Arbeit in geistlichem Müßiggang verzehren. Erwähnt man die öffentliche Meinung und den großen

Vorteil der schnellen Verbreitung aller Art von Mitteilung — so beklagt er ganz sicher, daß der Irrtum auf diesen verbesserten Wegen ebenso schnell reist wie die Wahrheit, und daß das Volk alte Dummheiten aufgibt, um sich neue dafür anzuschaffen. Kurz, in ganz England gibt es keine einzige Institution, womit John vollkommen zufrieden wäre. Sogar die Elemente trifft sein Tadel, und von Anfang bis Ende des Jahres murrt er über das Klima ebenso stark wie über Dinge, die von Menschen herrühren. Selbst mit den Gütern, die er selbst erworben, ist er unzufrieden, wenn man ihn näher ausforscht. Obschon er große Reichtümer zusammengescharrt hat, so ist doch sein beständiger Refrain, daß er zu Grunde geh'; er ist bettelarm, während er zwischen aufgehäuften Schätzen in einem Palaste wohnt; und er stirbt vor Hunger — während er so rund gefüttert ist, daß er mit seinem Schmerbauche Mühe hat, sich von einem Ende des Zimmers nach dem andern hinzuschieben. Nur eins gibt es, was sein vollständiges Lob erhält, selbst wenn man es ganz besonders erwähnt — und das ist die Flotte, die Kriegsschiffe, Altenglands hölzerne Wälle; und diese lobt er vielleicht, weil er sie nie sieht.

Indessen, wir wollen diese Tadelsucht nicht tadeln. Sie hat dazu beigetragen, England zu dem zu machen und zu erhalten, was es jetzt ist. Dieser Murrsinn des rauhen, halsstarrigen, aber ehrlichen John Bulls ist vielleicht das Bollwerk britischer Größe im Ausland und britischer Freiheit daheim; und obgleich manche Provinzen Großbritanniens es nicht genug zu schätzen wissen, so verdanken sie doch das reelle Gut, das sie besitzen, weit eher John Bulls beharrlichem Knurren als der nachgiebigen Philosophie des Schotten oder dem stürmischen Feuer des Irländers. Diese beiden Völker, in der jetzigen Klemme, scheinen nicht Kraft und Ausdauer genug zu besitzen, ihre eigenen Rechte zu erhalten und ihr eigenes Heil zu befördern; und wenn irgend ein Widerstand gegen Eingriffe in die allgemeine Freiheit zu leisten ist oder eine Maßregel für das allgemeine Beste ergriffen werden soll, so zeigen uns die Tagebücher des Parlaments und die Petitionen, die darin vorgebracht werden, daß in den meisten Fällen mit einem solchen Widerstand und einer solchen Maßregel niemand anders hervortritt als John Bull, der mürrische, selbstsüchtige, brummende, aber doch kühne, männliche, unabhängige, unerweichbare, vordringende und durchdringende John Bull.

Die deutsche Litteratur

von Wolfgang Menzel[1].

2 Teile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

„Wisse, daß jedes Werk, das da wert war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen und einen Richterstuhl für sich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiß. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist dies der treffende Beweis, daß dieses Buch ebensowohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzen sie als Motto vor unsere Rezension des Menzelschen Werks, teils um anzudeuten, daß wir nichts weniger als eine Rezension liefern, teils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegels Vorlesungen über Litteratur[2] fast ausschließlich in Erinnerung.

---

[1] Wolfgang Menzel (1798—1874), einflußreicher Litterat, langjähriger Herausgeber des Litteraturblattes zum „Morgenblatt". Heine und seine Mitstrebenden standen jahrelang mit ihm auf gutem Fuß, dann aber erfolgte der jähe Bruch, über welchen Bd. IV, S. 299 ff. Genaueres berichtet ist. — Der vorliegende Aufsatz Heines erschien 1828.

[2] Geschichte der alten und neuen Litteratur. Vorlesungen, gehalten zu Wien 1812 (Wien 1815, 2 Bde.). Vgl. dazu Bd. V, S. 270 f.

Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch keiner im stande, beurteilend sich über den großen Beurteiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daß ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Wilibald Alexis[1], Zimmermann[2], Varnhagen v. Ense[3] und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestrebungen erfaßte, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückschuf in das ursprüngliche Schöpfungswort, woraus sie hervorgegangen, so daß sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht.

Die religiösen Privatmarotten, die Schlegels spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Litteratur ist, vielleicht mehr, als er selbst weiß, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Radien das ganze Buch umspinnt. Ist doch die Idee der Kunst zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Litteraturperiode, die mit dem Erscheinen Goethes anfängt und erst jetzt ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem großen Repräsentanten dieser Periode — und wenn Friedrich Schlegel in seiner Beurteilung Goethes demselben allen Mittelpunkt abspricht, so hat dieser Irrtum vielleicht seine Wurzel in einem verzeihlichen Unmut. Wir sagen „verzeihlich“, um nicht das Wort „menschlich“ zu gebrauchen: die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunst, erkannten die Objektivität als das höchste Erfordernis eines Kunstwerks, und da sie diese im höchsten Grade bei Goethe fanden, hoben sie ihn auf den Schild, die neue Schule

---

[1] Wilhelm Häring (Wilibald Alexis, 1797—1871), der berühmte Romanschriftsteller, gab damals mit Förster zusammen das „Berliner Konversationsblatt für Poesie, Litteratur und Kritik“ heraus, das er 1830 mit dem „Freimütigen“ vereinigte. Auch Heine hatte 1827 für das erstere poetische Beiträge geliefert. Vgl. auch Bd. V, S. 259.

[2] Vgl. Bd. V, S. 259, Anm. 2.

[3] Zu Varnhagen stand Heine zeitlebens in freundschaftlichen Beziehungen. Vgl. Bd. II, S. 420 f.

huldigte ihm als König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.[1]

Menzels „Deutsche Litteratur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrtums. Beide Werke werden den späteren Litteratoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegelschen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesamte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Dezennien und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegelschen Vorlesungen solchermaßen ein Litteraturepos, so erscheint uns hingegen das Menzelsche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde raten, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegelschen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzelschen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Litteratur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreun=

[1] Vgl. Bd. V, S. 246 ff.

deten Wiesenblümchen und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigentum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt[1], Hegel, Bopp[2], A. W. Schlegel, Schleiermacher rc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen Wert an und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir als das beste Erbteil den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein encyklopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Willen zur Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefaßten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Prinzip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber doch ergänzend, so daß das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Prinzip bezogen werden muß, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Wert hat. Der Witz, den man in Menzelschen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läßt, daß er Herrn Menzel oft dazu dienen muß, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle

---

[1] Wilhelm von Humboldt; vgl. auch Bd. V, S. 259.
[2] Vgl. Bd. V, S. 272.

witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone dozieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzelschen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt gibt, die den Witz gern proskribieren möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon[1] sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daß er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nötig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so überlaunig sein, den Witz nicht bloß als notwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüten dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermut des Reichtums und der Gewalt schützt euch nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Teile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens und zwar unter folgenden Rubriken: „die Masse der Litteratur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Litteratur, der litterarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik". Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen

[1] Pantalone, stehende Figur des italienischen Volkslustspiels, der beschränkte, oft verliebte und geprellte Alte. Vgl. Bd. III, S. 251.

Disziplinen so tief eingeweiht sein kann, daß wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewußt. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konziliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzelschen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mitteilen:

[1]„Bevor wir die Litteratur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermut oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader geraten. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur insofern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Prinzipe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser

---

[1] A. a. O., Bd. I, S 221 ff.

bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Prinzip verschiedene Folgerungen ziehen; im allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben ineinander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in den Vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kristallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Litteratur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie" bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling[1], und unter der Rubrik „Natur" hat er dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in dem,

[1] Vergleiche Heines ausführliche Darstellung über ihn, Bd. IV, S. 282 ff.

was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres[1] und Steffens[2] finden als Schellingsche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir teilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel. Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mystizismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt: dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wiedergefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester[3]; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüte die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die

[1] Vgl. Bd. IV, S. 291.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 292.

[3] Die Sekte der Essäer zeichnete sich aus durch Abtötung der Sinnlichkeit, Enthaltung von Fleisch- und Weingenuß, Abwendung vom Handel, strengste Sabbatfeier u. dgl. Dieser Orden beeinflußte auch frühzeitig das Christentum, Christus selbst gehörte ihm aber nicht an.

Menschen sich göttlich freuen[1]. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mystizismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus[2]; und zeigt sie sich heutzutage sehr freundlich gegen Männer wie Schlegel, Görres, Haller[3], Müller[4] rc., so betrachtet sie solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mystizismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus[5] in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholizismus spricht, in diesem das Prinzip der Stabilität, in jenem das Prinzip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechts wegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht.“

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 221 ff.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 187.

[3] Karl Ludwig v. Haller; vgl. Bd. II, S. 166.

[4] Adam Heinrich Müller; vgl. Bd. IV, S. 291.

[5] Der beschaulich-pantheistische Mystizismus der mohammedanischen Gläubigen.

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft[1]. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voß einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer“ nennt, sollten wir fast auf den Argwohn geraten, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als daß man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten, hochadligen Viper — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Herbheit der Vossischen Schriften nur in den Thatsachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Voß in seinem protestantischen Eifer die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Knie beugten, und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheren könne.

Unter der Rubrik „Kunst“ häufen sich die meisten Ausfälle gegen Voß. Diese Rubrik umfaßt beinah den ganzen zweiten Teil des Menzelschen Werks. Die Urteile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Verfasser für Jean Paul hegt, macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller. Auch wir nehmen daran Anteil; doch gehören wir nicht zu denen, die durch Vergleichung Schillers mit Goethe den Wert des letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, beide sind groß, vortrefflich, außer=

---

[1] Vgl. Menzels Schrift „Voß und die Symbolik“ (Stuttgart 1825) und hier Bd. V, S. 242 ff.

ordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre im stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen dessen Räubern, Piccolominis, Luisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht[1], nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Mute wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey[2] aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzelschen Blättern über Goethe unsere schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmut. Wir beabsichtigen keineswegs eine Verteidigung Goethes; wir glauben, die Menzelsche Lehre: „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent", wird nur bei wenigen Eingang finden, und selbst diese wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urteil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch ebensoviel Kourtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat[3].

---

[1] Vgl. Menzels hier besprochenes Werk, Bd. II, S. 205 ff. Die Schiefheit und Beschränktheit von Menzels Urteil erinnert an den giftigen Haß, mit dem Börne Goethe herabzuziehen sich bemühte. — Vgl. auch Bd. V, S. 255 ff., wo sich Heine über seine Stellung zu Goethe genauer äußert; ferner die Lesarten zu Bd. III, S. 266 (Bd. III, S. 547), wo Heine das Menzelsche Buch eine litterarische Wolfsschlucht nennt, in die er sich so vertieft hatte, daß er Freikugeln gießen half gegen Goethe selbst. „Wenn ich mich schlecht befinde, bin ich immer antigoethianisch gesinnt."

[2] Vgl. Bd. III, S. 455.

[3] Vgl. Bd. IV, S. 256.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die Lieben Getreuen und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, ebensogut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen: — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammenkommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Litteratur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzipe steigt auf[1], und, seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, notwendigerweise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und daß neue, frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das zivilisierte Goethentum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethesche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethesche Uniform anziehen, müssen täglich exerzieren.

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 72.

Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Altertum[1] im stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethenthum" nicht Goethes Werke verstehen, nicht jene teuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slawischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethesche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethentum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethesche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolaite sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb! Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Übermute ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerk zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt und in die peinlichste Verlegenheit gerät, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte.

[1] „Über Kunst und Altertum", Titel der von Goethe herausgegebenen Zeitschrift (1816—1832), Organ der „Weimarischen Kunstfreunde". Im 2. Hefte derselben erschien der berühmte Absagebrief an die Romantiker, „Neudeutsche religios-patriotische Kunst", von Heinrich Meyer verfaßt, von Goethe gebilligt. Vgl. Bd. V, S. 247 f.

Johannes Wit von Dörring[1].

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635 und lebte daher unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III. Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin Maria, der Königin Elisabeth, Jakobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße thun mußte. Man erzählt, als er zum ersten Male vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: „Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen; was hast du mehr gethan?" Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: „Als ich hundertdreißig Jahr alt war, that ich Kirchenbuße!"

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft ebenso große Thorheiten sprechen wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem

[1] Ferdinand Johann Wit, genannt von Dörring (1800—1863), aus Altona, politischer Abenteurer, mit dem Heine bereits in Hamburg und später auch in München verkehrte. Wit war ein anrüchiger Charakter; wegen politischer Umtriebe wiederholt verhaftet, war er dennoch den Liberalen als Spion und agent provocateur verdächtig. Aus München wurde Wit im März 1828 ausgewiesen. Obiger Aufsatz entstand vermutlich bald nachher, ward aber von Heine nicht in Druck gegeben. Heine sagte zwar selbst, daß er, wenn er die Macht hätte, Wit hängen ließe; aber seine geistreiche Gewandtheit zog ihn an; er schrieb ihm aus München zwei (1889 noch nicht gedruckte) Briefe, warb ihn als Mitarbeiter für die „Politischen Annalen", billigte Wits Verteidigung des Herzogs Karl von Braunschweig (des berüchtigten „Diamantenherzogs") gegen den Grafen Münster (1827) und erbat sich durch seine Vermittelung einen braunschweigischen Orden (!).

andren Gesichtspunkte betrachten wie unsereiner, über den Wert alles Thuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen und vielleicht das Ungewöhnliche der That an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Nichtigkeit der Dinge am tiefsten begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Faktums selbst und beurteilen alle Erscheinungen auf dieser Erde nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Komödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr im schwarzen Rock und langen Haar als enthusiastischer Mortimer der Freiheit agiert. Es bedarf keiner 130jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken wie manchem andern deutschen Rezensenten ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör gibt und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebensogut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

Über körperliche Strafe in England.[1]

Ich kann den vorhergehenden Aufsatz nicht in die Presse schicken, ohne einige Worte beizufügen. Ich teile ganz die Gefühle des Verfassers, dessen Urteil über militärische Disziplin gewiß kompetenter ist als das meinige. Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr auch ich gegen Prügel im allgemeinen eingenommen bin, und wie sehr sich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Nebenmenschen insbesondere sehe. Der stolze Herr der Erde, der hohe Geist, der das Meer beherrscht und die Gesetze der Sterne erforscht, wird gewiß durch nichts so sehr gedemütigt als durch körperliche Strafe. Die Götter, um den lodernden Hochmut der Menschen herabzudämpfen, erschufen sie die Prügel. Die Menschen aber, deren Erfindungsgeist durch den brütenden Unwillen geschärft wurde, erschufen dagegen das Point d'honneur. Franzosen, Japaner, indische Brahminen und das Offizierkorps des Kontinents haben diese Erfindung am schönsten ausgebildet, sie haben die Blutrache der Ehre in Paragraphen gebracht, und die Duelle, obgleich sie von den Staatsgesetzen, von der Religion und selbst von der Vernunft mißbilligt werden, sind dennoch eine Blüte schöner Menschlichkeit.

Bei den Engländern aber, wo sonst alle Erfindungen zur höchsten Vollkommenheit verfeinert werden, hat das Point d'honneur noch nicht seine rechte Politur empfangen; der Engländer hält Prügel noch immer für kein so großes Übel wie den Tod, und während meines Aufenthalts in England habe ich mancher Szene bei-

[1] Geschrieben 1828. Anschließend an den Aufsatz eines Ungenannten in den von Heine und Lindner herausgegebenen „Neuen politischen Annalen". Darin wird mit kräftigen Worten das Unzeitgemäße jener blutigen Züchtigung hervorgehoben, welche die größte militärische Tugend, das Ehrgefühl, ersticke.

gewohnt, wo ich auf den Gedanken kommen durfte, als haben Prügel im freien England keine so schlimmen Wirkungen auf die persönliche Ehre wie im despotischen Deutschland. Ich habe Lords abprügeln gesehen, und sie schienen nur das Materielle dieser Beleidigung zu fühlen. Bei den Pferderennen zu Epsom und Brighton sah ich Jockeyen, die, um den Wettreutern Bahn zu machen, mit einer langen Peitsche hin- und herliefen und Lords und Gentlemen aus dem Weg peitschten. Und was thaten die solchermaßen berührten Herren? Sie lachten mit einem saueren Gesichte.

Ist also körperliche Strafe in England nicht so entehrend wie bei uns, so ist doch der Vorwurf ihrer Grausamkeit dadurch noch nicht gemildert. Aber dieser trifft nicht das englische Volk, sondern die Aristokratie, die unter dem Wohl Englands nichts anderes versteht als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft. Freien Menschen mit freiem Ehrgefühl dürfte diese despotische Rotte nicht trauen; sie bedarf des blinden Gehorsams geprügelter Sklaven. Der englische Soldat muß ganz Maschine sein, ganz Automat, das aufs Kommandowort marschiert und losschießt. Daher bedarf er auch keines Befehlshabers von bedeutender Persönlichkeit. Eines solchen bedurften freie Franzosen, die der Enthusiasmus leitet, und die einst, trunken von der Feuerseele ihres großen Feldherrn, wie im Rausche die Welt eroberten. Englische Soldaten bedürfen keines Feldherrn, nicht einmal eines Feldherrnstabs, sondern nur eines Korporalstocks, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt. Und, aye! da ich ihn doch einmal rühmen muß, so gestehe ich, ein ganz vorzüglicher Stock solcher Art ist der .... Wellington, dieser eckig geschnitzelte Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, dieser hölzerne Völkervampir mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und ich möchte hinzusetzen, mit hölzernem Herzen. Wahrlich, Altengland kann ihn zu jenen hölzernen Schutzmauern[1] rechnen, womit es beständig prahlt.

General Foy[2] hat in seiner Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel den Kontrast des französischen und englischen

[1] Den Schiffen.

[2] Maximilien Sébastien Foy (1775—1825), französischer General von liberaler Gesinnung. Damals war soeben seine „Histoire de la guerre de la péninsule sous Napoléon“ erschienen (deutsch, Leipzig 1827, 4 Bde.).

Militärs und ihrer Mannszucht sehr treffend geschildert, und diese Schilderung zeigt uns, was Ehrgefühl und was Prügel aus dem Soldaten machen.

Es ist zu hoffen, daß das grausame System, welches die englische Aristokratie befolgt, sich nicht lange mehr erhält und John Bull seinen regierenden Korporalstock entzweibricht. Denn John ist ein guter Christ, er ist milde und wohlwollend, er seufzt über die Härte seiner Landesgesetze, und in seinem Herzen wohnt die Menschlichkeit. Ich könnte eine hübsche Geschichte davon erzählen. Ein andermal.

Änderungs-Vorschläge zum „Tulifäntchen"[1].

Erstes Buch.

Erstes Lied.

S. 11.
Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland 2c.

Die Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant 2c.[2]

S. 12.
Seht Ihr dort . . . . .
. . . .
Jenes Mäuerchen, zwei Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holzthür?

Das „chen" als lange Silbe, wenn „zwei" als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut „Mäuerlein" setzen[3]. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

S. 12.
Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Thür ist eine Thüre,
Und die Mau'r umgibt, die Thür
Öffnet den Kartoffelkeller.

---

[1] Immermanns „Tulifäntchen" erschien im Frühjahr 1830 im Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg. Campe gab Heine Probeabzüge davon, und dieser übersandte dem befreundeten Verfasser am 25. April 1830 die vorliegenden Besserungsvorschläge. Immermann befolgte dieselben großenteils, wodurch sein Gedicht in metrischer Hinsicht außerordentlich gewann. Die von Heine angegebenen Seitenziffern stimmen zu der Ausgabe von 1830.

[2] Von Immermann angenommen.

[3] Ist geschehen.

Den dritten Vers versteh' ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?[1]

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und rufte: (?)[2]

Zweites Lied.

S. 14. Christoph, Don Christofo
Soll er heißen; wie Sankt Christoph &c.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig; soll's etwa „Christoforo" heißen?[3]

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin . . . .
. . . .
Und er sprach zu ihr bedeutend:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes, „bedeutsam" setzen[4]; es klänge mit der folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.

S. 16. Denn ich seh' des alten Hauses
— ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich seh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag' ich vor.[5]

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein[6]

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

S. 18. Dieser Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.[7]

---

[1] Der Sinn ist: „Die Mauer umgibt den Kartoffelkeller". Immermann hat nichts geändert.

[2] Nicht geändert.

[3] Dies von Immermann eingesetzt.

[4] Eingesetzt.

[5] Von Immermann nicht befolgt.

[6] „Pflückte tänzelnd drauf die Schötlein" von Immermann eingesetzt.

[7] „Dieser Wicht, das Zwergenknirpslein" von Immermann eingesetzt.

S. 18. Nimmer baut des Hauses Ehre
Solch chinesisch Teufelchen.[1]
Nimmer kann zu Lehen tragen
So ein Würmchen Vatererbe!

Besser wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.[2]

S. 20. Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe,
Hohes Wesen, Das geschehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht „hohes Wesen“ angeredet werden.[3]

S. 21. Rieben ängstlich sich die Augen.

? Etwa: „Und sie rieben sich die Augen.“ (Wär' auch episch einfacher.)[4]

Viertes Lied.

S. 22. Willst zu den Lilliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzufuttern?

Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimnot. Haben Sie keinen Reim auf: Lilliputten oder Lilliputanern? („Willst zu Lilliputanern?“ klänge, obschon schlecht, doch immer besser als „futtern“.)[5] Das Ganze ist aber köstlich; drolliger Ernst.

Fünftes Lied.

S. 24. Tulifant, der Vater, sitzet,
Rüstets Schwert dem tapfern Söhnlein.[6]

Außer der Härte des „Rüstets Schwert“ mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.

S. 25. Edle Donna, nun beweiset
Mut, gleich der spartan'schen Mutter!
Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Thatbahn!

Soll das „Doch“ nicht ebenfalls „Denn“ heißen?[7]

---

[1] „Ach! Das kurze Endchen Schande.“ von Immermann eingesetzt.
[2] Von Immermann gesetzt: „So ein Wurm das Vatererbe.“
[3] „Güt'ges“ eingesetzt.
[4] Befolgt.
[5] Nicht geändert.
[6] „Tulifant, der Vater, sitzet
Bei dem Licht in seiner Kammer,
Schafft das Schwert dem tapfern Söhnlein“. (Immermann.)
[7] „Doch“ stehen gelassen.

Siebentes Lied.

S. 32. Liebend mit Nixe kost' er.

„Mit der Nixe" soll's wohl heißen, ist ein Schreibfehler.[1]

S. 33. Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er ꝛc.

Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?[2]

S. 34. Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.

„Noch nicht?"[3]

S. 34. Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?[4]
Sprach die kräftige Brünette ꝛc.

Ich wünschte ein anderes Wort für „kraftlos", damit an dem hübschen epischen Beiwort „die kräftige Brünette" nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vorzeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.

Besser wär' wohl „Irrtum".[5]

S. 36. Dieser Baumflock ist Regale.

Oder heißt es „Baumfleck?" Undeutlich geschrieben.[6]

S. 37. Denn so hieß die Stadt, die große.

Mir gefiele besser: „die große Stadt".[7]

Achtes Lied.

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.

Ich schlüge vor: „Reichskronwürdenträgerinnen".[8]

S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette[9]

Allzu hart!

---

[1] Natürlich.

[2] Nicht geschehen.

[3] Eingesetzt: „Groß ist unser Reich; die Grenzen
Schlossen sich noch nicht des Landes."

[4] Eingesetzt: „Euch gewichen ist? Das sag' mir."

[5] Von Immermann angenommen.

[6] „Baumfleck".

[7] Befolgt.

[8] Angenommen.

[9] Eingesetzt: „Und Brünette ging zurücke".

S. 39. Statt: Doch die Premierministrin
Lauschet durch des Zuges Falte.

würde ich setzen:

Aber die Premierministrin ꝛc.,

Premier als Jambus gebrauchend.[1]

S. 40. Unabläßig flog die Wilde
Um die Fürstin, um die Krone, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Zepter, Hermelinvlies (um die Krone).

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.[2]

Ich kann manche Verse, wie etwa:

S. 40. „In der Linken den Reichsapfel",
„Der bemeldete Reichsapfel"

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Prinzip des Zeitmaßes statuieren will, und ich muß wirklich gestehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des Wortes „Reichsapfel", besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt.[3] Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Thränen
Einem schönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.[4]

Neuntes Lied.

S. 44. Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug geleckte Fressen,

Etwas stark unedel![5]

---

[1] Angenommen.
[2] Eingesetzt: „Um den Zepter, um die Krone,
Um den Vlies und um die goldne
Spaniolreichsapfeldose."
[3] Die beiden Verse nicht von Immermann geändert.
[4] Eingesetzt: „Wie es könnte sein, und nicht ist."
[5] Statt „Fressen" „Süße" von Immermann eingesetzt.

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. Opfer seiner Leidenschaften,
Haucht der Wütrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

Paßt nicht zum Tone des Ganzen.[1]

S. 46. Statt: Sprach die Premierministrin

Sprach jetzt die Premierministrin.[2]

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentierte knicksend
Sie den Helden Grandiosen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.[3]

Zweites Buch.

Erstes Lied.

Wunderschön! Dieses Metrum[4] gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die Whims.[5] Nur ein Wort mißfiel mir, nämlich „bekleiben".[6]

Zweites Lied.

S. 57. Blut'ge Steine! Roter Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rote Bett von Rasen.

Das Beiwort „schwarz" mißfällt mir hier, weil der „rote Rasen" ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlüge vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu setzen.[7]

---

[1] Ist stehen geblieben.

[2] Befolgt.

[3] Geändert in: „Knickste, hob auf ihren Fächer
Tulifäntchen, präsentierte
Ihrer Königin den Helden."

[4] Wechsel iambischer Drei- und Fünftakter, die aufeinander reimen.

[5] Seltsame Einfälle.

[6] Ist beseitigt worden.

[7] Die Zeile „Schwarzes Blut in gelben Locken" hat Immermann gestrichen.

S. 61. .... denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel.

Ich schlüge vor:

.... denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.[1]

S. 61. Eine welthistor'sche Stimmritz'

Was ist das?[2]

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will.[3]

S. 64. Bauer, Schläfer stehn im Schutze 2c.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schläfer helfen will u. s. w. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutz'gem Atem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.[4]

Drittes Lied.

S. 67. Ratet mir, von wem er's kaufte? (mir)
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: „Geldes brauchte".[5]

S. 69. Macht's auf Ehre ganz scharmant.

Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen) klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.[6]

Viertes Lied.

S. 78. Einen tiefen Blick heut' abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.[7]

---

1 Eingesetzt: „denn sie gähnt Über Gott und seinen Himmel".
2 Offenbar: eine berühmte Gesangskraft. Nicht geändert.
3 Nicht befolgt.
4 Die ganze Stelle ist von Immermann gestrichen worden.
5 „Gelder brauchte" steht in Immermanns Texte.
6 Eingesetzt: „Leer bis auf die Nagelprobe".
7 Gestrichen. Schlagadodro der Riese im „Tulifäntchen".

S. 79. Noch drei Tage soll sie leben,
Nach drei Tagen soll sie dran!

Wär' nicht besser: „sterben"?[1]

Fünftes Lied.

S. 80. Was den Helden nur verdrossen?
Was den Mut ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug gibt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Mut verdüstert?[2]

S. 81. Mir gilt's gleich, wenn Tulifäntchen
Ewig sitzen bleibt im Walde,
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildelein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: „Schwertlein, Schildlein dort verrostet". Es versteht sich, daß das „dort" ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.[3]

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß?

Ich würde das „dir" im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann statt „unvergleichlich" ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als „lich" ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.[4]

S. 83. Schon drei Tage lagr' ich zc.
. . . .
Schon drei Tage klopf' ich zc.
. . . .
Schon drei Tage fordr' ich schlachtheiß
Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich;
Sitzt er auf der Mau'r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —

---

[1] Eingesetzt: „Sterben an dem vierten Tag".
[2] Eingesetzt von Immermann.
[3] Eingesetzt: „Schwertlein, Schildelein verrostet".
[4] „dir" gestrichen; sonst nichts geändert.

Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's.
Seine Augen übersehn mich ꝛc. ꝛc.

Fast sollt' ich glauben, es sei hier ein Abschreibefehler; die unterstrichenen Verse müßten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

. . . .
Mir herab auf Schwerteskampfstreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tüpto;
Seine Augen übersehn mich ꝛc. ꝛc.[1]

S. 83. Seine großen Ohren hör'n nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.

Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.[2]

S. 83. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.

Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.[3]

S. 84. Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen![4]

S. 85. Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, ꝛc.

„Sir" ist nicht zu statuieren. Schiller gebrauchte es in „Maria Stuart" aus Unwissenheit. „Dieser Sir" kann man gar nicht sagen. Statt „Sir" müssen Sie „Gentleman" setzen.[5]

S. 86. Jener Sir sprach denkend also ꝛc.

„Der Sir" kommt nochmals vor.

---

[1] Die gesperrt gedruckten Worte hat Immermann gestrichen.
[2] Eingesetzt: „Seine großen Ohren hören
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten."
[3] Angenommen.
[4] Eingesetzt: „Schwer und heiß die helle Zähre".
[5] Ist geschehen. Ebenso später.

S. 88. In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich,

Daß beide männliche Versendungen auch assonieren, tadle ich.[1]

S. 89. Und ein Streif von rotem Lichte
Zog sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

. . . .
Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort „göttlich“ will mir bei einer Fee nicht munden.[2]

Sechstes Lied.

S. 90. . . . (Der Riese saß) . . . .
Traurigkeit im finstern Auge
Über seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlichern Klangs wegen würde ich die Apposition nicht hinzusetzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befahl dem Guten.[3]

Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96) finde ich doch zu sehr überladen.[4]

Siebentes Lied.

S. 101. . . . . das Gesicht
Glich, ein wenig abgeschmackt rc.[5]

S. 101. . . . . . der Sir aus England.[6]

S. 101. Die Leidträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistreß.

---

[1] „Angesichte“ eingesetzt.
[2] Die Besserung von Immermann nicht angenommen.
[3] Nicht befolgt.
[4] Scheint nicht gekürzt zu sein.
[5] Nichts geändert.
[6] „Mann“ eingesetzt.

„Mistreß" kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht „die Mistreß", sondern „die Lady"; ich würde vorschlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.[1]

S. 103. Ach, mein Roß, mein liebes Rößlein! (Roß!)
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Rößlein" klagen lassen.[1] Dasselbe gilt nachher:

S. 103. . . . . . Ach, mein Rößlein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge besser:

. . . . Ach, mein Roß,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zuckladoro![1]

S. 104. — daß wir durch keinen Sieg
Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein andres Wort mit einer gültigeren, langen Silbe viel lieber.[2]

Drittes Buch.

Vorspruch.

S. 107. Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.[3]

S. 108. Unter deinem milden Zepter
Lebt sich's herrlich und vortrefflich.

Das „sich's" ist zu hart; besser „man".[4]

Erstes Lied.

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Toten,
Kennt die Tot' im falt'gen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

---

[1] Nicht geändert.
[2] Eingesetzt: „Loses aller Staubgebornen".
[3] Geändert: „Doch im Innern blieb sie Chaos,
Bis ins tiefste Eingeweide."
[4] Befolgt. „Lebt man herrlich und in Freuden".

„Die Tot'" würde ich nicht sagen; das „e" darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.[1]

Zweites Lied.

S. 115. Aber ach! die Liebe gleicht
. . . .
Einer Blüte, augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des „duftenden" Flickworts ist jedes andre ebensogut, doch das Wort „verwittern" drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.[2]

Drittes Lied.

S. 121. Dein Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachflehnd sein Antlitz wendet!

Zu hart![3]

S. 121. Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb' und Stimmung ist das Wetter.

„sehe, o i" — ein raffinierter Hiatus![4]

S. 124. Jetzt wisse, daß ein Zwang war
Die Heirat. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Diese Reime mißfallen mir; zum Spaß gebe ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt' ich mich — ich that, was meines Rangs war.[5]

Viertes Lied.

S. 126. Polizeisoldaten suchen,
Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter 2c. 2c.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rück-

---

[1] Befolgt. „Kennt die Tote, still im Prunkkleid".

[2] Nicht befolgt.

[3] Eingesetzt: „Zum Himmel racheflehnd sein A. w.!"

[4] Eingesetzt: „Ich seh', ich seh', ihr Götter,".

[5] Eingesetzt: „Hat uns der Zwang verbunden,
So sei der Zwang der Gott von unsern Stunden."

berufung der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.[1]

S. 126. Die Frau Premierministrin
Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor.

Zu hart![2]

S. 127. Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anträumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:

Die ein Sterblicher sich anträumt.[3]

Die Verse, S. 127: (Tulifäntchen)

Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.

Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungsstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg.[4] Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemütszustände, in dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eignen Worten referiert.

Fünftes Lied.

S. 129. „vorlocken" (gar die Sonne lockt vor) statt „hervorlocken" möcht' ich nicht billigen.[5]

S. 129. Aus den Seufzern . . . .
Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor ꝛc.

---

[1] Nicht befolgt.
[2] Eingesetzt: „Ringt die Hände pflichtbeflissen,".
[3] Eingesetzt: „Die der edle Mut sich anträumt?"
[4] Ist befolgt worden.
[5] Geandert. „Vorlocken" durch „locken" ersetzt.

Verwerflicher Vers. Das „der" als lang zwischen „sich" und „Luft", die kurz gebraucht werden, ist nicht zu tolerieren.[1]

S. 130. (Die langen Wolkenstreifen,)
Die ihr alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und thöricht,
Daß sie euch zu sagen schienen ꝛc.

Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:

Die ihr alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und thöricht ꝛc.[2]

S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und „pred'gen" zweisilbig annehmen, schlösse sich die Periode viel besser.[3]

Sechstes Lied.

S. 133. (Denn heut' ist Johannisabend,)
Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürstet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:

Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Und, um auszuruhn vom Pochwerk,
Auf die Felsenkant' sich hinsetzt.[4]

Das Wort „dahlen" (S. 135) scheint mir in der Elfenfete nicht zierlich genug.[5] Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Kourtoisie wären hier an ihrer Stelle.

---

[1] Nicht geändert.

[2] Befolgt; nur „fahl" statt „dumm" gesetzt.

[3] Eingesetzt: „(Und dem Schelm im goldnen Saal)
Pred'gen Millionen Teufel,
Einen Gott dem Frommen pred'gen."

[4] Befolgt, nur zuletzt: „Auszuruhn vom sauren Pochwerk,
Sitzet auf der Felsenkante."

[5] Ist geändert worden.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Jetzt die silberblühnde Wolke.

Ich würde „Roß“ statt „Rosse“ setzen.[1]

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirtschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blütenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske Inohnmachtfallen des verliebten Elfchens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die „Jüngst'“ statt „die Jüngste“, „schreind in Ohnmacht“ statt „schreiend“:

S. 137. Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Cikaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Tau; (?)
Doch die Jüngst', ein schönes Kind
Mit dem weichsten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Cikaden machten Pause,
Voll Bestürzung durcheinander
Rannen zagend die Libellen;
Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenstehender Art[2], den Schrecken der Versammlung nicht zu stark schildern, wird das Inohnmachtfallen der Kleinen desto hervorstechender. Dann müßten auch etwas gemildert werden die Verse:

---

[1] Ist geschehen.

[2] Heines Fassung angenommen; nur statt der 4. und 5. Zeile: „Zagend standen die Libellen.“

S. 136. Sprach's. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken.[1]

Siebentes Lied.

S. 142. Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Um sich, über sich, empor
Er in Fee-Libellens Augen,
Er in Rosalindens süße,
Klare, himmeltrunkne Äuglein.

. . . .
. . . . sah er
Um sich, über sich, empo.
Nur in Fee Libellens Augen,
Nur in Rosalindens . .[2]
. . . .

S. 143. Sich „zu" einem Palast verwandeln statt „in"?[3]

---

[1] Bei Immermann: „Sprach's. Da klagten alle Geister, Denn" 2c.
[2] Heines Fassung angenommen; aber „Rosalindchens".
[3] Nicht gebessert.

Der Thee.[1]

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lukka.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser, es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen willst; du erführest doch nur Unangenehmes oder Demütigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht“, sagten sie, „aber es macht uns schon ängstlich, daß so etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig, wie die anderen, aufs träumerische Polster hinstrecken und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im geringsten selbst daran schuld zu sein. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daß guter Thee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lukka war, lobte ich meinen Hauswirt, der mir dort

[1] Geschrieben 1830. Heine schrieb bei Übersendung des Aufsatzes an den Herausgeber der „Wesernymphe“, Th. v. Kobbe: „Nehmen Sie ... mit meinem guten Willen vorlieb.“

so guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken. Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen Bitten von unserem Hauswirte keinen guten Thee erhalten konnte und deshalb genötigt war, ihren Thee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen — „der ist aber himmlisch!" setzte sie hinzu und lächelte göttlich. „Milady", erwiderte ich, „ich wette, der meinige ist noch viel besser." Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und sie versprachen, des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammensitzen und ins Thal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrötchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein Thee. Es war sechs, es wurde halb sieben, die Abendschatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer sehnsüchtiger, die Vögel zwitscherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne nur zögernd scheide und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse. Das war gut gesagt — aber der Thee kam nicht. Endlich, endlich, mit seufzendem Gesichte, kam mein Hauswirt und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten? „Thee! Thee!" riefen wir alle einstimmig. „Und zwar denselben", setzte ich hinzu, „den ich täglich trinke." — „Von demselben, Exzellenzen? Es ist nicht möglich!" — „Weshalb nicht möglich?" rief ich verdrießlich. Immer verlegener wurde mein Hauswirt, er stammelte, er stockte, nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Rätsel.

Mein Herr Hauswirt verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war nichts anders als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um den Bädern von Lukka haben ein ganz außerordentliches Echo und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M von Moltke."[1]

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passierten, sondern wir philosophierten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe

---

[1] Verfaßt im März 1831. Heine schrieb an Varnhagen (am 1./4. 1831), daß er, bewegt von der Zeitnot, sich in dieser Einleitung vielleicht vergaloppiert habe. „Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden und diese sowie auch den angstschnellen schlechten Stil billigst entschuldigen." Mit dem Grafen Moltke kam Heine im Juli 1831 in persönliche Berührung; er schrieb ihm damals: „Die Einleitung ist leider in Haß und Leidenschaft geschrieben ... Es ist möglich, daß ich die Schrift in dieser Gestalt noch desavouieren muß. Auf jeden Fall, sind Sie, Herr Graf, etwa nicht glimpflich genug drin behandelt, so bitte ich Sie um Verzeihung." Vgl. ferner Bd. V, S. 152. — Die Schrift selbst rührte von Robert Wesselhöft her, der später kurze Zeit in weimarischen Staatsdiensten stand, 1838 durch die Schrift „Berlin und Rom" in die durch die Kölner Wirren hervorgerufene litterarische Fehde eingriff und endlich in Amerika verschollen ist.

der Dinge und ähnliche metaphysische und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophische Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie[1], und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie sei nichts anders als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, ebenso wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik standhielt, Kant war unser Robespierre — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das ebenso schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus — Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Konterrevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirtschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigiert, der Mystizismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschtümelei, die Gemütlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder

[1] Diesen Vergleich hat Heine genauer ausgeführt in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (vgl. besonders Bd. IV, S. 249 ff., 292 ff.).

vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichtischen Bonapartisten, den Schellingschen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité du salut publique oder mit dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine naßrote — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Szenen der großen Woche[1] und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland ebenso den einen oder den anderen Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks und besonders von seiner politischen Bildung. Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Zivilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstand; die unteren Klassen waren geistig verwahrlost und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Klassen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manövers zwischen rivalisierenden Korporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Mätresseneinfluß und dergleichen Staatsmisère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig gringe Anzahl Geister geweckt. Da er immer von einem historischen Stand-

[1] Der Julirevolution.

punkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüter der gekrönten Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich sie wieder einrichten soll!“, als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian[1] des Christentums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das Goldne Vlies, mitbrachte; — als Necker[2] rechnete und Sieyes[3] definierte und Mirabeau[4] redete, und die Donner der Konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Defizit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: — da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen teuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so teures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obskuranten der Sorbonne[5] die Bücherzensur übertragen und

---

[1] Lukianos, geboren um 125 n. Chr., hervorragender griechischer Satiriker.

[2] Jacques Necker (1732—1804), Generaldirektor der Finanzen; seine Entlassung veranlaßte den Bastille-Sturm. Vater der Frau v. Staël.

[3] Emanuel Joseph Sieyès (1748—1836), bedeutender liberaler Publizist, Mitglied der Nationalversammlung, des Konvents, des Rates der Fünfhundert, des Direktoriums, war Napoleon beim Staatsstreich behilflich; war mit ihm Konsul; später Senator; in den Grafenstand erhoben; unter den Bourbonen verbannt; 1830 zurückberufen.

[4] Vgl. Bd. V, S. 162 ff.

[5] Vgl. Bd. VI, S. 412.

gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers[1] „Tableau de Paris“ den Artikel über die Zensur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten aufs Wort glaubten, und daß sie von jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriganten, den Pitt[2] besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisiert sie durch ebenso leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit gesät, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, ebenso fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Zensur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Zensur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsamt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirtschaftet, auch bald die Menschenzensur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eignen Herren ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Zensors. Ich selbst unterdrücke in diesem

---

[1] Louis Sébastien Mercier (1740—1814), französischer Schriftsteller, Mitglied des Konvents und des Rats der Fünfhundert. Sein „Tableau de Paris“ (1781—89, 12 Bde.) schildert die Laster der französischen Gesellschaft in greller Weise.

[2] Vgl. Bd. III, S. 462.

Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen, das Polignac[1] in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Zensur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des toten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette[2], der Unvergleichliche, dessengleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb in ihrer ökonomischen Weise für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmütigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren roten Schergen und ihren weißen Liljen; und die heilige Dreifarbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchturm Unser Lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greul, da gab's kein mutwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles[3], als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgegätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesät, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichterweise unterdrücken wollte.

---

[1] Vgl. Bd. III, S. 491.

[2] Vgl. Bd. V, S. 35–44; Bd. VI, S. 36.

[3] Am 6. Oktober 1789.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Zivilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Deutschland, ebenso wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzu schlagenden Beweistümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei noch die schärfsten Argumente der Infantrie und Kavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis[1], die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft mit indischer Geduld eine Broschüre, betitelt:

> „Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes et Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, sozusagen dogmatischen Teil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adlige Zeu-

[1] D. h. die Kanonen; angeblich Ausspruch Ludwigs XIV.

gung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er verteidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschaft- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Walstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurteils und den Wappentrümmern altadliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visier, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver nom de guerre wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu beteuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adligen Prätensionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund[1], während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputierten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte ins Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht kuriert und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Ebenso hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in der-

---

[1] Heine war nur mit einem Grafen befreundet, Eugen von Breza (vgl. Bd. I, S. 125); dieser aber schwärmte für Freiheit und Gleichheit (vgl. Bd. III, S. 485).

selben Beziehung mitteilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: „Der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isolieren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nötigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage gerät. Burke[1] nennt den Adel das korinthische Kapital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmanns halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridans[2] liberale Triumphe in St. Stephan[3] aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: „Die Adligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones." Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger als der von dem Kapital einer korinthischen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren soviel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Kapitalisten den kapitalen Einfall bekommen, sich anstatt des Adels als korinthisches

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 166.

[2] Richard Brinsley Sheridan (1751–1816), Dichter und Parlamentsredner, Verfasser der „School for scandal".

[3] Vgl. Bd. III, S. 485.

Kapital der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwiderwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere, praktische Teil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen, sie bestreitet Rechtsansprüche, und sie zeigt nur, wie der Adel in Widerspruch ist mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere, praktische Teil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und faktischen Usurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eigne Prätensionen und schwatze sie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Fron-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller derjenigen, die so und soviel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Offizierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen und solchermaßen die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen können, gegeneinander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Prinzip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitztümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich bankerott[1]. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte,

[1] Vgl. den Aufsatz „Die Schuld“ (Bd. III, S. 461 ff.).

führte Östreich das noble Banner und besorgte die Adelsinteressen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geschlossen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war dessen Hudson Lowe[1]. Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiserlichen Blondine ins Bett gestiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood[2], und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, und er hat seitdem als stärkende Kur täglich Eselsmilch getrunken und zwar von der Eselin des Papstes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten wie früherhin; denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselfieber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur verordnet, und das infizierte Irland soll ihm noch obendrein amputiert werden[3]. Östreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen; Staberle[4] zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß sehr gut, daß seine Parapluies nicht gegen Kugelregen schützen, und dabei schrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurr-

---

[1] Vgl. Bd. III, S. 160.

[2] Napoleons Grabstätte war bis 1840 in Longwood auf St. Helena.

[3] Die Iren erstrebten durch die sogenannte Repealagitation unter O'Connell die Lösung der Vereinigung mit Großbritannien, wogegen die Regierung durch die Zwangsbill einschritt.

[4] Vgl. oben, S. 211, Anm. 4. Staberle erschien immer mit dem Regenschirm unterm Arm auf der Bühne.

bärten[1], und in Italien muß er vor jedem enthusiastischen Zitronenbaum eine Schildwache stellen, und zu Hause muß er Erzherzöginnen zeugen, um im Notfall das Ungetüm der Revolution damit abzuspeisen.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kurtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazarett für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft — Seltsame Umwandlung! in dieser Not wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genötigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf das antifeudalistische Prinzip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang erteilt, so ist doch auf der anderen Seite das absolute Zarentum unverträglich mit den Ideen einer konstitutionellen Freiheit, die den gringsten Unterthan selbst gegen eine wohlthätige fürstliche Willkür schützen kann: — und wenn Kaiser Nikolas I. wegen jenes Prinzip der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde und obendrein als offner Feind Englands und heimlicher Feind Östreichs mit all seiner Macht der faktische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von konstitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen. Die hohe Noblesse von Europa

[1] Seit 1825 machte sich in Ungarn eine heftige nationale und politische Opposition gegen die Wiener Regierung geltend.

weiß schlau genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Genade eingesetzten Königtums verfechten soll gegen Fürstenlästrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehmaligen deutschen Kaiser die abgetragenen heiligen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich aufs Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen und zerreißt euch armen Rotkäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau[1] bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rotköpfchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurra! Es geht gegen die Franzosen, und die Berliner Ukasuisten und Knutologen behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körners „Leier und Schwert“ soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den „Rheinischen Merkur“ fortzusetzen[2], und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie“ tituliert und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Konstitution[3] versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Konstitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zuzeiten or-

[1] Der polnische Aufstand brach im November 1830 aus, mehrere Monate behaupteten sich die Polen siegreich; aber bereits am 25. Februar 1831 wurden sie von Diebitsch geschlagen; es folgten dann bald weitere Niederlagen, bis Warschau am 8. September 1831 fiel.

[2] Vgl. Bd. V, S. 138.

[3] Vgl. Bd. V, S 21, Anm. 2.

dentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten; im Gegenteil, wir wissen, es sind lauter scharmante Leute, und ist auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel[1], so bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Kollegen nicht seinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um durch den Kontrast mit solchem gekrönten Wichte noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konstitution hat doch ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzu keck galoppieren. Ich weiß ein Königskind[2], das in einer schlechten adligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeteilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch jemand, der tausend Thaler Preußisch Kurant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worin sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon, wie die Meute losbellt gegen dieses Buch.

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 30, Anm. 4.

[2] Der spätere Friedrich Wilhelm IV. ist gemeint.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.[1]

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!" ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervor geseufzt[2]. Sie zucken die Achsel über unsere Zivilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöten, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrtümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule[3] und die Poeten aus der Wolfgang Goetheschen Kunstperiode[4] ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohl-

---

[1] Aus dem Anfang der dreißiger Jahre.

[2] Der Prediger Salomo I, 9: „und geschiehet nichts Neues unter der Sonne".

[3] Vgl. Bd. II, S. 173.

[4] Vgl. oben, S. 255, und Bd. IV, S. 72.

bekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie läßt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemütlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher in Gemeinschaft mit vermittlenden Predigern christlicher Unterwürfigkeit durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen[1]. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegenreifen und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung und die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müßten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Zivilisation" war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüte dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen[2]. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe es mit dem kostbarsten Ehrenschwerte, während wir einen

---

[1] Leopold von Ranke unternahm Ende der zwanziger Jahre auf Kosten der preußischen Regierung eine Forschungsreise, insbesondere nach Italien. Vgl. Bd. V, S. 18.

[2] Auf politischem Gebiete vor allem Börne und Heine selbst; in der Rechtswissenschaft Eduard Gans u. a. m.

rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht mit unseren lebendigsten Lebensgefühlen übereinklingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und das Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Wert behalte, und daß sie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck sei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, als daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als seien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natur und in die Geschichte hineingegrübelt, von denen aber der Schöpfer nichts wußte, indem jedes Erschaffnis sich selbst bezweckt und jedes Ereignis sich selbst bedingt und alles, wie die Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu setzen. — Le pain est le droit du peuple, sagte Saint-Just[1], und das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 399, und Bd. IV, S. 223.

Lebensabriß.[1]

Paris, le 11 janvier 1835.

Je viens de recevoir la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, et je me hâte de vous donner les renseignements que vous demandez.

Je suis né l'an 1800[2] à Dusseldorf, ville sur le Rhin, occupée depuis 1806 jusqu'en 1814 par les Français, de sorte que dans mon enfance j'ai respiré l'air de la France. J'ai reçu ma première éducation dans le couvent des franciscains à Dusseldorf. Plus tard, j'entrai dans le gymnase de cette ville qui fut alors nommé lycée. J'y passai par toutes les classes où l'on enseignait les *humaniora*, et je me suis distingué dans la classe supérieure où le recteur Schallmayer[3] enseignait la philosophie, le professeur Kramer les poëtes classiques, le professeur Brewer[4] les mathématiques, et l'abbé Daulnoie[5] la rhétorique et la poétique françaises. Ces hommes vivent encore, à l'exception du premier, prêtre catholique qui prit un soin particulier de moi, je crois à cause du frère de ma mère, le conseiller aulique de Geldern[6], qui était son ami d'université, et je

---

[1] An den französischen Kritiker Philarète Chasles (1798—1873) gerichtet und von diesem bereits im Februar 1835 in der „Revue de Paris" veröffentlicht. Vgl. Bd. V, S. 327.

[2] Vgl. die allgemeine Einleitung über Heines Leben und Werke.

[3] Vgl. Bd. III, S. 152; Bd. VI, S. 68, und unten die „Memoiren".

[4] Den „liebenswürdigen Professor Brewer" erwähnt Heine gleichfalls zu Anfang der „Memoiren".

[5] Vgl. Bd. III, S. 153; Bd. V, S. 393, und den Anfang der „Memoiren".

[6] Joseph van Geldern (1765—96), Hofarzt des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Dessen Vater Gottschalk van Geldern, angesehener Arzt in Düsseldorf, starb 1795.

crois aussi, à cause de mon grand-père, le docteur de Geldern, fameux médecin qui lui avait sauvé la vie[1]. — Mon père était négociant et assez riche: il est mort. Ma mère, femme distinguée, vit encore, retirée du grand monde. J'ai une sœur, madame Charlotte de Embden, et deux frères dont l'un, Gustave de Geldern (il a pris le nom de ma mère), est officier de dragons au service de S. M. l'Empereur d'Autriche; l'autre, le docteur Maximilien Heine, est médecin dans l'armée russe, avec laquelle il a passé le Balkan[2]. — Mes études interrompues par des caprices romanesques, par des essais d'établissement, par l'amour et d'autres maladies, furent continuées l'an 1819 à Bonn, à Gœttingue, à Berlin. J'ai résidé pendant trois ans et demi à Berlin, où j'ai vécu dans l'intimité des hommes les plus distingués dans les sciences et où j'ai souffert de toutes sortes de maux, entre autres d'un coup d'épée dans les reins, qui me fut administré par un certain Schiller[3], de Dantzig, dont je n'oublierai jamais le nom, parce qu'il est le seul homme qui a su me blesser de la manière *(Sic)* la plus sensible. — J'ai étudié pendant sept ans dans les universités que je viens de nommer, et ce fut à Gœttingue où je retournai, que je reçus le grade de docteur en droit, après un examen privé et une thèse publique, où le célèbre Hugo, alors doyen de la faculté de jurisprudence, ne me fit pas grâce de la moindre formalité scolastique. Quoique ce dernier fait vous paraisse assez futile, je vous prie d'en prendre note parce que dans un livre qu'on vient de publier contre moi, on a soutenu que j'ai seulement acheté mon diplôme académique. De tous les mensonges qu'on a imprimés sur ma vie privée, c'est le seul que je voudrais voir démenti. Voyez l'orgueil du savant! Qu'on dise de moi que je suis bâtard, fils de bourreau, voleur de grand chemin, athée, mauvais poëte; j'en ris, mais ça me déchire le cœur de voir contester ma dignité doctorale (entre nous, quoique docteur en droit, la

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 69.

[2] Heines Mutter starb 1859; seine Schwester Charlotte lebt zur Zeit 1889) in Hamburg; sein Bruder Gustav nahm später den Namen Heine wieder an, begründete das „Wiener Fremdenblatt", mit dem er ein bedeutendes Vermögen erwarb, und ward in den Freiherrnstand erhoben. Max starb in den siebziger Jahren als Arzt in Petersburg.

[3] Über dies ziemlich kindische Duell mit einem gewissen Schaller, nicht Schiller, berichtet Strodtmann² I, 191 f. Ausführlicheres.

jurisprudence est précisément celle de toutes les sciences dont je sais le moins). Dès l'âge de seize ans, j'ai fait des vers. Mes premières poésies furent publiées à Berlin l'an 1821[1]. Deux ans plus tard, parurent de nouvelles poésies avec deux tragédies. L'une de ces dernières fut jouée et sifflée à Brunswick[2], capitale du duché de ce nom. L'an 1825, parut le premier volume des *Reisebilder*[3]; les trois autres volumes furent publiés, quelques annés après, chez MM. Hofmann et Campe, qui sont toujours mes éditeurs. Durant les années 1826 jusqu'à 1831, j'ai résidé tour à tour à Lunébourg, à Hambourg et à Munich, où j'ai publié les *Annales politiques* avec mon ami Lindner. Pendant les intervalles, j'ai fait des voyages dans des pays étrangers. Depuis douze ans, j'ai toujours passé les mois d'automne au bord de la mer, ordinairement dans une des petites îles de la mer du Nord. J'aime la mer comme une maîtresse et j'ai chanté sa beauté et ses caprices. Ces poésies sont contenues dans l'édition allemande des *Reisebilder*. Je les ai retranchées dans l'édition française, d'où j'ai aussi retranché la partie polémique, qui se rapporte à la noblesse de naissance, aux teutomanes et à la propagande catholique. Quant à la noblesse, je l'ai encore discutée dans la préface des *Lettres de Kahldorf*, que je n'ai pas écrites moi-même, comme le croit le public allemand. Pour les teutomanes, quant à ces *vieilles Allemagnes*, dont le patriotisme ne consistait que dans une haine aveugle contre la France, je les ai poursuivis avec acharnement dans tous mes livres. C'est une animosité qui date encore de la Burschenschaft, dont je faisais partie. J'ai combattu en même temps la propagande catholique, les jésuites de l'Allemagne, tant pour châtier des calomniateurs qui m'ont attaqué les premiers que pour satisfaire à des penchants protestants. Ces penchants, il est vrai, ont pu quelquefois m'entraîner trop loin; car le protestantisme n'était pas pour moi seulement une religion libérale, mais aussi le point de départ de la révolution allemande, et j'appartenais à la confession luthérienne, non-seulement par acte de baptême, mais aussi par un enthousiasme batailleur qui me fit prendre part aux luttes de cette église mi-

---

[1] Vgl. Bd. I, S. 1 f.

[2] Vgl. Bd. II, S. 247 f.

[3] Vielmehr im Mai 1826; vgl. Bd. III, S. 5.

litante. Tout en défendant les intérêts sociaux du protestantisme, je n'ai jamais caché mes sympathies panthéistiques[1]. Cela m'a fait accuser d'athéisme. Des compatriotes mal instruits ou malveillants ont depuis longtemps répandu la nouvelle que j'ai endossé la casaque saint-simonienne; d'autres me gratifient de judaïsme. Je regrette de n'être pas toujours en état de récompenser de tels services. Je n'ai jamais fumé; je n'aime pas non plus la bière, et ce n'est qu'en France que j'ai mangé la première choucroute. En littérature j'ai tenté de tout. J'ai fait des poëmes lyriques, épiques et dramatiques; j'ai écrit sur les arts, sur la philosophie, sur la théologie, sur la politique.... Que Dieu me le pardonne! Depuis douze ans je suis discuté en Allemagne; on me loue ou on me blâme, mais toujours avec passion et sans cesse. Là on m'aime, on me déteste, on *m'apothéose,* on m'injurie. Depuis le mois de mai 1831 je vis en France. Depuis presque quatre ans je n'ai pas entendu un rossignol allemand.

C'est assez. Je deviens triste. Si vous demandez encore d'autres renseignements je vous les donnerai très-volontiers. Je préfère toujours que vous me les demandiez à moi-même. Parlez bien de moi, parlez bien de votre prochain, comme le recommande l'Évangile; et recevez l'assurance de l'estime et de la considération distinguée avec laquelle je suis, etc.

---

[1] Vor allem im 2. Bande des „Salons" (Bd. IV).

Meyerbeers „Hugenotten“.

Paris, 1. März.[1] Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: die erste Vorstellung von Meyerbeers langersehnten „Hugenotten“ gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen und habe mich so übernommen, daß ich noch wie berauscht bin, daß mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und daß ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurteilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert le Diable“ mußte man ein dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern, soll Meyerbeer in den Hugenotten noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne; und auch neue Melodien gibt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie nötig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichtum eigentlich ihren Mangel an Kunst verrät, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goetheschen verglichen. Nur hat im Gegensatz gegen Goethe bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne

---

[1] 1836.

gilt wahrhaftig das orientalische Gleichnis von der Kerze, die, während sie andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Mißtönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus dem Zimmer treiben, sogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer stürbe, wenn es nötig wäre, für einen musikalischen Satz wie andere etwa für einen Glaubenssatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am Jüngsten Tage ein Posaunenengel schlecht bliese, so wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferstehung gar keinen Teil zu nehmen. Durch seinen Enthusiasmus für die Sache sowie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen besiegt er gewiß auch jene kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den kolossalen Erfolg von Robert le Diable, seitdem hinlängliche Muße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiß dieses Mal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen läßt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Mißlaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Musikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper[1], wird wohl das Mittelpünktchen dieser Opposition bilden, und an diesen lehnen sich einige musikalische Renommeen, die längst erloschen oder noch nie geleuchtet. — Es war gestern abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteste Publikum von Paris, festlich geschmückt, in dem großen Opernsaale versammelt zu sehen mit zitternder Erwartung, mit ernsthafter Ehrfurcht, fast mit Andacht. Alle Herzen schienen erschüttert. Das war Musik. — Und darauf der Rothschildsche Ball. Da ich ihn erst um vier Uhr diesen Morgen verlassen und noch nicht geschlafen habe, bin ich zu sehr ermüdet, als daß ich Ihnen von dem Schauplatze dieses Festes, dem neuen, ganz im Geschmack der Renaissance erbauten Palaste, und von dem Publikum, das mit Erstaunen darin umherwandelte, einen Bericht abstatten könnte. Dieses Publikum bestand wie bei allen Rothschildschen Soireen in einer strengen Auswahl aristokratischer Illustrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Palast mit

[1] Dieselbe war bei Schlesinger (später Brandus u. Komp.) in Paris erschienen.

seinen Dekorationen betrifft, so ist hier alles vereinigt, was nur der Geist des 16. Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunst mit dem Genius von Rothschild. Seit zwei Jahren ward an diesem Palast und seiner Dekoration beständig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, sollen ungeheuer sein. Herr von Rothschild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft. Indessen muß man den Geschmack, womit alles ausgeführt ist, ebensosehr wie die Kostbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Hr. Duponchel[1] übernommen, und alles zeugt von seinem guten Geschmack. Im Ganzen sowie in Einzelheiten erkennt man auch den feinen Kunstsinn der Dame des Hauses[2], die nicht bloß eine der hübschesten Frauen von Paris ist, sondern, ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, sich auch praktisch mit bildender Kunst, nämlich Malerei, beschäftigt. — Die Renaissance, wie man das Zeitalter Franz' I. benannt, ist jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und kostümiert man jetzt im Geschmacke dieser Zeit; ja, manche treiben dieses bis zur Wut. Was bedeutet diese plötzlich erwachte Leidenschaft für jene Epoche der erwachten Kunst, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geistreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unserer Zeit einige Tendenzen, die sich durch diese Sympathie beurkunden.

---

[1] Edmond Duponchel, geboren um 1795, Architekt und Maler, später von 1838—43 und von 1847—49 Direktor der Großen Oper. Vgl. Bd. VI, S. 191, und IV, 554 ff.

[2] Vgl. Bd. VI, S. 123.

Einleitung zum „Don Quichotte“.[1]

„‚Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quichotte von der Mancha‘, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra, war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den „Don Quichotte“ zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun

---

[1] Für eine Stuttgarter Buchhandlung im Januar und Februar 1837 geschrieben (vgl. die Lesarten). Heine litt während Abfassung der Arbeit, für welche er das ansehnliche Honorar von 1000 Franken erhielt, heftig an der Grippe, mußte aber „auf Kommando und aus Geldnot“ die Einleitung trotzdem vollenden; er erklärte sie indessen bald für das Schlechteste, was er je geschrieben habe. Sein Angebot, unentgeltlich noch eine Nachrede hinzuzufügen, ward von dem Verleger nicht angenommen. Die ersten Absätze sind aus dem 4. Bande der Reisebilder (die Stadt Lucca, Kap. XVII, hier Bd. III, S. 422 ff.) entlehnt.

mal zum Heldentum, das Ausgelachtwerden ebensogut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich ebensosehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmut nur Undank und Prügel genoß. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen ebenso wie die Kinder von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerter, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcineas Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so daß ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen mußte!

„Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: ‚Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt

sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!‘

„Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den mutigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!“

Es sind nun acht Jahre, daß ich für den vierten Teil der Reisebilder diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des „Don Quichotte“ vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das letztere mag wohl der Fall sein: denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Lustrum meines Lebens den „Don Quichotte“ mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen: da war mir der „Don Quichotte“ ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcineas unglücklichem Kämpen, und ich fing schon an, über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarerweise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine an meiner rechten Seite war Don Quichotte von der Mancha auf seiner abstrakten Rozinante, und die andere zu meiner Linken war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas küh-

lerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unsern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rozinantes begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquichottismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen gerieten. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine ebenso undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen ebenso gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquichottismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silberne Mondritter, ihr verkappte Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu seiner Zeit in Spanien so stark grassierte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt und zunächst das Heldentum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Absurditäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs glänzendste: denn was weder die Ermahnungen der Kanzel noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, das erwirkte ein armer Schriftsteller mit seiner Feder: er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erscheinen des „Don Quichotte" der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die

menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er dieses, er selber, der Held, welcher den größten Teil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto[1] mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den „Don Quichotte" geschrieben, weiß der Biograph nur weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch, und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute gibt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust der Menschen, und er sah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm geberdete. Was Wunder, daß ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand, und von all seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Wert des Geldes nicht zu schätzen gewußt; aber ich versichere euch, er wußte den Wert des Geldes sehr zu schätzen, sobald er keins mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern oktroyiert, bestimmt der erste Paragraph, wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht,

---

[1] Seesieg Don Juan d'Austrias über die Türken, 7. Oktober 1571.

namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit mokierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blaß wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du", sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? der Fluß hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überstrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermütig, erschauern jetzt bei dem Anblick dieses glänzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse. Überall, mehr noch in seinen Dramen als im „Don Quichotte", sehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römische Wort: Leben heißt Krieg führen! findet auf ihn seine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meisten jener wilden Waffenspiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und seiner eigenen Lust in allen Landen aufführte. Dieser Umstand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholizismus seine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholischen Interessen persönlich gekämpft, läßt vermuten, daß diese Interessen ihm auch teuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene vielverbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquisition ihn abgehalten habe, die protestantischen Zeitgedanken im „Don Quichotte" zu besprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römischen Kirche, und nicht bloß blutete sein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrtum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen[1].

[1] Vom 26. September 1575 bis zum 19. September 1580.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen ebenso großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht aufs glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weisgemacht hat, er sei ein Dichter, und Dichter seien feige[1]. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Mut ist. Es gibt kein erhabeneres Schauspiel als den Anblick jenes edeln Kastilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegenblickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriete. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmut und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn, Don Juan d'Austria, bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnisbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Korsaren, die ihn auf dem Mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande und forderten deshalb ein so erhöhetes Lösegeld, daß seine Familie trotz aller Mühen und Opfer ihn nicht loszukaufen ver-

---

[1] Nur Horaz kann gemeint sein, der Epist. II, 1, 124 allerdings gesagt hat, daß der Dichter militiae piger et malus sei, und der in der Schlacht bei Philippi an der allgemeinen Flucht teilnahm, weil er nicht anders konnte (vgl. Bd. I, S. 426); der Dichter, der das dulce et decorum est pro patria mori ausgesprochen, war aber nicht feige. Über sein Talent urteilte Horaz meist mit großer Bescheidenheit.

mochte und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so bis ans Ende seiner Tage spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Notwendigkeit aus seiner innern Natur und der Natur seiner Umgebung? Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edeln Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der Einzelne emporstrebt, drängt ihn die Gesamtheit zurück durch Ridicule und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher sein als die übrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostrazismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verleumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Fürstlichkeit ist ihr verhaßt, die geistige ebensosehr wie die materielle. Letztere stützt nicht selten auch die erstere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch selber zu dieser Einsicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kundgab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unsern Republikanern ebenso verhaßt wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat schreibt wie das Volk herzlich schlicht und schlecht. Den meisten Männern der Bewegung gelang dieses sehr leicht; aber nicht jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich

wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Ebensowenig wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im „Don Quichotte". Kritiker, welche dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrtum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisiert hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des kastilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüt seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter wie im Reiche Karls V.[1] Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt[2], und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakespeare, hier Cervantes als die Blüte der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen[3], so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakespeare noch Cervantes können auf Originalität in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen und umflossen vom Äther der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüte ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakespeare durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen

---

[1] Im Reiche Philipps II., nach Schillers Ausspruch „Don Karlos", I, 6.

[2] Granada, der letzte Rest maurischer Herrschaft, fiel bereits 1492.

[3] Philipp II. 1556—98, Philipp III. 1598—1621, Philipp IV. 1621—65.

Kunst zu betrachten ist, so müssen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen „Don Quichotte“. Aber, indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: sie begründen zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstören; sie negieren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klassen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, sondern der ganzen litterarischen Zeitgenossenschaft, und sie findet sich wie bei den Poeten so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Morillo[1], der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, konterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen dieser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich laust, dasselbe Vergnügen empfanden wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Kontrastes, welcher eben die vornehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Quevedo[2] oder einen mächtigen Minister wie Mendoza[3], antrieb, ihre zerlumpten Bett-

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 46.

[2] Don Francisco de Quevedo y Villegas (1580—1645), vielseitiger spanischer Schriftsteller; bekannt durch seine „Sueños y discursos“ und den Bettler- und Schelmenroman „El Gran tacaño de Segovia“.

[3] Don Diego Hurtado de Mendoza (1503—75), angesehener

ler- und Gaunerromane zu schreiben; sie wollten sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre versetzen, wie wir dasselbe Bedürfnis bei manchen deutschen Schriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht diese einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzustellen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das eine dient dem andern zur Abschattung oder zur Beleuchtung, und das adeltümliche Element ist darin noch ebenso mächtig wie das volkstümliche. Dieses adeltümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen diese englischen Romandichter seit Richardsons[1] Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseit des Kanals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lektüre überwässerte das englische Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig rittertümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb[2]. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wiedergegeben, welches wir im „Don Quichotte" des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine toryschen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Litteratur, für jene Meisterwerke seines Genius,

spanischer Schriftsteller, berühmt vor allem durch seinen Schelmenroman „Vida de Lazarillo de Tormes".

[1] Samuel Richardson (1689—1761), Verfasser der „Clarissa" und der „Pamela", der berühmte Schöpfer des rührseligen Familienromans.

[2] Vgl. Bd. III, S. 115 f.

die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrtum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements aufs schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué[1] ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien“[2] und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Mut, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des „Don Quichotte“ seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Litteratur diese Vorliebe für das Rittertum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich geberdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die toten Voreltern aus dem Grabe heraus[3], schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, schlafe!“

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob erteilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleich-

---

[1] Vgl. über ihn Bd. V, S. 336 f., und Bd. VI, S. 31.

[2] Vgl. Bd. III, S. 426.

[3] Indem er die alten Volksbücher und Märchen erneuerte; vgl. Bd. V, S 286 f.

stellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die wie ein Kristallhimmel seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Diskussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Diskussion, und wie in seinem Geiste und Leben, so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzu viele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Briten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichtertriumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirekterweise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaktion gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquichotterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der

schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemütliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werte anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter als die Frage: welcher Dichter größer sei als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht bloß die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie ebenso prachtvoll lodert wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde wie der Atem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panaschierten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunstwert seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit ins Gebiet der Ästhetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den „Goldenen Esel"[1] des Apulejus, den ersten

[1] Lucius Apulejus (geboren um 130 n. Chr.), berühmter römischer Satiriker; Hauptwerk: „Der goldene Esel".

Roman des Altertums. Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armut an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln voneinander geborgt, wenigstens haben die einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, sobald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln auftritt. In der Litteratur wie in der Politik bewegt sich alles nach dem Gesetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quichotte und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodieren und doch so wunderbar ergänzen, daß sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kundzugeben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter wie aus einem einzigen Kern der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüten, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren wie Don Quichotte und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdreinläuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermum-

mungen überall wiederzuerkennen, in der Kunst wie im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quichotte und Sancho Pansa nicht ebensogut in den Gestalten Don Juans und Leporellos wie etwa in der Person Lord Byrons und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari[1] ebensogut wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vorteil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quichottes und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brunette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das flutende Meer nach der französischen Küste hinüberschmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen ins Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt wie bei Cervantes. Jeder

---

[1] Ritter Albrecht von Waldsee und Kasper Larifari, Zechmeister zu Waldsee, Personen in dem romantisch-komischen Volksmärchen mit Gesang „Das Donauweibchen" (drei Teile, gedruckt 1799, 1800 und 1804), Text von Karl Friedr. Hensler (1761–1825), Musik von Ferd. Kauer (1751–1831); einst ein Zugstück ersten Ranges.

Zug im Charakter und der Erscheinung des einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rozinanten und Sanchos Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Tiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Marculf[1], der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quichotte hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgeründeten Periodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe: die langen Perioden schließen mit den anmutigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quichottes und Sancho Pansas resumieren wir in den Worten: der erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen[2] zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des „Don Quichotte“, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Litteratur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an

[1] Die Erzählung von „Salomon und Markolf“, in mannigfaltigen Fassungen verbreitet, enthält Zwiegespräche des hochtrabenden Königs Salomon und seines plump-prosaischen Dieners Markolf.

[2] Heine hatte nur einen Teil davon gesehen; sie sind großenteils flüchtig hingeworfen und in den gröbsten Umrissen gehalten.

der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergibt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn beileibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot[1] von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannots Name verbürgt, ebenso elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs de Lampe[2] erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im „Don Quichotte“ hervorschwimmen. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff wie der „Don Quichotte“, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Süjets zu einer Reihe selbständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der „Don Quichotte“, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 56 u. 80. Heine war mit Johannot bekannt, der auch Anfang 1836 ein Bild Heines hergestellt hatte.

[2] Verzierungen, Vignetten.

Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduzieren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum „Don Quichotte". Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki[1] erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum „Don Quichotte" gezeichnet, die, von Berger in Chodowieckis Sinn radiert, die Bertuchsche[1] Übersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler wie seine übrigen Zeitgenossen vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den „Don Quichotte" vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde aufeinander losschlagen. Chodowieckis Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Litteratur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständnis des „Don Quichotte" eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quichotte und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum „Don Quichotte" erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps[2], dem originellsten

---

[1] Daniel Chodowiecki (1726—1801) aus Danzig, der berühmte satirische Maler und Kupferstecher, lieferte treffliche Abbildungen zu Bertuchs Übersetzung des „Don Quichotte". — Friedr. Justin Bertuch (1747—1822), Buchhändler und Schriftsteller in Weimar, mit Goethe und Schiller gut bekannt, langjähriger Herausgeber des kulturgeschichtlich wertvollen „Journals des Luxus und der Moden".

[2] Vgl. Bd. IV, S. 40 ff.

aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den „Don Quichotte" ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edeln Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter[1], einem großen Meister, gezeichnet ist.

[1] Adolf Schrödter (1805—75) aus Schwedt, lange in Düsseldorf, zuletzt in Karlsruhe lebend, vielseitiger Maler von großer Erfindungsgabe und reichem Humor. Seine Bilder zum „Don Quichotte" sind besonders berühmt.

Der Schwabenspiegel.[1]

Vorbemerkung.

Die hier mitgeteilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Teil des „Buchs der Lieder"[2] und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuskript zur Zensur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikation vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mitteile, glaube ich, daß er ohne große Anstrengung seines Scharfsinns erraten wird, warum ich seit zweiundeinhalb Jahren so vielen Schlichen und Ränken begegne, wenn ich jene De-

---

[1] Geschrieben im Frühjahr 1838. Der Druck im „Jahrbuch der Litteratur" verzögerte sich sehr lange und war durch fremde Eingriffe entstellt, weshalb Heine, äußerst aufgebracht hierüber, in der „Zeitung für die elegante Welt" folgende „Erklärung" erließ:

„Der ‚Schwabenspiegel', ein mit meinem Namen unterzeichneter und im ‚Jahrbuch der Litteratur' von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß.

Paris, d. 21. Januar 1839. Heinrich Heine."

Man vergleiche in dieser Hinsicht den folgenden offenen Brief „Schriftstellernöten". Leider ist der „Schwabenspiegel" nur in der verstümmelten Gestalt erhalten. — Heine stand den schwäbischen Dichtern von Haus aus geistig fern; zum offenen Kampfe kam es aber durch ihren Angriff.

[2] So sollten die „Neuen Gedichte" ursprünglich betitelt werden; vgl. Bd. I, S. 198 f.

nunziatoren besprechen will, die ihrerseits ganz ohne alle Zensur- und Redaktionsbeschränkung den größten Teil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen.

Paris, im Spätherbst 1838.

Nach Brauch und Sitte deutscher Dichterschaft sollte ich meiner Gedichtsammlung, die den Titel „Buch der Lieder" führt und jüngst in erneutem Abdruck erschienen ist, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder" ein Grundton, der durch Beimischung späterer Erzeugnisse seine schöne Reinheit einbüßen möchte. Diese späteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als besonderen Nachtrag, und indem ich bescheidentlich fühle, daß an dem Grundton dieser zweiten Sammlung wenig zu stören ist, füge ich ein dramatisches Gedicht hinzu, welches, in einer frühesten Periode entstanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die seitdem durch betrübsames Mißgeschick unwiederbringlich verloren gegangen sind. Dieses dramatische Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetischen Werke eine Lakune füllen[1] und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigstens knisterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuser andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem Publikum mitteilen kann oder vielmehr mitteilen darf.

Der Einfall, dieses Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes[2] zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee geraten ist, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder", diesem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind,

[1] Heine nahm 1844 statt dessen das Wintermärchen „Deutschland" in die „Neuen Gedichte" auf und erst 1851 in die 3. Auflage derselben den „Ratcliff".

[2] Schlechte Nachbildung des (1889) in J. Campes Besitz befindlichen, häufig vervielfältigten Bildes von M. Oppenheim (1831). Im „Jahrbuch" ist aber das Bild vollständig, während sonst oft nur der Kopf wiedergegeben worden ist.

mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe ist ein Schalk und wollte gewiß den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben[1], einen Schabernack spielen ... Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte?[2] Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daß das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Oberteil des Gesichtes; der untere Teil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehn; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule" eigentlich verstehe? Was ist das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daß ich selber an mehre reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich anfangs, unter dem Namen schwäbische Schule verstünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entsprossen, jene Rieseneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne ... Und ich frug: „Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der ‚Die Räuber' schuf?..." — „Nein", lautete die Antwort, „mit dem haben wir nichts zu schaffen, solche Räuberdichter gehören nicht zur schwäbischen Schule; bei uns geht's hübsch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müssen." — „Gehört denn Schelling zur schwäbischen Schule, Schelling, der irrende Weltweise, der König Artus der Philosophie, welcher ver-

[1] Vgl. Bd. II, S. 221, Anm. 3.

[2] Heine denkt vor allem an den Artikel Gustav Pfizers: „Heines Schriften und Tendenz" (in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", 1838, I, S. 167—247).

geblich das absolute Montsalvatsch aufsucht und verschmachten muß in der mystischen Wildnis?" — „Wir verstehen das nicht", antwortete man mir, „aber so viel können wir Ihnen versichern, der Schelling gehört nicht zur schwäbischen Schule." — „Gehört Hegel dazu, der Geistesweltumsegler, der unerschrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abstrakten Eis?..." — „Den kennen wir gar nicht." — „Gehört denn David Strauß[1] dazu, der David mit der tödlichen Schleuder?..." — „Gott bewahre uns vor dem, den haben wir sogar exkommuniziert, und wollte der sich in die schwäbische Schule aufnehmen lassen, so bekäme er gewiß lauter schwarze Kugeln."

„Aber, um des Himmels willen" — rief ich aus, nachdem ich fast alle große Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Kepler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verstanden, ja, bis auf die Hohenstaufen, die so herrlich auf Erden leuchteten, irdische Sonnen im deutschen Kaisermantel — „Wer gehört denn eigentlich zur schwäbischen Schule?"

„Wohlan", antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit sagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, sind viel mehr europäisch als schwäbisch, sie sind gleichsam ausgewandert und haben sich dem Auslande aufgedrungen, statt daß die Renommeen der schwäbischen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübsch patriotisch und gemütlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelsuppen des teuren Schwabenlandes." — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher bescheidenen Größe jene Berühmtheiten sind, die sich seitdem als schwäbische Schule aufgethan, in demselben Gedankenkreise umherhüpfen, sich mit denselben Gefühlen schmücken und auch Pfeifenquäste von derselben Farbe tragen.

Der Bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab[2]. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den anderen, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor

[1] Sein „Leben Jesu" war 1835 erschienen.

[2] G. Schwab (1792—1850), außer durch Balladen und Romanzen vor allem bekannt durch seine Erneuerung der deutschen Volksbücher und durch die geschickt nacherzählten „Sagen des klassischen Altertums".

Justinus Kerner[1], welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht und einmal dem Publikum aufs ernsthafteste erzählt hat, daß ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hülfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, daß man seine Stiefel des Abends festbinden muß, damit sie einem nicht des Nachts trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie." Ich sehe schon, wie sämtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urteil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unser teurer Landsmann, Herr Justinus, ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!" Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt[2], ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daß er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piedestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!"

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr ***[3] — er sei erst kürzlich zum Bewußtsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln,

---

[1] Justinus Kerner (1786—1862), Arzt zu Weinsberg, sinniger Lieder- und Romanzendichter, glaubte an Gespenster. Seine „Seherin von Prevorst" erschien 1829. Vgl. Bd. II, S. 408.

[2] Vgl. Bd. II, S. 434 f.

[3] Eduard Mörike (1804—75); Heine hatte im Manuskript den Namen ausgeschrieben, ließ aber zu, daß Campe statt dessen drei Sternchen einsetzte.

was gewiß sehr löblich ist. Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig wert, daß man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Wert der ***schen Dichtungen kann ich, solange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urteil fällen, ebensowenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittels eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Bayern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rotem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrat Winkler[1], welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung" erlaube ihm nicht, sich in die schwäbische Schule aufnehmen zu lassen, dazu komme, daß er selber eine sächsische Schule stiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetischer Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weise haben auch einige berühmte Oberlausitzer und Hinterpommern die Anträge der schwäbischen Schule abgewiesen.

In dieser Not begingen die Schwaben einen wahren Schwabenstreich, sie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer schwäbischen Schule einen Ungar und einen Kaschuben. Ersterer, der Ungar, nennt sich Nikolaus Lenau[2] und ist seit der Julisrevolution durch seine liberalen Bestrebungen, auch durch den anpreisenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommee gekommen, die er bis zu einem gewissen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die

[1] Theodor Winkler (1775—1856), Theaterintendant, Journalist, Herausgeber der Dresdener „Abendzeitung", Übersetzer und Dichter.

[2] Der berühmte Lyriker (1802—50) reiste 1831, als er seine Gedichte herausgeben wollte, nach Stuttgart und trat in nahe Beziehungen zu Schwab, Kerner und Mayer. Nach der Rückkehr aus Amerika, 1833, lebte Lenau ein Jahrzehnt lang teils in Wien, teils in Stuttgart. Karl Mayer gab 1853 „Lenaus Briefe an einen Freund" heraus.

Schwaben gegangen ist; indessen, solange sie ihren Tokayer behalten, können sie sich über diesen Verlust trösten.

Die andere Acquisition der schwäbischen Schule ist minder brillant; sie besteht nämlich in der Person des gefeierten Wolfgang Menzel[1], welcher unter den Kaschuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutschlands, an jener Grenze, wo der germanische Flegel den slawischen Flegel versteht, wie der alte Voß sagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeschlachte, aber ehrliche sächsische Bauer[2], der, wie in seiner Gesichtsbildung, so auch in seinem Gemüte die Merkmale des Deutschtums trug. Daß dieses bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall ist, daß er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutscher ist, habe ich in der kleinen allerliebsten Schrift „Über den Denunzianten"[3] gehörig bewiesen. Ich hätte, beiläufig gestanden, diese kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denselben Gegenstand, die großen Bomben von Ludwig Börne[4] und David Strauß[5], vorher zu Gesicht gekommen wären. Aber dieser kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Teile des „Salons" bilden sollte, ward von dem Zensor dieses Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel", — und das arme Ding, obgleich in politischer und religiöser Beziehung zahm genug abgefaßt, mußte während sieben Monaten von einem Zensor zum andern wandern, bis es endlich notdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leser, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg selber holst, so wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie schwer es war, den „Denunzianten" in die Presse zu bringen, wie das Ansehen desselben durch gewisse Autoritäten geschützt werden sollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 299—320, und oben, S. 244 ff. Menzel stammte aus Waldenburg in Schlesien. Dort leben aber keine Kassuben.

[2] Menzel hatte Voß so genannt; vgl. Bd. V, S. 242 f.

[3] Die Vorrede zum 3. Bande des „Salons"; vgl. Bd. IV, S. 299.

[4] In der Schrift „Menzel der Franzosenfresser" (1837).

[5] David Friedr. Strauß, „Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu", 2. Heft, Tübingen 1837, S. 89—247. Menzels große Beschränktheit, seine Sucht, Goethe zu verkleinern, seine moralisch-patriotischen Hetzereien, seine verkehrten Maßstäbe und seine philosophisch-theologische Unfähigkeit, Unwissenheit und Roheit werden darin ausführlich erörtert.

ein Autograph des Denunzianten, das sich in den Händen von Theodor Mundt[1] befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendste gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, ist dir vielleicht bekannt, mein teurer Leser. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falschen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, — da erhub er wieder ein ungeheures Geschrei: die Religion sei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zusammen, Heinrich Heine richte das Christentum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde und plötzlich, als das rote Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche steht in Flammen!“ Die alten Weiber erschraken auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: „Der arme Schelm! nur sein eigner Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei aus Furcht vor Brandstiftung noch einige Spritzen aufgestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Zigarre geraucht werden!“ Wahrlich, das Christentum ward nie ängstlicher geschützt als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel auf Andrang seiner Kollegen sich endlich entschlossen, jene Großmut zu benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich gestanden, ich war immer darauf gefaßt, daß mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend sich bewähren wolle in all seiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich vergebens[2], und die Witzlinge in deutschen Blättern mokierten sich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denunzianten einen Brief zu schreiben, worin die arme Frau sich über die häuslichen Nöten, die sie seit dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe,

---

[1] Theodor Mundt (1808—61) aus Potsdam, Schriftsteller und Universitätsbibliothekar in Berlin; Anhänger des sogen. Jungen Deutschlands.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 301 f.

schmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hause zeigen wolle, daß er ein Held sei. Die geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn zur Wut. Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand" spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage „ob man jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?" diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emanzipieren wolle, ihm ins Gesicht gemauschelt: „Sie sind doch kein Patriot, Sie thun nichts fürs Volk, Sie sind nicht der Ätte[1], sondern die Memme des Vaterlandes." Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann seufze er und wimmere und stöhne, daß sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloß der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las und in meiner Einfalt die offenbare Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: „Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!"

Die Weiber im Schwabenlande scheinen überhaupt mehr Energie zu besitzen als ihre Männer, die nicht selten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine schöne Schwäbin, die mir seit Jahren wütender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgt.

Ein Naturforscher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, besonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geschrieben wird als im Winter.

Daß es nicht die altpoetische Vornehmigkeit ist, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu besprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Einesteils liegt mir ein gewisser Knebel im Munde, sobald ich mich gegen Anschuldigung von Immoralität oder irreligiöser Frivolität oder gar politischer Inkonsequenz durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Tichten und Trachten verteidigen wollte. Anderenteils be-

---

[1] Vater.

finde ich mich meinen Widersachern gegenüber in derselben Lage, die Freund Semilasso[1] irgendwo in seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daß, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um sein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer gewesen", setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemütlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesamtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer ebensowenig wie die anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daß bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn der Vollständigkeit wegen nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er im Gegensatze zu dieser Genossenschaft mehr als reflektierende Fledermaus denn als gemütlicher Maikäfer umherflattert und vielmehr nach der Schubartschen Totengruft[2] als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht[3]. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daß ich nichts anderes von ihm gelesen habe als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben[4]. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Frei-

[1] Fürst Pückler-Muskau (1785—1871); sein „Semilasso in Afrika" erschien 1836 (5 Bde.). Vgl. Bd. VI, S. 131 ff.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 20. Die „Fürstengruft", eins der besten Gedichte Schubarts. (Vgl. die Lesarten.)

[3] Vgl. „Atta Troll", Bd. II, S. 410, und Bd. II, S. 349.

[4] Die auf S. 326 erwähnte.

lich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daß der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daß aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Allianzen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigentümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — dieses ist neu, ist eigentümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in den Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien" citiert statt der gewöhnlichen „Oblaten" des Originaltextes oder mehrmals „göttlich" citiert statt des ursprünglichen „vortrefflich", — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand seinen schäbigsten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rate ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste an=

wandeln, jenes edle Talent auch auf außerlitteräriſche Gegenstände anzuwenden. Es gibt Länder, wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Bailey[1] in London jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid, oder gar um eine kleine Lobspende im „Stuttgarter Litteraturblatt", ein litteräriſches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell von statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Besprechung der schwäbischen Schule nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern, daß ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindesten Unmut wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegenteil, sollte ich je im stande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln lassen.

— — — Und nun laß uns ernsthaft reden, lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe, verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter schrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständnis nötig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte

[1] Vgl. Bd. III, S. 455 ff., und Bd. IV, S. 352 f.

man hier jedes Verschweigen seines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an seinem Werte zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß sich in meiner früheren Beurteilung des trefflichen Sängers[1] zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, daß ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werte, an seinem Talente selbst, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die litterärhistorischen Beziehungen, über die äußeren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unumwunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule“ in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurteilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigentümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daß, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhlands Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daß aber der Dichter selbst ebensogut wie die ganze Schule längst tot ist. Ebensogut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein ebenso widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Toten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen wie einst die Spanier ihren Cid und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunst mit Toten zu kämpfen hätte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele,

[1] Vgl. Bd. V, S. 344—353.

solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Toten ermüden uns mehr, als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die roten Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Mut. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal, häßlich verwachsen, an menschliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgetier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter freilich zwitscherte auch mancher harmlose Zeisig und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch stille schöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erscheint denn der Kämpe, der mich besiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüstig, aber doch nicht allzu schlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geschlossenem Visier und stellte sich zum Kampfe. Sein Helmbusch war geknickt, sein Harnisch war eher verwittert als schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden miteinander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen lange kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder aufs neue und grünten im Sonnenschein, und so wechselten die Jahrzeiten — ohne daß sie es merkten, die beiden Kämpfer, die beständig aufeinander loshieben, anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas phlegmatisch, bis sie endlich ganz und gar die Schwerter sinken ließen und erschöpft ihre Helmgitter aufschlossen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Toter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz, und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Schriftstellernöten.[1]

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campeschen Buchhandlung zu Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder andere darauf gerechnet haben, daß mir der „Telegraph“ des Herrn Gutzkow hier nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, daß ich auf die darin abgedruckte Erklärung in betreff des „Schwabenspiegels“ aus persönlichen Rücksichten nichts erwidern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiß schweigen alter Freundschaft willen, auch aus ange-

---

[1] Auf die oben, S. 324, abgedruckte Erklärung Heines in betreff des Schwabenspiegels hatten Hoffmann und Campe (am 15. Febr. 1839) folgende Antwort veröffentlicht (im „Telegraphen für Deutschland“, Nr. 34): „In Bezug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, daß er den unserm ‚Jahrbuche der Litteratur‘ einverleibten ‚Schwabenspiegel‘ mehrfacher Verstümmlungen wegen nicht mehr anerkenne, erwidern wir, daß dieselben lediglich nur der sächsischen Zensur, der das ‚Jahrbuch‘ unterworfen war, zur Last fallen. Wir bemerken dies deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der ‚heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten‘ zu verstehen haben.“ Hierauf bringt obiger Brief die Entgegnung. Heine schob die letzte Schuld an den Entstellungen seines Aufsatzes „der giftmischerischen Dummheit“ jenes „kläglichen“ Ludwig Wihl zu, der obendrein im „Telegraphen“ 1838, Nr. 117—122 einen unter der Maske des Wohlwollens versteckten Schmähartikel gegen unsern Dichter veröffentlicht hatte. Wihl erwiderte auf die „Schriftstellernöten“ in der unten (Kleine Mitteilungen) abgedruckten Erklärung, die Heine durch die Erklärung von Campes Jagdhund Hektor parodierte (s. unten). Gutzkow holte in Nr. 75—76 des „Telegraphen“ von 1839 zu einem großen Schwerthiebe gegen Heine aus.

borener Milde die aufbrausenden Mißlaunen des Gemütes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen und einer dem andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlichern, manche Unbill verzeihen sollte... Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, daß sie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläßt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante Welt" dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erschienene „Jahrbuch der Litteratur" enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel", welcher im Interesse der darin besprochenen Personagen durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne. — Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im „Telegraphen" des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der königlich sächsischen Zensur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben."

Zunächst also widersprechen Sie mir und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein ebenso kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrtums zeihen, und bei diesem betrübsamen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Thatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage; später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiskret und meine Furcht vor einer gewissen roten Kreide weniger hemmend sein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf

einige Erörterungen, wonach das Publikum selbst beurteilen möge: ob Sie, teurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten in der erwähnten inoffiziosen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen" die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht längst gewußt, unter welchen Einflüssen Sie stehen, wahrhaftig die größten Besorgnisse für die Gesundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht, und am allerwenigsten erinnerten Sie sich dessen, was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld, wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als daß ich mein gefälschtes Wort den schmählichsten Mißverständnissen bloßstellte. Das fing an mit den „Französischen Zuständen"[1]. Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede; Sie gestanden mir, daß Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Zensur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt ... Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht geradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publikation diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den ersten Teil des „Salons" konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaßregel der Zensur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauungsvoll schickte ich Ihnen den zweiten Teil des „Salons", der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Zensur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Keckes in die Welt hineingedruckt, z. B. Börnes Briefe[2], daß ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe ... Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend ein-

---

[1] Vgl. Bd. V, S. 8 f.

[2] Börnes „Briefe aus Paris" erschienen bei Hoffmann u. Campe 1832 ff.

lenken zu müssen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons", den Sie sakrifizierten, den Sie auf den Altar der Zensur niederlegten als Sühnopfer für Ihre Preßsünden[1]. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermetzgert, daß seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, daß man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, daß dadurch zur Verkennung und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deshalb publizierte[1], mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Mißgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule", die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Zensur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen![2] Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur" in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Teil enthalten und ich mich also vor boshaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf als Bundestagbeschluß gegen das junge Deutschland bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Notwendigkeit, und beschloß, hinfüro nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Zensur passieren würden . . .

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Teil des „Salons", welcher eine harmlose Märchensammlung und eine litterarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denunzianten gerichtet, und derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoß damals bei gewissen Behörden eines

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 145 ff., und die Lesarten Bd. IV, S. 579 ff.
[2] Vgl. Bd. V, S. 208 f., und die Lesarten Bd. V, S. 526 ff.

außerordentlichen Schutzes. Freilich, der Angeber muß vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich. Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denunzianten noch außerdem durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunziationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen. Ja, jene Denunziationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine häscherlichen Schelmereien selber verriet[1].

Aber Sie vergessen alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Teile des „Salons“ gegen die geheimen Umtriebe der Menzelschen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. Adrian, Zensor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daß Adrian Ihr Zensor in Gießen ist, derselbe, der ‚Bilder aus England‘ schrieb. Dieser gab in den ‚Phönix‘ eine Notiz, daß der Salon III mit hessischer Zensur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daß er es mitteilte. Diese Notiz ging in andre Blätter über und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief.“

In einem späteren Briefe klagten Sie, daß man Sie mit dem Imprimatur monatelang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt, schrieben Sie mir folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

---

[1] Vgl. oben, S. 330 f.

„Denken Sie, Adrian will das Imprimatur nicht für die Vorrede erteilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber so ein H......tt, der ‚Skizzen aus England‘ schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig, sein Rezensent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben."

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten" eigentlich verstehe. Eine präzise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen als gesehen und betastet werden. Sie könnten mir ebensogut zumuten, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten... Es kann mir da wohl begegnen, daß, sowie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Teil ihres Wertes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, daß Sie unter dem Titel „Über den Denunzianten" die erwähnte Vorrede des dritten Salonteils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmut, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder"[1] aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm, diesmal sei das Manuskript nicht nach Gießen zur Zensur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmütige Verleger der Börneschen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Zensur gibt . . . Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvogt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder Sie an der Nase herum-

[1] Vgl. oben, S. 324, und Bd. I, S. 198 f.

geführt und das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse der Aktualität schon ein bißchen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Litteratur“, welches Sie im Oktober auszugeben versprachen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Teil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschnitt und demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute abend ein Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen der Litteratur von Wichtigkeit sein wird; nämlich ein ‚Jahrbuch der Litteratur‘, das im Oktober dieses Jahrs ausgegeben werden soll und künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, Monats- und Quartalschriften genug — Was diese sich erlauben, wissen die zur Fahne Gehörenden zur Gnüge. Das Jahrbuch soll in letzter Instanz entscheiden, die Akten mustern. Ihre Nachrede würde hierin ganz am richtigen Platze sich befinden. Gutzkow trug mir auf, das Ihnen zu sagen. Rosenkranz, Jung, König, Riedel, Daumer, Schücking, Dingelstedt[1] ꝛc. geben Beiträge. Die übersichtlichen Artikel von 1830 an gibt Gutzkow. Der sogenannten jungen Litteratur wird Nutzen daraus werden. Wienbarg[1] wird was geben. Ihren Aufsatz hätte Gutzkow dafür gar gern. Oder wollen Sie

---

[1] Karl Rosenkranz (1805—79), angesehener Philosoph und Ästhetiker Hegelscher Richtung. — Alexander Jung (1799—1884), Schriftsteller der jungdeutschen Schule. — Heinr. Joseph König (1790—1869), freisinniger Schriftsteller, Verfasser der „Klubbisten in Mainz“. — Friedrich Daumer (1800—75), der Dichter und Hafis-Übersetzer. — Levin Schücking (1814—83), der bekannte Romanschriftsteller. — Franz Dingelstedt (1814—81) war damals noch Gymnasiallehrer. 1840 erregte er mit den Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters zuerst großes Aufsehen. — Ludolf Wienbarg (1802—72), einer der Hauptvertreter des „Jungen Deutschland“; von ihm rührt der Name dieser litterarischen Schule her.

einen andern geben? Falls Sie den Nachtrag gedruckt wissen wollen . . ."

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Litteratur" die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel" vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerzlich mein Gemüt berührt wurde, als nach solchen Vorgängen Ende Dezember das „Jahrbuch der Litteratur" mir zu Händen kam und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretensiösen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, daß ich nicht nur um meine Genugthuung an den darin besprochenen Personagen geprellt schien, sondern daß durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Übergänge und sonstige Entstellung der Form auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden. Das hat wahrlich kein Zensor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Gestalt abdrucke, wird jedem einleuchten, daß die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Absichten zurückgelassen haben. Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. Dezember 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, daß etwas fehlte; ich verlangte daher das Manuskript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckereibesitzer), Ihr Aufsatz allein fände Anstand beim Zensor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe an die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie sehen wollen, daß ich erklärte: wenn etwas gestrichen würde, worauf ich nicht gefaßt war, solle der Artikel wegbleiben."

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Zensur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken . . . Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder gibt es Befehle, die höher geachtet werden als die Ihrigen, und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der königlich sächsischen Zensur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Zensur verweisen lassen und am allerwenigsten auf die königlich sächsische Zensur, die mir eben damals, als Ihr „Jahrbuch" erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Zensur passieren muß, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakspeares Mädchen und Frauen" in Leipzig zensieren, und siehe! in diesem Buche, welches doch manche politisch und theologisch anzügliche Stelle enthielt, hat die königlich sächsische Zensur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun in Grimma dieselbe Zensurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Zensurstrenge etwas abgewinnen, man gibt den unwichtigen Teil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt . . . Kurz, liebster Campe, alles, was Sie mir erwiderten, sprach mehr gegen Sie als für Sie; im Gegenteil, Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Zensurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war nichts weniger als ein mit Imprimatur versehener Zensurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„— — Den Zensurbogen vom ‚Schwabenspiegel' habe ich Ihnen vor acht Tagen gesandt, und werden Sie daraus die Überzeugung gewonnen haben, in welchem schändlichen Verdacht Sie Gutzkow und mich hielten! Leider ist es sündlich, wie der Zensor gehandelt hat, und man sieht: daß es reine Fraubasereien sind, die er in Schutz nimmt, z. B. für Theodor Hell[1]! Der

[1] Vgl. oben, S. 329.

Zensor ist ein Dresdner. Früher war es Gehe[1], der ist jetzt in Paris — —"

Nein, liebster Campe, Theodor Hell ist unschuldig; auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im mindesten denselben verletzen konnte. Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch, weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daß der Zensor in Gutzkows Aufsatz gar nichts gestrichen habe, und doch in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch-philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daß sein Aufsatz bei der Zensur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmutig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beigetragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen Beurmann[2] geflossen, der am Ende doch nichts anders ist als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belasten Sie letztern mit der Verantwortlichkeit für alles, was jener schreibt? Und wenn jener, in einer Zeitschrift meinen „Schwabenspiegel" besprechend, die Schwaben und sogar das Menzelsche Heldentum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Gutzkow mißlaunig

---

[1] Ed. Heinr. Gehe (1793–1845), Schriftsteller, schrieb Dramen, in denen er Schiller nachahmte. War seit 1833 Zensor in Dresden.

[2] Eduard Beurmann (geb. 1804) aus Bremen, unbedeutender Schriftsteller, lebte als Rechtsanwalt in Hamburg, Lübeck und Frankfurt a. M.

werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuskript des „Schwabenspiegels" ohne mein Vorwissen anvertraut und wochenlang in Händen ließen? Wer schrieb mir in dem schon erwähnten Brief vom 25. Dezember 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor vierzehn Tagen habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrat hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur spielen sollte, die sich am Gängelbande Gutzkows und Wihls leiten ließe! — Es war ein dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, ‚daß ich vom Telegraphen abhängig; — daß ich thun müsse, was Gutzkow wolle' — sprach ich mich gegen Gutzkow so ungefähr aus: daß ich vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klatscherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Handlanger (seine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht in unsere Verhältnisse, Vorhaben und dergleichen blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten und würde uns kompromittieren und Plane, die mühevoll entworfen worden, dadurch zu schanden machen. Gutzkow habe — — — — — — — — Wihl ist der klebrigste und eitelste Mensch, den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere erbärmlichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die unsere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt er in der Unterwelt; der Redakteur des Neuigkeitsträgers und aufwärts bis zum Runkel[1] sind seine Gönner und — loben ihn. Dabei ist er ohne Menschen- und Weltkunde, sündigt aus Dummheit wie aus bösem Willen — — —"

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in der besonderen Absicht citiert, um Sie fühlen zu lassen, wie wenig Sie für die litterarische Zuverlässigkeit einer Person stehen können, die das Manuskript meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte...

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben oder, um mich genauer auszudrücken,

[1] Redakteur des „Hamburgischen Korrespondenten".

im Interesse einiger Redakteure Cottascher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was Sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte" zu erschnappen!

Wüßten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüt, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, daß ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln mußte! Und doch waren sie nötig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schnödesten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verleumdung mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thüre verschlossen ist, und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirtschaft; er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aussagen ein willigeres Gehör. Ich mußte daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinandersetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umherschwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluß anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, daß Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich, zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegten Sie etwa die Besorgnis, daß man die Verstümmelung

meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der ‚heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten‘ zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, daß Sie ihnen durch jenen Zusatz eine persönliche Genugthuung geben mußten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Mut, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haß gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlenden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vorteil, und, vielleicht mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen ... Mein Grundsatz: „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftgefühle indirekt zu steigern und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Haß, noch Vorteil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewußt als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

---

[1]Paris, 4. Februar.

Die Opposition in ihrer beschränkten Weise behauptet noch immer: die Ernennung Guizots als Gesandter in London[2] sei dem Könige ganz genehm, und er habe sich nur scheinbar zum Rückruf Sebastianis, seines alten Konspirationsvertrauten, zwingen lassen. In Wahrheit aber ist diese Ernennung ganz gegen den allerhöchsten Willen des Königs durchgesetzt worden, sein Unmut gegen Guizot bricht ohne Rücksicht hervor, und er wird demselben gewiß auf seinem neuen Posten allerlei geheimen Schabernack spielen. — Für Guizots politische Bedeutung ist dieser Eintritt in die diplomatische Karriere sehr wichtig. Entweder er verfängt sich zu London in unsichtbaren Netzen und wird lächerlich durch ein sichtbares Zappeln, oder er gibt Proben von staatsmännischen Talenten und erreicht auch in dieser Beziehung das Ansehen Thiers'. Herr Guizot verdient vielleicht jetzt seinen diplomatischen Sporn und wird bei seiner Rückkehr von London um so ritterlicher mit Thiers und Louis Philipp in die Schranken treten können. Zwischen diesen drei Männern wird späterhin der Kampf um die wirkliche Präsidentenherrschaft des Konseils ausgestritten werden müssen. Bis jetzt usurpiert der König noch immer diese Stelle und verwaltet sie durch Kommis, welche sich verantwortliche Minister nennen. In meinem nächsten Briefe werde ich hierauf zurückkommen. — Die Heurat des Herzogs von Nemours[3] beschäftigt noch immer den Hof und die Stadt (alter Stil!), zumeist aber den Hof, diesen großen Polypen, der mit tausend Rüsseln am Büdget sich festsaugt,

---

[1] 1840. Für die „Allgemeine Zeitung" bestimmt, aber in derselben nicht abgedruckt. Der Aufsatz ging in Laubes Besitz über, aus dessen Nachlaß er 1884 zuerst veröffentlicht ward.

[2] Guizot übernahm Anfang 1840 den Gesandtenposter in London, den bisher Sébastiani innegehabt hatte. Doch bereits im Oktober 1840 ward er, als Minister des Auswärtigen, nach Paris zurückberufen.

[3] Vgl. Bd. VI, S. 146.

unbekümmert um Cormenin[1], welcher schon im Dunkeln sein Messer wetzt. Dieser Pamphletist, der es der königlichen Familie nicht verzeihen kann, daß er ihr nichts zu verdanken hat, erregt im Schoße derselben weit größere Schmerzen, als er vielleicht selber ahnt. Der König will die Pension des Herzogs von Nemours nicht mehr zahlen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er sie nicht mehr zahlen kann. Die Zivilliste ist schrecklich verschuldet; wie mir gestern ein Bankier versichert, vielleicht über zwanzig Millionen verschuldet. Der König hat wenig Geld, und es ist für ihn ein doppeltes Mißgeschick, daß das große Publikum das Gegenteil glaubt und über seine große Geldgier murrt, während die haute finance, bei welcher er borgen möchte, das betrübte Geheimnis sehr gut kennt. Dieser Geldverlegenheit verdankt Rothschild die größten Aufmerksamkeiten bei Hofe; einige hundert Jahre früher hätte ihm der König von Frankreich ganz einfach die Zähne ausreißen lassen, um ihn zu einer Anleihe zu bewegen. Aber die naiven Sitten des Mittelalters sind untergegangen im Strom der Revolution, und Herr Rothschild, Baron und Ritter des Isabellenordens, kann jetzt ruhig in den Tuilerien umherspazieren und dem geldbedrängten Könige die Zähne zeigen, ohne auch nur einen Stummel zu riskieren. — Der König hat kein Geld, und sein Kredit ist in diesem Augenblick nicht glänzend. Er beabsichtigt eine Anleihe zu negozieren und wird darauf hingewiesen, als Garantie die Güter seiner Schwester zu verpfänden. Mademoiselle Adelaide[2], trotz ihrer großen Zärtlichkeit für den teuren Bruder, will sich noch nicht diesem Opfer fügen. — Die Schulden des Königs sind übrigens von der ehrenhaftesten Art; sie entspringen zumeist aus seiner Leidenschaft für Bauten und Kunstwerke[3]. Das ist seine fürstliche Eigenschaft und erinnert an den großen Ahnherrn, der ihm Versailles hinterlassen hat, um sich ebenfalls daran zu ruinieren. Man hat keinen Begriff davon, welche Summen die historische Galerie bereits verschlungen hat. — Unter diesen Umständen findet der König bei der Heurat des Herzogs von

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 149.

[2] Adelaïde Eugène Louise von Orléans (1777—1847), jüngere Schwester des Königs, durch Klugheit und Herzensgüte ausgezeichnet, von großem Einfluß auf seine Entschließungen. Ihr Haus bildete seit 1814 den Mittelpunkt der liberalen Partei in Paris; sie bestimmte ihren Bruder, die Krone zu übernehmen.

[3] Vgl. Bd. IV, S. 83.

Nemours eine willkommene Gelegenheit, um für denselben eine Dotation zu verlangen und die 20,000 Franks, die er dem Prinzen monatlich gibt, nicht mehr zu zahlen. Der König wird seinem erlauchten Sohne jetzt nur noch Obdach und Atzung liefern und ihn für das übrige auf seine Dotation verweisen. Der Herzog ist keineswegs, wie man vermeinen sollte, mit diesen väterlichen Beschlüssen sehr unzufrieden, er findet sie vielmehr ganz vernünftig; denn der Herzog von Nemours ist sehr sparsam, sehr haushälterisch. Das ist eine Eigenschaft, die er schon im voraus von seinem königlichen Vater geerbt hat, und dieser überläßt ihm den vollen Genuß derselben. — Da ein Prinz, welcher sich verheuratet, auch ein Haus machen muß, so klopfen schon eine Menge Bittsteller an dessen Pforten (figürlicher Ausdruck, da ja ein noch unerbautes Haus auch noch keine Pforten hat!), und da verlangt der eine die Stelle eines Administrators, der andre die eines Kassierers, ein dritter die eines Bibliothekars. Die zwei ersten Plätze sind bereits besetzt, und sobald die Kammer dem Prinzen das verlangte Geld bewilligt, wird der Kassierer es in Empfang nehmen und der Administrator es ausgeben. — Ich habe heute noch keine Zeitungen gelesen und weiß nicht, wie weit die Dotationsverhandlungen gediehen sind. Aber so viel weiß ich, daß der König die Geldangelegenheiten seiner Kinder immer mit heroischer Unermüdlichkeit betreiben wird. Die Minister setzt diese väterliche Liebe in große Verlegenheit; nur der Marschall Soult[1] unterstützt sie mit unbedingtem Eifer. Die Hartnäckigkeit des Königs in Geldsachen versteht auch niemand besser zu würdigen als jener greise Held, der einst öffentlich erklärte, daß er jeden Sou seines Traitements bis zu seinem letzten Blutstropfen verteidigen werde. — Die Heurat des Herzogs von Nemours veranlaßte vor etwa acht Tagen eine außerordentliche Rezeption bei Hofe, wo die Vertrauten ihre mehr oder minder wohlgemeinten Glückwünsche in üblicher Weise darbrachten. Es befanden sich dort über sechzig Damen, die meisten überreif und alt, ein aschgrau welker Blumenflor, woraus kaum zwei bis drei jugendliche Gesichter hervorlächelten. Unter diesen war eine blonde Schöne, die an dem Herzen Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Orleans vor dessen Heurat sehr stark gerüttelt hatte und später das Herz des Nemours ebenfalls in Bewegung setzte, aber bei dieser Gelegenheit ihre eigne

[1] Vgl. Bd. V, S. 116.

Ruhe verlor, die Bedauernswürdige! Auf ihrem Gesichte, das mich immer an die blühenden und heiteren Frauenbilder ihres Landsmannes Rubens erinnerte, lag diesmal eine wehmütige Blässe. Auch ihre Lippen, die sie beständig mit dem artigen Zünglein befeuchtete, entbehrten das frische Kolorit, das sonst wie reife Kirschen auf genäschige Königskinder wirkte. Wer in ihren Augen lesen konnte, fand darin weit schlimmere Philippika, als jemals der bitterste Volkstribun gegen Fürsten und Fürstenlaune ausgesprochen. — Vorige Woche verließ uns Heinrich Laube[1], welcher mit seiner Gattin, einer sehr gebildeten und geistreichen Dame, diesen Sommer hierher kam, den größten Teil der französischen Provinzen bereiste, auch einen kurzen Abstecher nach Afrika unternommen hatte und seit einigen Monaten wieder nach Paris zurückgekehrt war. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit historischen Untersuchungen, wozu ihm die Archive ihre bedeutenden Materialien eröffneten. Der ausgezeichnet kritische Sinn des Mannes und sein offenes Auge für alle Erscheinungen des wirklichen Lebens, Studium und Anschauung, werden gewiß ein kostbares Buch zu Tage fördern. Von Laubes deutscher Litteraturgeschichte sind erst zwei Bände hier angekommen, und ein Gesamturteil über diese Arbeit ist noch nicht zulässig. Wenn die Ausführung den Anfängen und der ganzen Anlage entspricht, so erhält das Publikum hier ein Werk, das bis jetzt in unserer Litteratur fehlte und einem großen Bedürfnisse abhilft. Bouterweks deutsche Litteraturgeschichte[2] ist veraltet und reicht nicht bis auf die neueste Periode, deren erste Erscheinungen nur polemisch angedeutet wurden; und doch wäre dieses Buch als das einzige zu nennen, wo eine gründliche, thatsächliche Belehrung für das große Publikum geliefert wird. Andere Versuche umfassen nicht das Ganze der Litteratur, oder sind nur ein Konvolut räsonierender Artikel, litterärischer Rhapsodien, trockner Notizen, oder verfallen gar ins Gebiet der Chrestomathie. Rosenkranz[3], der geistreichste und tief-

---

[1] Laube hatte sich längere Zeit in Frankreich und Algerien aufgehalten. — Seine „Litteraturgeschichte" (Stuttgart 1840, 4 Bde.) ist ein verfehltes Werk.

[2] Friedrich Bouterwek (1765—1828), Ästhetiker, Professor in Göttingen, verfaßte eine zwölfbändige „Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit" (Göttingen 1801—19), in der Heine eifrig gelesen zu haben scheint. Vgl. Bd. I, S. 490; Bd. III, S. 33.

[3] Karl Rosenkranz (1805—79), Philosoph und Ästhetiker Hegel-

sinnigste Litteraturhistoriker unserer Zeit, hat zwar über deutsche Litteratur Vortreffliches geschrieben, aber nicht im Zusammenhang aller Epochen; er widmete dem Mittelalter ein eigenes Werk, und von der spätern deutschen Schriftwelt hat er in seinem größeren Litteraturbuche nur den poetischen Teil und auch diesen nur in allzu kurzen Umrissen behandelt. Laubes Werk wird daher ein Buch sein, wie eben die große Menge dessen bedarf, nämlich eine ausführliche Darlegung des ganzen deutschen Litteraturbestands, von den ältesten Zeiten bis auf heutigen Tag, belehrend wie ein Handbuch durch Treue und Gründlichkeit und unterhaltend wie ein Kunstwerk durch harmonischen Reiz der schönen Rede. Talent und Charakter haben sich hier vereinigt, und ihre Verbindung liefert das erfreulichste Resultat. Laube ist nämlich nicht bloß ausgezeichnet durch ästhetische Begabnisse, durch Macht der Darstellung, durch Phantasie und Scharfsinn, sondern auch durch die Biederkeit, die Ehrlichkeit, die Lauterkeit seines ganzen Wesens: seine Zunge ist der gewissenhafte Dolmetsch seines redlich deutschen Herzens. — Daß die Wahrheit auch geistreich sein könne, davon gibt uns Laube einen erquickenden Beweis. Und ach! wir bedurften eines solchen Trostes in einer Zeit, wo die geistreiche Lüge sich ausspreizt in ihrem brillantesten Dünkel.

---

scher Richtung, schrieb: „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (Halle 1830), „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (Halle 1832—33, 3 Bde.) und „Zur Geschichte der deutschen Litteratur" (Königsberg 1836).

Paris, 20. November.[1]

Die Dienstbarkeit liegt in der Natur des Menschen. Laßt uns nicht darüber rechten, welche Gattung des Dienens die edlere sei: der Germane, welcher einer Person diente, ist ebenso achtenswert wie der Römer, welcher dem Boden diente, und die Unterthanstreue des einen, ebenso wie die Vaterlandsliebe des andren steht nicht niedriger als der Dienst, welchen man einer übersinnlichen Idee widmet, z. B. der Gottes-Dienst der Hebräer. Sogar unsre radikalsten Emanzipatoren können sich nicht von der angeborenen Dienstbarkeit losmachen, sie dienen der Begier des abzuschüttelnden Joches, der entfesselten Ungeduld, und Robespierre rief einst: „Ich bin ein Knecht der Freiheit!" — Heutzutage gibt es in der Gesindestube der Freiheit wenig treue Knechte, aber desto mehr glänzende Dienerschaft: Heiducken von ausgezeichnet körperlicher Größe, kleine naseweise Jockeyen, windige Läufer, grobselige Kutscher, Leibjäger u. s. w. Diese Leute dünken sich zu gut oder sind vielleicht zu schlecht, um einer Person dienen zu können, und sie vermieten sich bei einer Idee aus Müßiggang, für Taglohn, wo nicht gar, um bei Gelegenheit zu stehlen oder für ein gutes Trinkgeld die Hausinteressen zu verraten. Wüßte ich nicht, daß die herrschende Idee unserer Tage — und ich will sie bei ihrem Namen nennen: die Demokratie — im Boden Frankreichs tiefer wurzelt als jede andre Herrschaft, so würde ich ihre Zukunft sehr gefährdet glauben; denn ich erblicke in ihrer Nähe gar zweideutige Gesichter, ich sehe, wie eine Menge Lakaien des alten Regimes sich in ihre Livree vermummen, und unter dem Tressenhut ihres Haushofmeisters bemerke ich die Tonsur. — Daß die Idee der Demokratie in Frankreich herrschend ist, unterliegt keinem Zweifel. Der ungeheure Absatz, den die demokratischen Broschüren finden, ist der sicherste Beweis. Täglich werden dergleichen von der Regierung konfisziert. Die wichtigsten in der letzten Zeit waren die Broschüren von Louis Blanc und Lamennais. Von ersterem[2] habe ich bereits in diesen Blättern gesprochen: es ist das gescheuteste

[1] 1840. Für die „Allgemeine Zeitung" bestimmt, aber in derselben nicht abgedruckt. — [2] Vgl. Bd. VI, S. 227 f.

Köpfchen seiner Partei und das bravste Herz. Über des Abbé Lamennais[1] glänzendes Talent brauche ich nicht erst zu berichten. Ich zweifle nicht, daß er es ehrlich meint, nämlich mit der katholischen Religion, die er mit der Demokratie verbünden will: denn er glaubt, daß letzterer die Weltherrschaft anheimfalle. Die römische Kurie hat den großen Priester nicht verstanden; die Härte, womit sie seinen wohlgemeinten Eifer ablehnte, ist jedenfalls tadelswert[2]. Armer Lamennais! Ich begreife seinen Kummer ob der Schonungslosigkeit, womit die Seinigen ihn behandelt, ihn, den Kämpfer des Glaubens, der zum Heil des Glaubens sein eignes Heil aufs Spiel setzte, mit der Ketzerei fraternisierte und sich der ewigen Verdammnis preisgab! Daß er, der römisch-katholische Lamennais, sich am Ende von Rom lossagen mußte, war gewiß der größte Schmerz seines Lebens, und er muß daran verbluten. Wenn nicht gar ob dieser heroischen Selbstaufopfrung die Kraft der Reue ihn später erfaßt! Schon jetzt kann er des Nachts nicht mehr schlafen: er sieht lauter kleine Teufel mit Lichtchen, die um sein Lager herumtänzeln und hüpfen: er sieht, wie die Bettgardinen Feuer fangen und die Höllengluten über ihn zusammenschlagen; zitternd und zähneklappernd verkriecht er sich unter der Decke, bis der Spuk vorüber ist; hernach weint er bitterlich. Sein Verstand kann ihn nicht schützen vor den Schrecknissen seines eingewurzelten Kindheitsglaubens; so erzählen seine Freunde. Die Feinde, wie immer geschieht, geben der Stärke seines Geistes ein besseres Zeugnis. Vor einigen Tagen konfiszierte man „l'Évangile du Peuple“, ebenfalls eine demokratische Broschüre, worin die radikalste Freiheits- und Gleichheitslehre aus der Bibel deduziert und der göttliche Bergprediger als ein Montagnard von 1793 dargestellt wird. Der Verfasser, Namens Esquiros[3], ist ein guter

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 558.

[2] Lamennais hatte bereits in seiner Zeitschrift „L'avenir“ Trennung der Kirche vom Staat und Duldung aller Bekenntnisse befürwortet; diese Lehren wurden durch Gregor XVI. in einer Encyklika verurteilt Seine „Paroles d'un croyant“ (1833) wurden gar von dem päpstlichen Banne getroffen.

[3] Henri Alphonse Esquiros (1814—76), französischer radikaler Politiker und Dichter. Sein „Évangile du peuple“ (1840), ein Kommentar des Lebens Jesu, trug ihm eine gerichtliche Haft von 8 Monaten ein; die „Vierges folles“ und einige andere sozialistische Schriften veröffentlichte er bald darauf.

Mensch von etwas weiblicher Natur, schwärmerisch sanft wie eine Predigerstochter im Mondschein, dabei aber auch beseelt von werkthätiger Frömmigkeit gleich einer barmherzigen Schwester. Diese praktische Gemütlichkeit offenbart er aufs liebenswürdigste in einer anderen Schrift, die er jüngst herausgab, betitelt „Les vierges folles“. Unter dem Namen „thörichte Jungfrauen“ bespricht er eine Klasse Weibsbilder, die zwar hinlänglich thöricht, aber von zweifelhafter Jungfräulichkeit sind; ein delikates, jedoch sehr wichtiges Thema, das früher oder später in Frankreich mit Entschiedenheit diskutiert werden muß. — Die „Revue démocratique“, die ebenfalls vor einigen Tagen konfisziert worden, gehört zu den wildesten Produkten des Radikalismus und gewährt eine Lektüre, wobei jedem, der einen Kopf hat, die Haare zu Berge steigen. Sie ist zunächst gegen das Eigentum gerichtet und bespricht im grellsten Tone die letzten Konsequenzen der herrschenden Idee. Hier sehen wir nicht die geputzten Kammerdiener dieser Idee, sondern die Stallknechte, in schäbiger Lederjacke, mit Striegel und Heubündeln und riechend nach Mist. Besonders unheimlich ward mir, als ich sah, daß auch hier der religiöse Fanatismus mit dem politischen Brüderschaft trank. In besagter „Revue démocratique“ fand ich — denken Sie sich! — die extravagantesten Auslegungen der Apokalypse. Der Titel dieses Aufsatzes lautet: Le cataclysme, prochain accomplissement des Prophéties de Jean l’Évangéliste, apôtre du Peuple par Jésus. Als Probe des Unsinns citiere ich Ihnen folgende Stellen und zwar im französischen Original; denn das Merkwürdigste ist eben, daß solche Dinge jetzt auf französisch geschrieben werden — in deutscher Sprache klingt dergleichen nicht so befremdlich. Hören Sie: In den Kapiteln VIII—XVI der Apokalypse findet der Verfasser: „Septième sceau, ou révolution française. Les sept périodes de cette révolution ou les sept anges avec les sept coupes ampres et les sept trompettes. Les années 1789, 92, 95, 99 et 1804 sont les sept premières coupes, versées au son des cinq premières trompettes. En 92, tombe du ciel l’étoile absinte, Ropeapsinthos ou Robespierre; en 1804 vole l’aigle de la guerre“. In den Kapiteln IX—XVI findet der Verfasser: „Armes impériales françaises, commandées par Apoleon, l’exterminateur, ou Napoléon. Coalition des rois contre la France. Bataille des nations dans les plaines d’Armagdon ou l’Allemagne. La sixième coupe ou trompette est le signal des malheurs de 1812

à 1814". Lachen Sie nicht über die heutigen Jakobiner; ihre Tollheit ist weit entsetzlicher wie die ihrer Väter, auch furchtbarer. Wenn der Père Duchêne auch noch so bougrement patriotique[1] zürnte, war sein Zorn doch noch lange nicht so gefährlich wie jene Mischung von irdischem und himmlischem Wahnsinn, von Sansculottismus und Apokalypse, den die „Revue démocratique" bietet. Mich graut vor der Möglichkeit eines Umsturzes der Dinge in Frankreich. In einem heutigen comité du salut public würden Männer sitzen, die weit schrecklicher als Robespierre, als der bittere Rope-apsinthos. Dieser war doch am Ende nur ein weltlicher Zungendrescher, ein Advokat. Aber denkt euch einen Torquemada[2], bekleidet mit der dreifarbigen Schärpe und dem Federhut eines Représentant du peuple! — „Ich will euch zeigen, was ein Priester ist", sagte einst der Abbé de Lamennais, und ich kann diese Worte nimmermehr vergessen. Sie sind wichtiger als alles, was gestern in der Pairskammer gesprochen ward, wo nicht gar als die Rede des Herrn Guizot. Wie sehr über letztere alle Gemüter in Aufruhr sind, wird Ihnen die Tagespresse zur Genüge berichten[3]. Ich enthalte mich überhaupt aller Besprechung der Kammerdebatten, die Ihrer eignen Beurteilung gedruckt vorliegen. Wie ich vorausgesagt, sie begannen mit der Untersuchung, ob Frankreich von England beleidigt worden. Herr Guizot sagt: Nein. Ich möchte ihn fragen: Wie viel Ohrfeigen gehören denn zu einer Injurie? Die Debatten über die Adresse[4] werden in der Deputiertenkammer bis zur äußersten Heftigkeit steigen. Die nationale Partei, welche an die Stelle der gestürzten parlamentarischen Partei auftaucht, wird eine furchtbare Antrittsrede halten. —

---

[1] „Verhenkert-patriotisch."

[2] Thomas de Torquemada, katholischer Fanatiker von jüdischer Abkunft, seit 1483 Großinquisitor, vertrieb 1492 die Juden aus Spanien und verbrannte 8800 Ketzer.

[3] Am 18. November 1840 hielt Guizot in der Pairskammer eine Rede, in der er die Politik darlegte, welche er als Minister zu befolgen gesonnen sei. In der im Juli abgeschlossenen Konvention Englands, Rußlands, Preußens und Österreichs gegen Mehemed Ali (vgl. Bd. VI, S. 202 f.) erblickte er keineswegs eine Beleidigung Frankreichs, während die öffentliche Meinung dies that.

[4] Über eine Adresse an den König als Antwort auf die Thronrede.

Thomas Reynolds.[1]

Paris, im November.[2]

„Waverley“ von Walter Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildetern Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist und dennoch den größten Reichtum an Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschiedenartig beurteilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St.-Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds“. Sonderbar! die obenerwähnte Form, welche Scott dem feinsten Kalkül seines künstlerischen Talents verdankte, findet sich auch in diesem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer ist hier, ganz wie in dem Scottschen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der schottischen Hochländer, sehen wir auch hier in dem irischen Aufstand einen etwas schwachmütigen Helden, der fast passiv von den Ereignissen hin und her geschleudert wird; nur daß der große Dichter seinem Waverley durch die liebenswürdigsten Ausschmückungen die Sympathie der Lesewelt aufs reichlichste zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für diesen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, sondern eine wahre Geschichte schrieb. Ja, er beschrieb das Leben seines Helden mit einer so unerquicksamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlich-

[1] Abgedruckt in der „Allgemeinen Zeitung“.

[2] 1841.

sten Thatsachen in einer so grellen Nacktheit, daß den Leser dabei manchmal eine fast schauerliche Mißstimmung anwandelt. Es ist der Sohn, welcher hier das treue Bild seines Vaters zeichnet, aber selbst die unschönen Züge desselben so sehr liebt, daß er sie durch keine erlogene Zuthat idealisieren und somit dem ganzen Porträt seine teure Ähnlichkeit rauben will. Er besitzt eine so hohe Meinung von dem Charakter seines Vaters, daß er es verschmäht, selbst die unrühmlichsten Handlungen einigermaßen zu verblümen; diese sind für ihn nur betrübsame Konsequenzen einer falschen Position, nicht des Willens. Es herrscht ein schrecklicher Stolz in diesem Buche, nichts soll verheimlicht, nichts soll bemäntelt werden; aber die Umstände, die seinen Vater in die verhängnisvollste Lage hineintrieben, die Motive seines Thuns und Lassens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach solcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnisurteil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, aber jedenfalls, wir müssen es gestehen, seinem Vaterland einen großen Dienst leistete; denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hülfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volk lastete, ihm aber einst die unberechenbarsten Vorteile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden. Ohne solche Verschmelzung würden die Irländer eine sehr klägliche Rolle spielen in dem nächsten europäischen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beispiel Frankreichs, suchen die nachbarlichen und sprachverwandten Stämme sich zu vereinigen. Es bilden sich große, kompakte Staatenmassen, und wenn einst diese kolossalen Kämpen miteinander in die Schranken treten, streitend um die Welthegemonie, dann wird der beste Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, daß Thomas Reynolds seinem Lande einen großen Dienst leistete, als er die Plane der Verschwörung, die Irland von England trennen wollten, verriet und mit seinem Zeugnis gegen sie auftrat. Zu dieser Stunde aber ist solche tolerante Beurteilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die

protestantisch britische und die katholisch nationale, noch immer so grimmig und trotzig sich gegenüberstehen wie in den neunziger Jahren[1], ja wie seit Wilhelm von Oranien, der den sogenannten Orange-Men seinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaßt wird[2]; während erstere bei ihren Festmahlen dem Andenken König Wilhelms die freudigsten Toaste bringen, trinken letztere auf die Gesundheit der stetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müssen wir aber auf die Zukunft verweisen, um das, was Thomas Reynolds that, notdürftig zu beschönigen, müssen wir, um sein Thun zu entschuldigen, unsere wärmsten Gefühle zurückdrängen, so können wir doch schon jetzt und mit freiem Herzen den schlimmsten Anklagen widersprechen, und wir sind davon überzeugt, daß die Motive seiner That keineswegs so häßlich waren, wie seine Feinde glaubten, daß er zwar die Verschwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Personen der Verschwörer einen Verrat übte, am allerwenigsten an der Person des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald[3], wie Thomas Moore[4] in der Biographie desselben unredlicherweise behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenscheinlichkeit bewiesen, daß kein Geldvorteil seinen Vater veranlaßt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegenteil wenig für ihn that und ihn für die Verluste nur kärglich entschädigte. In dieser Beziehung schirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmsten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chichester, des Marquis Cambden und des Lord Castlereagh, welche damals an der Spitze der irischen Regierung stan-

[1] Damals wurde Irland, nachdem ihm eine französische Flotte mit 25,000 Mann Landungstruppen zu Hilfe gekommen war, unter Kriegsrecht gestellt.

[2] Wilhelm III., aus dem Hause Oranien (1689—1702), schlug die Erhebung der Iren für Jakob II. nieder. Das irische Grundeigentum kam fortan fast ganz in englischen Besitz, die katholische Kirche ward hart bedrückt. Die nach ihm benannten orangistischen Gesellschaften sorgten für die Ruhe des Landes.

[3] Lord Edward Fitzgerald (1763—98), aus altem irischen Adelsgeschlechte, Haupt der auf Losreißung Irlands gerichteten Verschwörung. Dieselbe ward der Regierung verraten und Fitzgerald ins Gefängnis geworfen, wo er am 4. Juni starb.

[4] Thomas Moore aus Dublin (1779—1852), der berühmte Dichter. Seine „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald“ erschienen zu London 1831 (2 Bde.).

den. Diese rühmen ihn wegen seiner Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwert, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese britischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmütig, als daß sie für einen bezahlten Verräter öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen solche sind sie noch wortkarger. Aber nicht bloß die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlußfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daß sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verriet, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daß er keineswegs an der Person der Verschwörer irgend einen argen Verrat übte, und daß er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlaßt zu haben, im Gegenteil für die Rettung desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld aufs redlichste unterstützte. Die Lebensbeschreibung Fitzgeralds, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, scheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muß der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung seines Vaters mit den schärfsten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob seiner winzigen Gestalt zu nennen pflegt) bekommt hier sehr nachdrücklich die Rute, und es ist nicht zu verwundern, daß das Männchen, das auf die ganze Londoner Presse den größten Einfluß übt, alle seine Mittel in Bewegung setzte, um das Reynoldssche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantischen Nimbus entkleidet, aber er erscheint deshalb nicht minder heroisch, besonders bei seiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mitteilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; ersterer ist noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterstaatssekretär, den Herrn Charles Sirr,

Bürgermeister (town mayor), einen wackern, thätigen und verständigen Beamten, zu sich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwischen 5 und 6 Uhr abends nach dem Hause eines gewissen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasstreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretieren solle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf schon denselben Abend hierzu die notwendigen Anstalten, und den nächsten Morgen besprach er sich über seinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewissen Herrn Ryan, zwei Magistratspersonen, denen er das höchste Vertrauen schenkte, und deren Mithülfe er in Anspruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige sehr schmähsüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche letztern mit großem Haß gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr besorgte neun Mann von der Londonderry-Miliz, sämtlich wohluniformiert. Herr Stirling, jetzt Konsul zu Genua, und Dr. Bankhead, beide Offiziere jenes Regiments, begleiteten sie, ebenfalls in Uniform.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Lord Edward erst in der Nacht am 18. Mai nach dem Hause des Murphy ging und der Staatssekretär, noch ehe er hinging, von seiner Absicht, dorthin zu gehen, so sicher unterrichtet war, daß er schon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Instruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edwards Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Mietkutschen nach dem Hause des Murphy; Herr Sirr sorgte auch dafür, daß eine starke Kompanie Militär, gleichzeitig aus der Kaserne abmarschierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wußte Herr Sirr seine neun Mann so aufzustellen, daß sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoß nur Comptoirstuben und Warenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Überbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig

das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Thür eines Schlafzimmers, welche weder verschlossen noch verriegelt war: in diesem Zimmer endlich stand Murphy am Fenster der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu lesen schien, und auf dem Bett lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Kästchen mit Taschenpistolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und sich zwischen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: ‚Lord Edward Fitzgerald, Ihr seid mein Gefangener, denn wir kommen mit starkem Geleit, und jeder Widerstand ist nutzlos!‘ Lord Edward sprang empor, und mit einem zweischneidigen Dolch, welchen er irgend neben sich verborgen gehalten, stach er nach der Brust des Herrn Swann; dieser wollte mit der Hand den Stich abwehren, und sie ward durchstochen am Knöchel des Zeigefingers dergestalt, daß die Hand im buchstäblichen Sinn einen Augenblick an seiner Brust festgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite seiner Brust, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorschein. Herr Ryan stürzte jetzt herbei, feuerte ein Pistol auf Lord Edward ab und schoß fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: ‚Ryan, du Elender!‘ (‚Ryan, you villain!‘), und indem er den Dolch, dessen Griff er noch immer in Händen hielt, aus Herrn Swanns Brust herausriß, stach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und die Waffe wieder zurückziehend, schlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten beide Lord Edward um den Leib gefaßt, und da derselbe noch unverwundet, suchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden stürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch fest. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Diese Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Not die Flucht zu fördern, und auf diesem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher sich mit seinem ganzen Gewicht an ihm festhing, hinderte ihn, die Leiter zu ersteigen, und um sich von dieser Last zu befreien, erhub er eben seinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs neue durchstoßen. Alles dies ereignete sich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaserne angelangt, und nachdem Herr Sirr dasselbe gehörig postiert, eilte er ins Haus

und die Treppe hinauf, wo er schießen hörte, und mit einem Pistol in der Hand erreichte er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenstoß zu geben; er schoß also, ohne sich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdessen Murphy, der Hauswirt, ein Mann in der Blüte seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich jedem einleuchten muß, daß er durch die geringste Hülfleistung seinen Gast von Herrn Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, daß zwei Mietkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, daß in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben und keine Seele sich dort befand außer dem Eigentümer. Der geringste Wink konnte die Flucht sichern, ehe Herr Swann die Treppe erstiegen, ebenso die geringste Hülfleistung, nachdem schon der Angriff stattfand. Vielleicht war alles dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie sie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; erstern sprach er schon den andern Morgen, den 20., letztern erst nach seiner Genesung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edwards Wunde verbunden, ward er sorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Brust gedrungen und der Brand erfolgte, starb er am 4. Junius. Herrn Ryans Wunde ließ keinen Augenblick seine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen."

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die interessantesten Mitteilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der irischen Verschwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle spielte und ein ebenso unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Mensch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Gesandte der Verschworenen bei den französischen Republikanern. Sein Tagebuch, welches sein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über seinen Aufenthalt

zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der französischen Revolution. Nach Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buch umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisiert wäre als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, kommandiert von General Humbert, mit Übermut das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle mitzuteilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl, sich nach Galway zu begeben, um das Kommando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die solchermaßen zu Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen[1] und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der General Humbert (welcher die Franzosen kommandierte) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldschlangen[2], aber statt der gewöhnlichen Heerstraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem starken Korps stationierte, schlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Posten aufgestellt war, und um 7 Uhr morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Castlebar und fand dort vor der Stadt die königlich englischen Truppen postiert in der vorteilhaftesten Position. Alles war vereinigt, was diesen letztern einen leichten Sieg zu versprechen schien. Sie waren in großer Anzahl, 3—4000 Mann, wohlversorgt mit Artillerie und Munition; sie waren frisch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann bestand, nur zwei Feldschlangen besaß und durch einen mühsamen und höchst beschwerlichen Bergmarsch von etwa 24 Stunden

[1] Pächter und kleine Grundbesitzer; dann aus solchem Stande hervorgegangene Freiwillige der Miliz.

[2] Alte Geschütze mit sehr langem Rohr.

ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, that im Anfang den Franzosen sehr viel Schaden und hielt sie einige Zeit zurück; aber diese, als sie sahen, daß sie nicht lange widerstehen könnten, wenn sie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, teilten sich in kleine Kolonnen und drangen mit so ungestümem Mut vorwärts, daß in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von panischem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerster Verwirrung flohen sie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Castlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo sie in der Nacht anlangten, glaubten sie sich noch nicht hinlänglich geborgen, sie verweilten nur so lange, als notwendig war, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, und setzten ihre schmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daß sie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verlust der königlichen Armee bestand in 53 Toten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke schweren Geschützes und 4 Feldschlangen. Wieviel die Franzosen verloren, ist nicht bekannt. Die französischen Truppen zogen ein in Castlebar, wo sie ungestört bis zum 4. September blieben."

Da aber die erwarteten Hülfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem schlechten Plan eingeleitet worden, mußte sie am Ende erfolglos scheitern. Wolf Tone, welcher bei dieser Gelegenheit den Engländern in die Hände fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strang verurteilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, daß man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Offizierspatent besäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Abscheu vor dem Hängen schnitt sich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine

und hege eben kein besonderes Vorurteil gegen das Hängen, aber ich muß bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sich deren das englische Militär in Irland zu schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirtschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Einquartierung, wie sie auf dem Kastell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte mich das Schicksal einer schönen Harfe, welche die Engländer mit besonderm Grimm in Stücken schlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer schildert der Verfasser mit Unparteilichkeit, und folgende Beschreibung ihrer Kriegsweise trägt das Gepräge der abscheulichsten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Insurgenten charakterisierte ganz diese Leute. Sie postierten sich immer auf Anhöhen, die besonders emporragten, und das nannten sie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder sonstiges Gehäuse diente als Obdach für die Anführer; die übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber nebeneinander ohne Unterschied, gehüllt in Lumpen oder Betttücher, die meisten ohne andere Nachtbedeckung als das, was sie am Tage auf dem Leibe trugen. Diese Lebensart ward begünstigt von einem ununterbrochen schönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich ist. Auch betrachteten sie diesen Umstand als eine besondere Gunst der Vorsehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe sie Meister geworden von ganz Irland. In diesen Lagern, wie man sich leicht denken kann, unter solchen Haufen von rohen, aufruhrsüchtigen Menschen herrschte die schrecklichste Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effekten. Um sich gegen diesen Mißstand zu sichern, ward es gebräuchlich, daß man, um zu schlafen, sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen, jeder riß dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platz,

wo man das Tier getötet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, indem sie das Buch, in der Mitte aufgeschlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzugreifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar, weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da jeder fürchtete, daß ihn die andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzugs, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deshalb schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo keiner auf den Stand seiner Genossen genau achthaben konnte und immer besorgen mußte, daß sie plötzlich, ehe er sich dessen versehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen derer zurückließen, die nie Pardon gaben; keiner traute dem andern. Es läßt sich behaupten, daß diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackees und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wütende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, daß irgendwo ein Weib von den Rebellen mißhandelt worden wäre. Ich fürchte, wir können ihren Gegnern kein ebenso rühmliches Zeugnis erteilen."

Diese Schilderung der Kriegsführung bei den irischen Insurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mitteilen will. Zunächst bemerke ich, daß Bücher bei einem Volksaufstand sehr brauchbar sein können, nämlich als Pferdesättel, woran unsere revolutionären Thatmänner gewiß noch nicht dachten, denn sie würden sonst auf alles Bücherschreiben nicht so ungehalten sein. Und dann bemerke ich, daß Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den kürzern ziehen und dieser seine Herrschaft über Irland nicht so leicht einbüßen wird. Ist etwa der Irländer minder tapfer als der Engländer? Nein, vielleicht hat er sogar noch mehr persönlichen Mut. Aber bei jenem ist das Ge=

fühl des Individualismus so vorherrschend, daß er, der einzeln so tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverlässig ist in jeder Association, wo er seinem Nebenmann vertrauen und sich einem Gesamtwillen unterordnen soll. Solcher Geist des Individualismus ist vielleicht ein Charakterzug jenes celtischen Stammes, der den Kern des irischen Volks bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieselbe Erscheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet[1] in seiner französischen Geschichte überall darauf hingewiesen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen so bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten sich aus durch ein fast abenteuerliches Ringen des individuellen Geistes mit einer konstituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Persönlichkeit. Der germanische Stamm ist disziplinierbarer und ficht und denkt besser in Reih und Glied, aber er ist auch empfänglicher für Dienstbarkeit als der celtische Stamm. Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen und des celtischen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganze bilden.

[1] Vgl. Bd. VI, S. 397 ff.

Hamburg.

Paris, 20. Mai.[1]

In diesem Augenblick freilich sind die meisten Völker noch darauf hingewiesen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Zentralisation ihrer Kräfte zu gelangen und somit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erstarken. Aber das Nationalgefühl ist nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöschen, sobald dieser erreicht ist, und es hat keine so große Zukunft wie jenes Bewußtsein des Weltbürgertums, das von den edelsten Geistern des 18. Jahrhunderts proklamiert worden und früh oder spät, aber auf immer, auf ewig zur Herrschaft gelangen muß. Wie tief dieser Kosmopolitismus in den Herzen der Franzosen wurzelt, das beurkundete sich recht sichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes[2]. Die Partei der Menschheit hat da einen großen Triumph gefeiert. Es übersteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklassen erfaßte, als sie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutsche Stadt betroffen, deren geographische Lage vielleicht den wenigsten bekannt war. Ja, bei solchen Anlässen zeigt es sich, daß die Völker dieser Erde inniger verbunden sind, als man da und dort ahnen oder wünschen mag, und daß bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzosen, die gleichzeitig im eignen Hause ein schmerzliches Schrecknis erlebten[3], die rührendste Sympathie hervorgerufen, so mußte die Teilnahme in noch stärkerem Grade stattfinden bei den hier

[1] 1842.

[2] Der große Brand fand vom 5. bis 8. Mai 1842 statt.

[3] Am 8. Mai 1842 fand zwischen Paris und Versailles ein schweres Eisenbahnunglück statt, bei dem viele Menschen umkamen.

wohnenden Deutschen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg besitzen. Unter den Landsleuten, die sich bei dieser Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muß Herr James von Rothschild ganz besonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieses Hauses immer hervortritt, wo ein Werk der Menschenliebe zu verrichten ist.

Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir so wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend so innig verwachsen, sie sind ein rauchender Schutthaufen! Am meisten beklage ich den Verlust jenes Petriturmes — er war über die Kleinlichkeit seiner Umgebung so erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut sein mit neuen gradlinigen Häusern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg sein, mein altes, schiefwinklichtes, schlabbriges Hamburg! Der Breitengiebel, wo mein Schuster wohnte, und wo ich Austern aß, bei Unbescheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korrespondent“ meldet zwar, daß der Dreckwall sich bald wie ein Phönix aus der Asche erheben werde — aber ach! es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr sein! Und das Rathaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiserbildern, die, aus Hamburger Rauchfleisch gemeißelt, die Fassade zierten[1]! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majestätisches Ansehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an diesen alten Perücken ein weniges zu zupfen. Im Gegenteil, ich möchte bei dieser Gelegenheit vielmehr bezeugen, daß die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für gesellschaftlichen Fortschritt. Das Volk stand hier immer tiefer als seine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendsten Bildung und Vernünftigkeit. Aber es steht zu hoffen, daß der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bißchen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgische Bevölkerung jetzt einsieht, daß der Zeitgeist, der ihr im Unglück seine Wohlthat angedeihen ließ, späterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämersinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichstellung der verschiedenen Konfessionen wird gewiß jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beste von der Zukunft erwarten; der Himmel schickt nicht umsonst die großen Prüfungen.

[1] Vgl. Bd. IV, S. 99.

Vorwort.[1]

Herr A. Weill[2], der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein selbständig eignes Urteil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Litteratur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und

---

[1] „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben. Novellen von A. Weill in Paris. Mit einem Vorwort von Heinrich Heine. Zweite vermehrte Auflage." (Stuttgart 1847, 2 Bde.) Die erste Auflage, ohne Heines Vorwort, war 1843 erschienen.

[2] Alexander Weill, geboren im Elsaß 1813, betriebsamer Journalist und Schriftsteller von mäßiger Begabung. Nach dem französischen Kriege entwickelte er sich zu einem wütenden Deutschenfresser. Die mancherlei Gefälligkeiten, die Heine ihm erwiesen hatte, erwiderte er 1883 durch das übelwollende und unzuverlässige Buch „Souvenirs intimes de Henri Heine".

Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüt und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt und seinen litterarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist sozusagen ein passioniertes Daguerrotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg[1] und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart aufs löblich Tollste Partei ergreift[2]. Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee ...

Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — sie werden davon fortgeschleift durch alle fürchterliche Konsequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden sie zuletzt anlangen? Unter Donischen Kosaken, wie auf dem Vernetschen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter ....

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage

---

[1] „La guerre des paysans" (Paris 1847).

[2] In seinen Flugschriften „Feu et flamme" (1845) und „Feu contre feu. Réponse à un ultramontain" (1845).

ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich ... Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demut, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen ... Ich darf nicht aussagen, was ich geschaut ... Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten[1]. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüten und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten ... ich brauche wohl nicht zu sagen wem zu Gefallen!

In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpalästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Toter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen.

Geschrieben zu Paris am Charfreitage 1847.

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 221 ff.

Die Februarrevolution.

Paris, den 3. März 1848.

Ich habe Ihnen über die Ereignisse der drei großen Februartage[1] noch nicht schreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise. Letztere, das unaufhörliche Lied, sprengte mir fast das Gehirn, und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüte entstand, einigermaßen zu dämpfen, summte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. „Heil dir im Siegerkranz" oder „Üb du nur Treu' und Redlichkeit" — vergebens! der welsche Teufelsgesang überdröhnte in mir alle bessern Laute. Ich fürchte, die dämonischen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen, und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muß das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt sich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel: „Die Julirevolution"? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluß ist neu und ward mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten

[1] Die Revolution brach am 24. Februar aus. Am 22. war eins der oppositionellen Festessen, die der Regierung ein Greuel waren, unterdrückt worden; am 23. lenkte die Regierung ein, durch Absetzung Guizots und durch das Versprechen einer Wahlreform; als aber an demselben Abende unvorsichtigerweise auf einen Volkshaufen geschossen wurde, der sich vor dem Ministerialgebäude ansammelte, da kam es schnell zum Ausbruch der Revolution.

Platz, um der Vorstellung beizuwohnen, ich hatte gleichsam einen Sperrsitz, da die Straße, wo ich mich befand, von beiden Seiten durch Barrikaden gesperrt wurde. Nur mit knapper Not konnte man mich wieder nach meiner Behausung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzosen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verschanzungen, zu deren Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, sie werden hier in einigen Minuten improvisiert, sie springen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man sollte glauben, die Erdgeister hätten dabei unsichtbar die Hand im Spiel. Die Franzosen sind das Volk der Geschwindigkeit. Die Heldenthaten, die sie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls mit Erstaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen lassen. Auch andere Leute haben Mut: der Mensch ist seiner Natur nach eine tapfere Bestie. Die Todesverachtung, womit die französischen Ouvriers gefochten haben, sollte uns eigentlich nur deshalb in Verwunderung setzen, weil sie keineswegs aus einem religiösen Bewußtsein entspringt und keinen Halt findet in dem schönen Glauben an ein Jenseits, wo man den Lohn dafür bekömmt, daß man hier auf Erden fürs Vaterland gestorben ist. Ebenso groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen ebenso uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig und dadurch verschieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entsteht als durch die Befriedigung diebischer Gelüste, die uns am Ende doch nicht weit fördern — ehrlich währt am längsten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erstaunt, daß die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch nie an fremdem Eigentum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkasten und machten große Augen, als nirgends gestohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war manchen sogar nicht ganz recht, und es ward gewissen Leuten beinahe unheimlich zu Mute, als sie vernahmen, daß man Diebe auf der Stelle erschieße. Unter einem solchen Regimente, dachten sie, ist man am Ende doch seines Lebens nicht sicher. Zerstört ward vieles von der Volkswut, zumal im Palais-Royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man sie fand, und in jenen könig-

lichen Palästen ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel sich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unserm Hause wohnte und sich mitgeschlagen, brachte seiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte nichts davon genascht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er sich, daß die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipps, wie er sie nannte, so äußerst wohlschmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In so hohem Alter wieder zum Wanderstab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter schmecken[1]!

Paris, den 10. März 1848.

Ludwig Philipp war leutselig und gutherzig. Grausamkeit, Blutvergießen war ihm zuwider, er war ein König des Friedens, der Ölzweig war sein Szepter; er war sozusagen ein persönlicher Feind des Krieges. Er besaß Kenntnisse in allen Fächern des Wissens, und die Aufklärung, Toleranz und Philanthropie des 18. Jahrhunderts war bei ihm in Geist und Gemüt übergegangen. Er war gesund. Nicht bloß die Kuhpocken, sondern auch die Revolution waren ihm frühzeitig inokuliert worden, und er war frei von jenem geheimen Erbgroll gegen das junge Frankreich, woran seine Vettern von der älteren Linie kränkelten. Er zeugte schöne, reine Kinder, ein blühendes Geschlecht. Er saß gut zu Pferde und zeigte in Gefahren, zumal wenn sie nur sein eigenes Leben bedrohten, den kaltblütigsten Mut; bei Hoffesten und im Zwiegespräch bewunderte man seine Liebenswürdigkeit, seine Huld und Anmut. Dieser Ludwig Philipp hatte alle bürgerliche Tugenden und kein einziges adliges Laster, und er war keusch von Sitte wie ein schottischer Landpfarrer, genügsam in seinen Genüssen wie ein Beduine Arabiens, von unermüdlichem Fleiße wie ein Privatdozent in Göttingen, kurz er hatte alle möglichen guten Eigenschaften — und dennoch haben ihn die Franzosen eines frühen Morgens vom Throne hinabgeschmissen, und dennoch haben sie ihn mit Schimpf und Schande zum Lande hinaus-

---

[1] Ludwig Philipp dankte am 24. Februar ab zu gunsten seines Enkels, des minderjährigen Grafen von Paris, und seiner Schwiegertochter, der Herzogin von Orléans, als Regentin. Dann entfloh er nach England.

gejagt. Als der unglückliche Monarch das Schiff bestieg, das ihn nach dem traurigen England brachte, sprach er die merkwürdigen Worte: „mit mir wird das Königtum in Frankreich begraben, ich war der letzte König der Franzosen!“ Ja, Ludwig Philipp war für dieses Volk der einzig mögliche König, und sogar ihn haben sie, nach einem Versuch von 18 Jahren, nicht vertragen können. Die Franzosen sind der poetischen Livree des Royalismus, der scharlachgläubigen Romantik mit goldnen Tressen entwachsen, sie paßte ihnen nicht mehr am Leibe, sie platzte überall in den Nähten, und sie vertauschten dieselbe mit der republikanischen Blouse, die ihnen freilich zu weitbauschig ist, aber doch freiere Bewegung erlaubt. Sie haben jetzt die Republik, und es kommt wenig darauf an, ob sie dieselbe lieben oder nicht lieben. Sie *haben* sie jetzt, und wenn man einmal so etwas hat, so hat man es, wie man einen Leistenbruch hat, oder eine Frau, oder ein deutsches Vaterland, oder sonst ein Gebreste. Die Franzosen sind jetzt kondemniert, Republikaner zu sein, à perpétuité. Es blieb ihnen wahrhaftig keine andere Tracht übrig; sie konnten doch nicht ganz nackt gehen, und der Anstand erforderte schleunigste Bekleidung. Ein jeder sehe nun, wie er's treibe. Aufrichtig gestanden, wir haben uns hier schon leidlich in unser Schicksal gefunden, es ist uns zu Mute, als wären wir all unser Lebtag lauter Brutusse gewesen, und die jüngste Vergangenheit liegt hinter uns wie ein altes Ammenmärchen: — „es war einmal ein König“. Werden die Machthaber jenseits des Rheines sich über das ungeheure Faktum ebenso gleichmütig beruhigen? Warum nicht? Herr de Lamartine[1] hat in seinem Zirkular an die Vollmachtsträger im Auslande mit so schönen Worten die große Wahrheit ausgesprochen, daß Republik und Königtum zwei Regierungsformen sind, die getrost als gute Nachbaren nebeneinander bestehen können und keinen Todeskampf zu kämpfen haben wie ehemals.

Welch ein Prachtstück ist jenes Zirkular oder vielmehr jenes Manifest des Herrn de Lamartine! Welch ein heiliger und versöhnender Ernst weht in seinen Worten, die Wunden der Gegenwart kühlend und das Grauen vor der Zukunft fortbannend! Dieser Mann ist ein wahrhafter Prophet, er hat die Sprache und

---

[1] *Alphonse de Lamartine* (1790—1869), der bekannte Dichter und Staatsmann, ward nach der Februarrevolution Mitglied der provisorischen Regierung und Minister des Auswärtigen.

den Blick. Mit Erstaunen, mit Schwindeln sehen wir hinauf an die hohe Gestalt, die seit einem Jahre vor unseren Augen zu einer solchen Größe emporwuchs. Das war anfangs nur ein Dichter, zwar ersten Ranges, doch uns andere nicht sonderlich überragend. Ich wußte ihn wohl zu schätzen wegen seiner Vollendung in der Form und wegen der harmonischen Einheit seiner Gefühle und Gedanken (zwei Eigenschaften, die seinem Nebenbuhler Victor Hugo gänzlich fehlen und doch notwendig sind, um unsterblich zu werden) — aber fatal war mir in den Dichtungen Lamartines jener Spiritualismus, jene sogenannte platonische Liebe, die schon in den Kanzonen und Sonetten seines Ahnherrn Petrarcha mich unleidlich anwiderte, und die ich all mein Lebtag in Reim und Prosa befehdete. Erst als ich die politischen Reden Lamartines vernahm, jauchzte ihm meine wahlverwandte Gesinnung entgegen; hier gefiel mir seine bessere Ähnlichkeit mit Messer Francesco, der nicht bloß der Anbeter Lauras, sondern auch der Freund Rienzis war und für die ewige Sonne der Freiheit ebenso schwärmerisch glühte wie für die Augen, die sterblichen Sterne, der schönen Provençalin. Aber wie soll ich die Begeisterung schildern, die sich meiner bemächtigte, als „Die Girondisten" von de Lamartine erschienen, dieses Werk, dessen Popularität ans Fabelhafte streift[1]; seit Thiers' Geschichte der Revolution[2] und Eugen Sues Pariser Mysterien[3] hat kein Buch hierzulande so großes Aufsehen erregt. Dieses Buch, das die edlen Martyrer der Gironde feiert, ist gleichsam ihr prachtvoller Sarkophag, und derselbe ist, in antiker Weise, mit Basreliefs verziert, welche Bacchanalien vorstellen: wir sehen hier nämlich die abenteuerlichen Bacchantenzüge der französischen Revolution, thyrsusschwingende Korybanten der Freiheit und Gleichheit, terroristische Zimbalschläger und moderantistische Doppelflötenspieler, bocksfüßige Satyrgestalten bougrement patriotiques[4], Mänaden der Guillotine mit flatterndem Haar, von dem göttlichen Wahnsinn berauschte Scharen, in den unerhörtesten und unglaublichsten Posituren dahintaumelnd, und bei deren Anblick uns ebenfalls eine grauen=

[1] Erschien zu Paris in 8 Bänden 1847.

[2] Thiers, Histoire de la Révolution française (1823—26, 6 Bde.; 15. Aufl. 1881).

[3] Der sozialistische Roman von Eugène Sue: „Mystères de Paris", erschien 1843; er erregte gewaltiges Aufsehen.

[4] Ganz verhenkert patriotisch.

hafte, zerstörungssüchtige Trunkenheit ergreift — Evoe Danton! Evoe Robespierre! Ja, einen bacchantischen Beifall gewann dieses Buch von Herrn de Lamartine. Es schien wahrhaftig, daß es dem Verfasser unmöglich sein würde, seinen Ruhm zu überbieten. Und es ist ihm dennoch gelungen, seit er nicht bloß Geschichtschreiber der Republik, sondern auch einer ihrer gefeiertesten Helden geworden, ihr jetziger Gonfalonière mit dem dreifarbigen Banner, das er treu beschützte, als man ihm jene rote Blutfahne aufdringen wollte, vor welcher uns der Himmel noch lange bewahre.

---

[1]Paris, den 14. März.

Der ehrenwerte Landsmann, dem ich gewöhnlich meine Briefe diktiere, und der mich auch deswegen seinen Diktator nennt, läßt mich seit einigen Tagen in Stich, und ich muß undeutscher als je die Vermittlung einer französischen Feder benutzen. Halten Sie es nun der Mühe wert, meine heutigen Mitteilungen in die heimische Mundart zu übertragen, so unterdrücken Sie gefälligst alle jene Schnörkeleien und Verbrämungen, welche noch an die aristokratische Rokokozeit des deutschen Schrifttums erinnern. Die Herrschaft der Schönschreiberei hat ein Ende wie so manche andre; auch die deutsche Schreibkunst wird emanzipiert, sie wird jedenfalls keine Kunst mehr sein. Der Frondienst des Periodenbaus muß abgeschafft und die Zuchtrute der Grammatik, womit Schultyrannen uns schon frühzeitig peinigen, muß gebrochen werden. In einer Republik braucht kein Bürger besser zu schreiben wie der andre. Nicht bloß die Freiheit der Presse, sondern auch die Gleichheit des Stils muß dekretiert werden von einer wahrhaft demokratischen Regierung. Hatte unser vortrefflicher Hyppolit Carnot[2] etwas derart im Sinne, als er sein famoses Zirkular an die Schulrektoren erließ?

Doch Scherz beiseite. Carnot ist ein zu teurer Name und ein zu edles, von der Freiheit begeistertes Gemüt, als daß wir ihm nicht einige exagerierte Ausdrücke verzeihen sollten, die bei den zahmen Gründlingen des Marais[3] Mißfallen erregt, aber von

---

[1] Dieser Artikel ist Bruchstück. Das französische, für die Übersetzung bestimmte Diktat ist verloren gegangen.

[2] Vgl. Bd. VI, S. 410.

[3] Des Sumpfes, Name der gemäßigten Partei im Konvent von 1793; der Bergpartei entgegengesetzt.

einer gewissen uneigennützigen Berg-Höhe betrachtet, dennoch nicht unzeitgemäß sein mögen. Der Gedanke jenes angefochtenen Rundschreibens ist von tiefster Wahrheit: Die Revolution bedarf neuer Männer, und man muß diese aus den untersten Schichten des gesellschaftlichen Bodens hervorgraben. Die alten Besen, die den alten Unrat fortkehrten, sind abgestumpft, wo nicht gar ebenfalls zu Kehricht geworden, und sie müssen ebenfalls fortgefegt werden. Neue Zeiten, neue Besen! —

Unser Fasching war sehr traurig.

Paris, den 22. März.

Ja, das ist unglaublich! Das übersteigt die hitzigsten Phantasiegeburten eines arabischen Improvisators, alle Fabelspiele müßiger Gehirne, alle Märchen von „Tausendundeiner Nacht"! Scheherezade wagte in ihren Erzählungen manche allzu kecke Abenteuerlichkeit, manche allzu wunderliche Sprünge, und der schlaftrunkene Sultan ließ sich die grellsten Verletzungen der Wahrscheinlichkeit ganz ruhig gefallen; — hätte jedoch die erfindungsreiche Dame sich unterstanden, die Vorgänge der letzten drei Wochen, unsere jüngsten Tagesbegebenheiten, ganz treu zu erzählen, so wäre der Sultan Schariar gewiß vor Ungeduld aus dem Bette gesprungen, und er würde ausgerufen haben: „die Geschichte von den verwünschten Fischen, die in der Bratpfanne wie Menschen reden, war schon keineswegs glaubwürdig und sündigte bereits gegen alle herkömmlichen Vernunftbegriffe, aber nimmermehr lasse ich mir etwas aufbinden, das so unerhört ist wie das Februarmärchen von Paris oder gar die unmöglichen, von übelgesinnten Tollhäuslern ausgeheckten Zauber-Revolutionen, die an den stillen Ufern der Donau und der Spree stattgefunden haben sollen! Dummes Weib! Dumme Geschichten!" In der That, die Wahrheit hat sich des Gewandes der Wahrscheinlichkeit ganz entledigt. Credo quia absurdum est, wird jetzt ein richtiger Wahlspruch. — Aber nicht bloß die Welt ist aus ihren Angeln gerissen, auch der Verstand der einzelnen Individuen. Die Hirnkasten bersten, weil auf einmal so viel Neuigkeiten, vielleicht auch neue Gedanken hineindrängen. — So plötzlich ist das alles gekommen! Doch wie ist das gekommen? Werden die Angelegenheiten dieser Welt wirklich gelenkt von einem vernünftigen Gedanken, von der denkenden Vernunft? Oder regiert sie nur ein lachender Gamin, der

Gott-Zufall? Es läßt sich wohl hübsch durchführen, daß der Sieg der Republik eine logische Notwendigkeit war, daß sie unabweisbar siegen mußte wie ein konsequenter Vernunft-Schluß. Aber es läßt sich noch viel leichter darthun, daß der Termin ihres Sieges von dem Zufall sehr abgekürzt ward, und daß sie vielleicht noch ein Jahrhundertlein sich mit Wartegeld begnügt haben müßte, wenn einige Blousenmänner nicht den Nationalgardisten den Vorsprung abgewonnen hätten um einige Minuten, als in der Deputiertenkammer die bekannte Entwicklungsszene stattfand[1]. Behauptete man einst mit Recht, daß in der Juliusrevolution Ludwig Philipp die Herrschaft eskamotiert habe, so kann man dieses mit gleichem Fug von der Republik behaupten. Doch warum sollten ehrliche Leute nicht auch einmal ihr prestidigitatorisches Talent erproben — um so mehr, da sie zum Benefiz der Notleidenden ihre Kunststücke verrichteten. Die Wahl der provisorischen Regierung war jedenfalls ein Werk des Zufalls. Für Frankreichs Heil ist aber diese Wahl sehr gut ausgefallen. Das Volk, das große Waisenkind, hat dieses Mal sehr gute Nummern aus dem Glückstopfe gezogen. Lauter Treffer! Welch ein schöner Verein von wackern und begabten Männern, alle durchglüht von weltbürgerlicher Menschenliebe! Tapfere Paladine des Friedens, wahre Ritter der Humanität, eine Tafelrunde, als deren lorbeergekröntes Haupt Herr de Lamartine zu betrachten ist. Gibt es schönere Heldennamen als die eines Arago[2], Carnot[3], Cremieux[4], Louis Blanc[5], Marast[6], Dupont de l'Eure[7] u. s. w.! Aber dennoch —

---

[1] Die Deputiertenkammer wollte bereits die Regentschaft der Herzogin von Orléans, die persönlich in der Kammer erschienen war, bestätigen, als das Volk eindrang und diesen Entschluß hinderte.

[2] Etienne Arago (geb. 1802), Dichter und Staatsmann; übernahm die Verwaltung der Posten.

[3] Carnot übernahm das Ministerium des Unterrichts.

[4] Vgl. Bd. VI, S. 174; ward Justizminister.

[5] Vgl. Bd. VI, S. 227 ff.; er widmete seine Thätigkeit besonders den Interessen des Arbeiterstandes.

[6] Heine irrt im Namen. Er meint P. Th. A. A. Marie de Saint Georges (1797—1870), Anwalt und Politiker, der das Ministerium der öffentlichen Arbeiten übernahm.

[7] Jacques Charles Dupont de l'Eure (1767—1855), langjähriger Deputierter, nach der Julirevolution 6 Monate lang Justizminister, ward 1848 Präsident der Kammer, dann der provisorischen Regierung und Mitglied der Constituante.

und diese Bemerkung drang sich mir auf im ersten Augenblicke — sind diese Namen etwas seltsam zusammengewürfelt, es fehlt ihnen eine innere Wahlverwandtschaft[1], und dieser Mangel an Homogenität war für mich das sicherste Merkmal, daß die provisorische Regierung der Republik nicht die Kreatur einer besonderen Faktion war, die für den Siegesfall ihre Auserwählten in Bereitschaft gehalten hätte, wie dergleichen zu geschehen pflegt. Nein, jene Männer hat wahrhaftig das Bedürfnis und die Erleuchtung des Augenblicks aufs Schild gehoben. Wer aber war das Organ einer solchen Kundgabe des Gesamtwillens und der tausendköpfigen Volksintelligenz? Das war ein junger Mann, Namens Hetzel, seines Zeichens ein Buchhändler, aber ein Enthusiast für die Freiheit, schlank, blondbärtig und geistreich. Dieser befand sich unter dem in die Deputiertenkammer eindringenden Volke, und inspiriert, er wußte selbst nicht wie, schrieb er hastig auf einen Zettel die Namen, die ihm im Kopfe oder im Herzen laut wurden — und das war die Liste der Mitglieder der provisorischen Regierung, die auf der Spitze eines Bajonetts dem Redner auf der Tribüne, Herren Cremieux, hingereicht und von diesem unter stürmischem Beifallruf vorgelesen wurde. Ganz Paris stimmte später mit ein in diese Akklamation, und wie großartig seitdem durch Deputationen von Hunderttausenden freier Bürger das Ansehen der provisorischen Regierung sanktioniert worden, davon haben die jüngsten Zeitungsblätter hinlänglich Kunde gegeben.

[1] Lamartine, Dupont, Arago, Crémieux, Garnier-Pagès und Marie waren gemäßigte Republikaner, Louis Blanc, Albert und Ledru-Rollin Sozialisten.

Denkschrift.[1]

Der alte Baron Cotta mit seiner edlen Treue und glücklichen Beharrlichkeit war würdig, der Freund Schillers und Goethes zu sein, und er teilte mit diesen beiden ihren Kosmopolitismus, der ihn wahrlich nicht hinderte, zugleich ein großer Patriot zu sein, indem er es nicht bei einer müßigen Anerkennung der Verdienste der Nachbarvölker bewenden ließ, sondern auch für die Interessen der eigenen Landsleute rastlos thätig war. Durch seine kolossalen Geldmittel, durch seine Bekanntschaft mit den besten deutschen Schriftstellern, hauptsächlich durch diplomatische Verhältnisse, die ihn mit den bedeutendsten Staatsmännern in allen Weltgegenden in Verbindung setzten, ward es ihm möglich, die „Allgemeine Zeitung" zum höchsten Flor zu bringen. Auch war sie sein Stolz und seine Freude, der Gelderwerb ward Nebensache. Die „Allgemeine Zeitung" war er selbst, und wer den alten Cotta liebte, mußte am Ende auch das Blatt lieben, das eine Inkarnation des alten Herrn war, und in welchem er nach seinem leiblichen Hinscheiden geistig forlebte.

Diesem Zauber gehorchte auch das Gemüt des Schreibers dieser Blätter, der seine Freundschaft für den alten Baron auch auf sein Lieblingswerk übertrug, und dieses Gefühl trug viel dazu bei, daß ich so lange Zeit bei der „Allgemeinen Zeitung" aushielt. Durch diese blieb ich zugleich in Verbindung mit dem Vaterland selbst und mit den lieben Freunden und Gesinnungsgenossen, die ebenfalls an der „Allgemeinen Zeitung" arbeiteten, und wovon

---

[1] Geschrieben im Herbst 1854, veranlaßt durch die unrechtmäßige Übersetzung von Heines „Aveux d'un poète" und einen Schmähartikel in der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. Sept. 1854. Vgl. Bd. VI, S. 5. Über frühere Reibungen mit der „Allgemeinen Zeitung" vgl. Bd. VI, S. 378 f. und S. 524 f.

mehrere sogar in Augsburg lebten — in der That, im Exil gewährt selbst eine solche gedruckte Korrespondenz ein wehmütiges Labsal, und es war mir, als korrespondierte ich nach Hause, an die Familie. Die Freunde sind seitdem dahingestorben, und das Journal nahm allmählich eine Farbe an, die mir nicht gefällt, obgleich der jetzige Baron Cotta, Eigentümer des Journals, den Traditionen seines Vaters eben nicht untreu geworden zu sein scheint. Ich weiß nicht, welche Einflüsse seiner besseren Einsicht entgegenwirken. Bei seiner Oberlenkung des Journals verfügt er nicht bloß über große pekuniäre, sondern auch über große intellektuelle Mittel, obgleich er sie aus Bescheidenheit nicht zur Schau stellt. In dem jüngsten Briefe, womit er mich beehrte, fand ich die rührenden Worte: „Ich erbte nicht den Geist meines Vaters, aber ich glaube, sein Herz habe ich geerbt.“ Um solches zu sagen, muß man wirklich Geist besitzen.

Ein sonderbares Ereignis drängte mich heute, bei Besprechung der „Allgemeinen Zeitung“ auch zu erwähnen, wie sehr ich den edlen Charakter des Herrn von Cotta hochschätze, der mir bis zur jüngsten Zeit bewiesen hat, daß er auch einiges von der Sympathie geerbt hat, womit mich sein seliger Vater beehrte. Öffentliche Blätter verbreiteten nämlich die Nachricht, als sei ich sowohl ob einer persönlichen Verunglimpfung als auch ob Verletzung meiner Geldinteressen im Begriff, die „Allgemeine Zeitung“ mit einer gerichtlichen Klage zu behelligen. Es ist, wie sich von selbst versteht, kein wahres Wort daran. Dieses falsche Gerücht verdankt aber seine Entstehung einem Ereignisse, welches leider nicht erfunden ist. Nämlich in derselben Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, woran ich seit 25 Jahren Mitarbeiter war, und die mich mit so liebreichem Eifer gegen Lüge und Schmähsucht verteidigt, ja in dieser „Allgemeinen Zeitung“ ward eine Büberei gegen mich verübt, die unerhört in den Annalen der Schriftwelt: unter dem Vorwand, einen Artikel von mir in der „Revue des Deux Mondes“ so schnell als möglich dem deutschen Vaterlande mitzuteilen, ward dieser Artikel „Les aveux d'un poète“, der zu gleicher Zeit bei meinem Buchhändler Campe in Hamburg deutsch erschien, dennoch aus der französischen Version in das miserabelste und zugleich perfideste Deutsch übersetzt und mit den rohesten und gemeinsten Zuthaten begleitet.

Da diese Schmähungen nur bekannte Themata enthielten, welche die sogenannte nationale Partei oder vielmehr die mau-

vaise queue der alten Teutomanen und Gallophoben bereits seit Jahren in allen Tonarten gegen mich gegeifert, so berührten sie mich sehr wenig. Ich kenne sie bis jetzt auch nur durch Berichterstattung — und ich weiß, daß sie alles Maß überschimpften und nur Ekel hervorgebracht haben. Nur der Umstand, daß die „Allgemeine Zeitung" sich zu einer solchen Publikation hergab, setzte mich in ein betrübsames Erstaunen.

Als ich dem Fürsten Pückler-Muskau meine Widmungsepistel zur „Lutetia" sandte und einen Brief desselben beantwortete, worin er mit Entrüstung sein Befremden über „das Pasquill" der „Allgemeinen Zeitung" aussprach, gestand ich dem Fürsten, daß ich das Verfahren der Redaktion nicht begreifen könne, um so mehr, da meine Seele den Dr. Kolb auch von der entferntesten Mitwissenschaft freisprechen muß. Um mir aus der besten Quelle eine authentische Auskunft zu verschaffen, schrieb der Fürst einen Brief an den Baron Cotta nach Stuttgart, worin er den erwähnten Schmähartikel und seinen Verfasser und dessen Gemeinheit in seiner superioren witzigen Weise stigmatisiert und mit den Worten schließt: „Ich denke, Euer Hochwohlgeboren müssen, sich wie ich unwillkürlich der Fabel des kranken Löwen erinnernd, erstaunt gewesen sein, daß jener ihm den letzten Streich versetzende Esel, statt aus einem Augiasstalle, Ihnen unbewußt aus Ihrem eignen Palast entsprungen sei."

In seiner Antwort, datiert vom 28. Dezember vorigen Jahres, bekundete der Baron Cotta, daß er in der That auch das Herz seines Vaters geerbt hat, und unumwunden desavouierte er den Mißbrauch, den ein Interim-Redakteur von seiner kurzen Macht ausgeübt.

Ich habe jener Differenz mit der „Allgemeinen Zeitung" erwähnen müssen, damit man wisse, wie wenig einigen harten Äußerungen über dieselbe in der „Lutetia" eine wirkliche Animosität zu Grunde gelegen haben. Das bedauerliche Ereignis hatte mich freilich im ersten Augenblicke verstimmt, aber ich genese leicht von solcher Mißempfindung. Ich lache zuletzt über mich selbst.

Eine Stelle aus einer verschollenen englischen Komödie von Farquhar[1] schoß mir selbstverhöhnend durch den Sinn. Die Szene spielt in einem ziemlich unanständigen Etablissement, und ein alter irländischer Major beklagt sich hier, daß man ihm, der seit

---

[1] George Farquhar (1678—1707), englischer Lustspieldichter.

einem Vierteljahrhundert Stammgast und Zierde des Hauses gewesen, am Ende ein sehr zweideutiges Geschirr an den Kopf geschmissen habe! Die Wirtin sucht ihn zu beruhigen und sagt ihm, daß die Metze, die sich eines solchen Mangels an Anstand schuldig gemacht, schmählich fortgejagt werden solle und ein hoher Geist wie er nicht von einer so niedrigen Person beleidigt werden könnte. Der Major brümmelt jedoch, das sei alles sehr wahr, aber seine Perücke sei von dem unreinlichen Ereignisse acht Tage lang sehr übelriechend gewesen.

Offenes Sendschreiben an Jakob Venedey.[1]

Wahrhaftig, als Barlaam, der Sohn Boers, sah, daß sein Esel den Mund aufthat und sprach, war er gewiß nicht so bestürzt, wie ich es gewesen bin, als ich sah, wie mein guter Venedey so ganz aus der Haut gefahren, daß er plötzlich zum Dichter geworden und Verse machte! Und welche!

Entsetzlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
Das ist der Esel in seinem Wahn,

wenn er ruft: auch ich bin ein Poet, und sein versifiziertes I-a ausstößt.

Nein, Liebster, diese Poesie ist nicht auszuhalten; selbst ein minder zivilisierter Magen würde seekrank davon werden; selbst ein plattnasiger Russe würde den Geruch dieses gereimten Spülichts nicht aushalten können, und man sollte diese Gedichte an Menzikof[2] nach Sebastopol schicken — er würde sich gewiß gleich übergeben! Ihre wiederkäuende Prosa ist noch Ambrosia gegen diese vierfüßige Poesie.

Jeder Vers ein Esel! Goethe würde sich im Grab herumdrehen, wenn er diese Töne hörte. Jakob Grimm könnte der Schlag rühren, sähe er, wie Ihre Verse unsere schöne deutsche Muttersprache versäuen. Die arme deutsche Muse — mit schamroten Wangen und händeringend ruft sie: O Jakob Venedey, du hast

---

[1] Vgl. dazu die Anmerkung am Schluß des Bandes und ferner Bd. II, S. 210, und Bd. VI, S. 336 und S. 521 ff. Die ersten Notizen zu obigem Bruchstück in den Lesarten.

[2] Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow (1789—1869), russischer Staatsmann und Feldherr, leitete während des Krimkrieges vom November 1854 bis Februar 1855 die Verteidigung Sebastopols.

mir wehe gethan, ja sehr wehe gethan, denn meine reine weiße Tunika hast du besudelt mit dem Kölnischen Wasser deiner Poesie, die wahrlich nicht so wohlriechend ist wie das Wasser deines Landsmanns Maria Farina!

Ach, liebster Venedey, Sie sind ein weit größerer Sünder als ich, der ich nur in knabenhaftem Übermute die Röcke alter Weiber und, ich gestehe es, auch Ihren neuen Mantel ein bißchen anfeuchtete, während Sie meine hohe Göttin, die deutsche Muse, unsere schöne deutsche Sprache, die Seele des Vaterlandes besudelt haben. Und unsere Sprache ist das Beste, was wir Deutsche besitzen, sie ist das Vaterland selbst, und dieses haben Sie stinkig gemacht. O! was haben Sie gethan, Sie, der Sie vorgeben, ein Patriot zu sein.

Verzeihen Sie mir, ich fühle, wie mich der Patriotismus überwältigt, wie ich, alle angelernte welsche Höflichkeit abstreifend, echt deutsch sackgrob werden und ausrufen könnte: Unflätiger Knecht, die Natur hat dich dazu bestimmt, ein Abtrittsfeger zu sein und kein deutscher Dichter! Betaste mir nicht mit deinen schmierigen Daktylen die deutsche Muse und besudle nicht ihre weiße Robe, die ich ihr geschenkt!

Entschuldigen Sie diesen Ausdruck der Roheit -- auch ich bin Deutscher.

Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts.[1]

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechtum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Zivilisation, mit welcher sie in Kontakt kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St.-Pétersbourg“, die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrt sie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre[2] springen sie über zum herbsten Kommunismus, sie erklären alle Renntiere und Seehunde als Staatseigentum, sie lesen Hegel und werden Atheisten; doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland, ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten

[1] Geschrieben 1855.

[2] Joseph Marie Graf de Maistre (1754—1821), französischer staatsphilosophischer Schriftsteller, lebte lange Zeit in Petersburg. Seine „Soirées de St.-Pétersbourg“, erschienen in Paris 1821 (2 Bde.), enthalten schroff-absolutistische Anschauungen, die den Vorwurf der Bourreaukratie, der Henkerherrschaft, rechtfertigen.

zu ihnen gehörten[1]. Sie huldigen der Lehre, daß es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deshalb, in ihren Zusammenkünften oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig durch wollüstige Betastungen zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogtums Berg, und das Prinzip ihrer Lehre hatte eine gewisse Hegelsche Färbung[2]. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit gezeugt werden, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von der Gesamtheit der Menschen, von der Menschheit, befruchtet werden. Diese Idee einer Befruchtung durch die Gesamtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituierte ihr die Vielheit der Menschen, und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preußische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche

---

[1] Johann Wilhelm Ebel (1784—1861), eins der Häupter der Königsberger Mucker, sammelte seit 1813 eine pietistische Verbrüderung um sich, an der eine Anzahl Männer und Frauen der höchsten Adelsfamilien teilnahmen. Ein Prozeß wegen angeblicher geschlechtlicher Ausschweifungen unter dem Deckmantel religiöser Schwärmerei führte zur Amtsentsetzung Ebels 1839 und des Pastors Diestel 1842. Neuere Veröffentlichungen beweisen, daß die Berechtigung des Urteils und der Vorwürfe höchst zweifelhaft war.

[2] Die Sekte der Zioniten, von dem Elberfelder Fabrikanten Elias Eller (1690—1750) begründet, beging unter dem Deckmantel christlicher Liebe grobsinnliche Ausschweifungen. Ellers Frau war die „Zionsmutter", er selbst der „Zionsvater". Er verstand es, den Anklagen der Behörden durch Bestechung rechtzeitig zu begegnen.

und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine andere übergegangen — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zu Erkenntnis Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr skandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Renntiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrschaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten, von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt.“ In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitales ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Chimäre“, die berühmte Melodie von Meyerbeer[1] — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.

---

[1] Aus „Robert dem Teufel“; Text von Scribe.

Loeve-Veimars.[1]

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Veimars für verschiedene Artikel benutzte, mußte ich bewundern, wie derselbe während solcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß derselbe, der das Deutsche ebensogut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die heranrasselnde Karosse des Baron Loeve-Veimars verursachte, als derselbe nach seiner Rückkehr aus Bagdad einen

[1] Geschrieben 1855. Loeve-Veimars hatte besonders Anteil genommen an der ersten französischen Ausgabe der Werke Heines. Vgl. auch Bd. III, S. 509. Auch Hoffmanns und Zschokkes Erzählungen hat Loeve ins Französische übertragen.

Besuch bei der Redaktion des „Journal des Débats" abstattete. Und die Karosse war stattlich armoiriert, die kostbar angeschirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabspringend mit unverschämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Bursche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Tressen, an seinem Bandelier hing ein Hirschfänger, auf dem Haupte saß ein Offizierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und stolz flatterten.

Ja, das ist wahr, dieser Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich stark nach Tabak, suchte so dumm als möglich auszusehen und behauptete, der französischen Sprache unkundig zu sein, im Gegensatz zu seinem Herren, der sich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verstünde er kein Wort Deutsch. Nebenbei gesagt, trotz seines radebrechenden Französisch und seiner gemeinen Manieren hatte ich Monsieur Gottlieb, der durchaus ein Deutscher sein wollte, im Verdacht, niemals schwäbische Originalklöße gegessen zu haben und gebürtig zu sein aus Meaux, Departement de Seine et Oise.

Ich, der ich den Lebenden selten Schmeicheleien sage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeschiedenen zu schmeicheln, die wir nur dadurch am besten würdigen, wenn wir die Wahrheit sagen. Und wahrlich, unser armer Loeve braucht diese nicht zu fürchten. Dazu kommt, daß seine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse konstatiert sind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war und schon mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen — aber wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der sonst so liebenswürdig menschlich intelligent war, einen so grämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen konnte. Der illüstre Biograph Debureaus[1] und des toten Esels schien vergessen zu haben, daß er selber seine eigne Karosse besaß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutscher behaftet war, der sehr viel Hafer fraß, daß er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, besoldete, was ihn freilich nicht verhin=

[1] Vgl. Bd. VI, S. 36.

derte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, selbst heranzuspringen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine liljenweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve=Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der demselben sein Hauptvergehen, die Baronisierung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affübliert haben[1], wenn er nur den Mut seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve=Veimars aber hatte diesen Mut, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier[2] unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte, — so war ich doch überzeugt, daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exzeß, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherrn gehörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland[3] übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichtum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sklavin übriggeblieben. In letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmut, und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche

---

[1] „herausgeputzt haben“.

[2] Pierre d'Hozier (gest. 1660), französischer Genealog.

[3] Antoine Galland (1646—1715), französischer Orientalist; übersetzte „Tausendundeine Nacht“

in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umherzog, um sich inkognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmut des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurückschickte, sondern ihn auch zu seinem Großwesir machte und mit neuen Reichtümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Scheherezade, die Hauptstadt von „Tausendundeine Nacht", diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der von 1838 bis 1848 als französischer Konsul dort residierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litière[1] oder in einem verschlossenen, reichgeschmückten Palankin[2] durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapazonierten[3] Maultieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kaftan von Goldbrokat stak, auf dem Haupte einen indischen Turban trug, der mit Perlenschnüren, Edelsteinen und Marabutfedern geschmückt, und dieser hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk forttrieb, während er in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, weisen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!" Jener Anführer des Gefolges war aber kein anderer als unser Monsieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Ägypter oder Äthiopen vorstellte, dies-

---

[1] Sänfte.

[2] Tragsessel der reichen Indier.

[3] Un cheval richement caparaçonné (dafür nicht ganz selten entstellt: carapaçonné), von caparaçon, Pferdedecke; also: „auf Maultieren, die mit kostbaren Decken versehen".

mal auch vorgab, keine einzige von allen europäischen Sprachen zu verstehen und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte als in der friedlichen Rue des Prètres zu Paris bei Gelegenheit jener Visite, worüber der alte Kamerad sich so mißlaunig in seinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch seine äußere Erscheinung imponierte Loeve=Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amts=würde gern durch eine große Korpulenz und sogar Obesität[1] re=präsentiert sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französi=schen Konsul, der von sehr schmächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adliger Art und Weise. Auch in seinem Äußern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen und Wangen, deren rosige Blüte mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle mögliche Öle, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzu=friedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kin=des, das seine Spielsachen mustert — aber war das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve=Veimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war vielmehr demokratisch, aber seine Gefühls=weise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme. . . . . .
. . . .

---

[1] Fettleibigkeit, Schwammigkeit.

Gedanken und Einfälle.[1]

I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigentum und Abscheu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. Solange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

[1] Aus Heines Nachlaß herausgegeben.

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten[1], oder Napoleons, der doch nicht nötig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist[2].

*

Wenn Montalembert[3] Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe[4]!

*

Ich ließ mich nicht naturalisieren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde[5], wie man für seine Mätresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

---

[1] Ein Teil der Sachsen ging am 18. Oktober während der Schlacht zu den Verbündeten über. Der schwankende König wurde von letzteren gefangen genommen.

[2] Daß Heine nur aus äußeren Gründen zum Christentum übergetreten, hat er öfter bekannt. Im Dezember 1825 schrieb er, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde er sich nicht haben taufen lassen. In den dreißiger und vierziger Jahren sah er dagegen in dem Protestantismus die Quelle alles Fortschrittes.

[3] Charles Forbes de Tryon, Graf von Montalembert (1810 bis 1870), klerikaler Publizist, Förderer der Jesuiten.

[4] Worte Heinrichs IV. bei seinem Übertritt zur katholischen Kirche.

[5] Vgl. dagegen Bd. VI, S. 388—390.

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen voneinander getrennt. Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist ebenso absurd[1] wie der rohe Anthropomorphismus; denn die geistigen Attribute bedeuten nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karikaturen malt, ist ein Bild des Pantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Notwendigkeit des Deismus. — ER und Ludwig Philipp, beide sind notwendig — ER ist der Ludwig Philipp des Himmels.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Altertume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurückgegeben — er ist wie das Korn und sproßt wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesät, ein geistiger entsproßt), — er behält die Schauer der Verwesung.

*

---

[1] Vgl. dagegen Bd. I, S. 486 oben.

Gott hat nichts manifestiert, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Sürprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wiederzugeben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidentum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Succeß des Christentums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Mut nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben und disziplinierte sie durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschten die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrtum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christentums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidentum um so eher sich auf das Feld der Philoso-

phen hinauswagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian) auf dem Throne saß[1] — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidentums (der Inder, Perser) vom Judentum: sie haben alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Notwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judentum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge, und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Exarchat Gottes.

Christentum — Demokratie: Ein Gott, der alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christentum tritt auf zur Tröstung: Die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freude hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christentume kommt der Mensch zum Selbstbewußtsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt, selbst die Tiere.

*

---

[1] Marcus Aurelius (161—180), der philosophische Fürst, Julianus (361—363), erbitterter Gegner des Christentums und für die alte römische Nationalreligion begeistert. Die dazwischen liegenden Kaiser waren größtenteils ganz unphilosophische Köpfe.

Das Christentum wußte die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbeigewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Dies Mausoleum des Katholizismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (Ironisch droben die Uhr) — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es tot und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmütiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christentums.

*

Verehrung für Rom.

Wie mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging manchem wie Bileam, dem Sohne Boers, der Israel zu fluchen auszog, und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seïden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nötig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die einzigen, die bei der Christlichwerdung Europas sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christentum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprinzip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) nichts anders als altorientalische Juden[1].

*

Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholizismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Rühs[2]).

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

[1] Vgl. Bd. VI, S. 60 ff.

[2] Chr. Fr. Rühs, Professor in Berlin; vgl. Bd. III, S. 169.

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), daß die Revolutionäre erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, rot, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Tiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die tierisch wild rasten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach". Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judentums.

Eine Phryne, welche am Dammthor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat und endlich gegen uns". Kassandra der Drehbahn[1], wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — Dies vermochte kein Herkules, und er mußte sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Muttergottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater, aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen.

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 481.

A. Ach, das thät' ich auch, wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porzellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Wert bezahlt — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte[1]! Vergebens war der Exorzismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantins[2] that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfaßt ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidentum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Christentum ist auf denselben Punkt gelangt, Strauß[3] ist der Porphyrius[4] unserer Zeit.

*

[1] Vgl. Bd. IV, S. 197.

[2] Vgl. Bd. VI, S. 410.

[3] Das „Leben Jesu" v. D. Fr. Strauß (1808—74) ersch. 1835 (2 Bde.).

[4] Porphyrios (233—304) aus Batanea in Syrien, neuplatonischer Philosoph, schrieb 15 Bücher gegen die Christen.

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christentum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Thatsachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die christliche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser als ein Sehender — Es ist aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie[1], die Inkarnationslehre in der Logik[2], die Sündflut in der Geologie[3] u. s. w.

*

[1] Die drei großen Götter Brahma, Wischnu und Siwa wurden zur Einheit des Trimurti zusammengefaßt.

[2] Indem die Hegel- und Schellingsche Schule die Realisation der Idee für gleichbedeutend mit der Menschwerdung Gottes erklärte.

[3] Die Sündflutsagen sind allgemein auf der Erde verbreitet, bei Indogermanen, Semiten, Chinesen, Indianern rc. Es liegt ihnen die geologische Thatsache zu Grunde, daß auf hohen Bergen der verschiedenen Erdteile fossile Muscheln und Tierknochen gefunden worden sind. Dies erklärt man aber dadurch, daß große Landstrecken, die jetzt durch vulkanische Einflüsse zu Bergen erhoben sind, einst tief lagen und vom Meere überflutet wurden.

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt gibt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken[1] sieht dem lieben Gott auf die Finger, und dieser will nicht mit Bosko[2] rivalisieren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehovah zürnt uns, aber er schickt einen Retter". Bei den Mahomedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinst.

*

Heilige wie der Stylit[3] sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Gibt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christentums beginnt

---

[1] Lorenz Oken (1779—1851), bedeutender Naturphilosoph.

[2] Bartolommeo Bosco (1793—1863), der berühmte Taschenspieler.

[3] Styliten hießen christliche Einsiedler des Morgenlandes, die zur Bußübung auf hohen Säulen hausten; am bekanntesten, der Stylit schlechthin, ist Simeon (390 –460), der 30 Jahre auf einer solchen Säule zugebracht haben soll.

die Dämmerung, wehmütiges Abendrot der Neoplatoniker[1], das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachtwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Totschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Litteratur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurteil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Mute, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Altertum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet[2] ꝛc. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin, glaube ich, nur Folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter.

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 422.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 185; Heine hat wohl Bossuets „Discours sur l'histoire universelle jusqu'à l'empire de Charlemagne“ (1681) im Auge.

Shakespeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwicklungen, da das Menschliche immer dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christentums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakespeares große Zeh' enthält mehr Poesie als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinn als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitre Blütenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfaßt, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christentum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gotische ist nichts als kranke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St.-Sernin) doppelt sah, sah ich das Zentrum gebrochen in der Mitte und begriff die Entstehung des gotischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebekunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küßt Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form alles, der Stoff gilt nichts. Staub[1] berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Façon bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es gibt Menschen, denen alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es gibt aber auch Menschen, denen alles aus der Seele kommt, Genien, wie Raffael, Mozart, Shakespeare, denen das Gebären aber schwerer wird wie dem sogenannten Talente. Bei jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei diesen ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert, gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es gibt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgibt.

*

---

[1] Pariser Schneider; auch Bd. V, S. 141 erwähnt.

Philarète Chasles ordnet als Litterarhistoriker die Schriftsteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität, Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik]), sondern nach dem inneren geistigen Prinzip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus' die Blumen nach dem Geruch klassifizieren — wie viel sinnreicher als Linné nach Staubfäden[1]! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Litteraten nach ihrem Geruch klassifizierte? Die, welche nach Tabak, die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser teilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie (Novalis[2]), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektrizität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist[3]). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch;

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 226, und Bd. VI, S. 35 f.
[2] Genauere Ausführung desselben Gedankens Bd. V, S. 300 f.
[3] So im „Kätchen von Heilbronn" und im „Prinzen von Homburg".

Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der Kantischen Ästhetik.

*

Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht, sich zu konsumieren. Die großmütige Flamme, die Seele Schillers loderte mit Aufopfrung — jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi[1], diese greinende, keifende Natur, diese klebrichte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmütig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war, und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Türme mit Wehmut und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf getürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Uhlandschen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpeviser"[2] sind Normannen, die Helden des Uhland sind immer Schwaben und zwar Gelbfüßler[3].

*

---

[1] Friedrich Jacobi (1743—1819), mystischer Philosoph; vgl. Bd. IV, S. 224 f.

[2] Die dänischen Volks- und Heldenlieder des Mittelalters.

[3] Alter Spottname d. Schwaben, nach d. Märchen v. d. 7 Schwaben.

Die Sonettenwut grassiert so in Deutschland, daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Clauren[1] ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Auffenberg[2] hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt[3], den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir bloß ein gutes Kompendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei diesen schwerer sein, weil diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmteren Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas[4], Ramayanas[4] und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammutsknochen, die auf dem Himalaja zurückgeblieben.

*

---

[1] Vgl. Bd. III, S. 68.

[2] Vgl. Bd. II, S. 163.

[3] Charles Victor Prévôt, Vicomte d'Arlincourt (1789—1856), französischer Schriftsteller und Politiker legitimistischer Richtung.

[4] Vgl. Bd. III, S. 139 und 228.

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zerteilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts", benutzt die „Sakontala"[1].

*

Wie überhaupt jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch jeder in einem bestimmten Buche etwas anderes als der andre. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um dasselbe wiederzugeben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von jedem übersetzt werden. Möchte dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scottscher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue[2]! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forsters Wiederübersetzung der „Sakontala".

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

---

[1] Das „Vorspiel auf dem Theater" ist der „Sakontala" des Kalidasa nachgebildet, welche 1791 durch Georg Forsters Übersetzung (nach der englischen Übersetzung von Jones) dem deutschen Publikum zuerst zugänglich gemacht wurde.

[2] Vermutlich ist die weitverbreitete Übersetzung Joseph Meyers gemeint, der in der Vorrede bemerkt: „Meine Übersetzung soll sich auszeichnen durch gewissenhafte Treue ... Sie soll ... auch alle Eigentümlichkeiten seines Urhebers in den äußeren Formen seines Gedankenbaues auf das sorgfältigste bewahren." (Walter Scotts sämtliche Werke, 1. Bändchen, S. X, Gotha 1826.).

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüten des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blütezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn gibt uns eine zittrige Gemütserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater, iß nicht, was die Mutter gekocht!“

*

Sowie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Litteratur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils[1]. Jedem sei es erlaubt, nach Will-

[1] Vgl. oben, S. 311 f.

kür, aber so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein anderer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivelliert, makadamisiert, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorübereilt.

*

Demokratische Wut gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingsschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Ungar Niembsch[1] oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold[2], welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur diesem gebührt der Ruhm, und es ist lächerlich, wenn jene sich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeß seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre Français und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit errötendem Antlitz[3].

*

---

[1] Niembsch Edler von Strehlenau, Nikolaus Lenau.

[2] Ferdinand Freiligrath aus Detmold war Kaufmann.

[3] Elise Rachel (1820—58), die berühmte Tragödin, war die Tochter eines jüdischen Hausierers.

Savigny[1] ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savignys Eleganz des Stils gleicht dem klebrichten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müllers[2] geht es wie mit Klopstock — keiner liest ihn, jeder spricht mit Respekt von ihm. Er ist unser großer Historiker, wie jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig, — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Raumer ist das räsonierende Leder, — der litterarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter[3].

*

Gervinus' Litteraturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst[4].

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wut hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller[5] bemerkt, daß man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

---

[1] Vgl. Bd. III, S. 310.

[2] Joh. v. Müller (1752—1809), der berühmte Geschichtschreiber.

[3] Vgl. Bd. II, S. 453; Bd. V, S. 16 und oben, S. 70 f.

[4] Georg Gervinus (1805—71); dessen „Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen" (1835—42, 5 Bde.; 5. Aufl. 1871—1874) vergleicht Heine mit seiner Schrift über die Romantische Schule (Bd. V, S. 205 ff.).

[5] Albrecht von Haller (1708—77), der Dichter und Gelehrte.

Hütet euch vor Hengstenberg[1] — der stellt sich nur so dumm, das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge[2] ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey[3].

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich dessen nicht, deutscher Patriot! es sind die Latrinen deines deutschen Vaterlands, die du fegst.

*

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann[4]. Der Spaß war, daß dieser Latein verstand — Venedey aber versteht's nicht; Langweiligkeit ist nicht komisch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Walhalla[5]. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß, wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäcene. Unsre Fürsten haben gewiß ebenso guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies herauszusuchen — denn diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern

---

[1] Vgl. Bd. II, S. 442.
[2] Vgl. Bd. IV, S. 156.
[3] Vgl. oben, S. 390 f.
[4] Vgl. Bd. I, S. 317 und 484; II, 171; III, 220—222, ꝛc.
[5] Vgl. Bd. II, S. 170. Luthers Büste (von Rietschel) wurde aber später, nach König Ludwigs Abdankung, in die Walhalla aufgenommen.

— Sie protegieren nur solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italienischen Fürsten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel[1] ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Mut und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist, und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahingezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow[2].

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börnes. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig

---

[1] Vgl. oben, S. 244 ff.

[2] Seit dem Ende der dreißiger Jahre waren Gutzkow und Heine miteinander zerfallen. Vgl. auch oben S. 7 f.

auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er gibt dem Publikum keine eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet[1] erzählt im dritten Teil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb errät, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachslicht in der Diebslaterne statt des Talgs — So errate ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

*

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen Jahren bin ich tot, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

*

Grabbes[2] „Gotland".

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.

*

Freiligrath[3].

Das Wesen der neueren Poesie spricht sich vor allem in ihrem parabolischen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung sind ihr hauptsächlicher Inhalt. Mit diesen Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche

---

[1] Henri Gisquet (1782—1866), französischer Politiker, 1831—1836 Polizeipräfekt von durchdringender Willenskraft, veröffentlichte 1840 seine „Mémoires" in 3 Bänden.

[2] Christian Dietrich Grabbe (1801—36); vgl. Bd. V, S. 378 u. 387 und unten den Anfang der „Memoiren".

[3] Vgl. Bd. II, S. 353 f.

Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrtume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemütes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) partizipiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur[1], die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er gibt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Ozeans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausendundeine Nacht" uns zusammen geträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhardt[2] und Nie-

[1] Denselben Vorwurf erhebt Heine gegen Platen in dem Briefe an Immermann vom 25. April 1830.

[2] Joh. Ludwig Burckhardt (1784—1817), Reisender, der seit 1809 Syrien, Ägypten und Nubien bereiste, Mekka besuchte und den Sinai bestieg, worüber er genaue Beschreibungen lieferte.

buhr[1], seine Gedichte sind ein Appendix zum Cottaschen „Ausland", und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Wert für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Teil dieses Reichtums; faktisch sind wir also spracharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Litteratur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegenteil: mehr Ideen in der Gesellschaft als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine

---

[1] Karsten Niebuhr (1733—1815); die Beschreibung seiner Reise durch Arabien ist ein klassisches Werk. Er ist der Vater des Geschichtsforschers.

Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Litteratur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und das gibt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo einer dem andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Litteratur gleicht den Restaurants des Palais Royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzien der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daß sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christentums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons[1].

*

Sollte es wahr sein, daß Frankreich zum Christentume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es läßt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand[2] will das Christentum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den

---

[1] Verwilderte Katholiken.

[2] Vgl. Bd. IV, S 62—64.

Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch Prinzip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilje und statt Mambrins Helm[1] eine rote Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon[2] sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Villemain[3] ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms: sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier[4], in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury[5] beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Toten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

---

[1] Der Helm des Sarazenenkönigs Mambrin machte der Sage nach unverwundbar. Vgl. auch Bd. III, S. 220.

[2] Aus Buffons (1707—88) Antrittsrede in der Akademie (1753).

[3] Vgl. Bd. VI, S. 423.

[4] Vgl. Bd. V, S. 254.

[5] Ange Henri Blaze de Bury, geb. 1818, französischer Schriftsteller, schrieb mehrere Bücher über die deutsche Dichtung und Goethe insbesondere; übersetzte den „Faust“.

Bei Léon Gozlan[1] tötet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier[2] ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry[3] mit Merlin[4] vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn, und er gibt Antwort, der rückwärts schauende Prophet[5].

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklektizismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muß er sich erst taufen lassen.

*

---

[1] Léon Gozlan (1803—66), französischer Schriftsteller, dessen zahlreiche Werke eine ironisch-bittere Färbung aufweisen.

[2] Michel Chevalier (1806—79), französischer Nationalökonom; längere Zeit zu den Saint-Simonisten gehörig, dann Verfechter des Freihandels.

[3] Vgl. Bd. VI, S. 380.

[4] Vgl. Bd. V, S. 57.

[5] Worte Fr. Schlegels; vgl. Bd. V, S. 268.

Rossinis „Othello" ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro[1] hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffers[2] zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Raffael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise können wir sagen: Schnitte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen ohne Kopf und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakespeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Teilung der Arbeit auch im geistigen Produzieren vorteilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakespeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate[3].

*

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 334. „Otello" erschien 1816.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 26 ff.

[3] Goethe hielt die verständige Benutzung fremder Vorbilder für angemessen und erlaubt; so läßt er Mephisto ein Lied von Shakespeare singen, den Prolog im Himmel hat er dem Buche Hiob nachgebildet, das Vorspiel auf dem Theater der Sakontala; das „Heideröschen" ist wahrscheinlich ein überarbeitetes Volkslied. Vgl. Eckermanns „Gespräche"[3] (1868) I, 133 f.; 151; II, 29; III, 253.

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor, und die Gesamtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit ebenso, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiß recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es gibt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigentum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen[1].

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H.....n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben, und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Briten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Riesenkind wie das deutsche Volk bedarf ebenfalls eines so kolossalen Spielzeugs, wie der Kölner Dom ist — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutsche Volk ein Riesenkind; jedenfalls ist es kein Kind mehr, es ist ein großer Junge, der viel' natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins — Auge faßt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit nichts helfen

---

[1] Vgl. Bd. III, S. 108 f.

wird, wenn mal der Sturmwind den Turm stürzt, worauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel spreche, nehme ich davon aus: erstens alle, die im Adreßbuch stehen, und zweitens alle, die nicht drin stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten — Diese Bankiers haben sich aufs hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit und schaden mir mehr, als sie nutzen.“

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen, — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschilds besteht aus allen, die nichts haben; sie denken alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie, die Pfiffigkeit derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran schuld. Sowie einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschilds Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen teilen will; dieser schickt ihm seinen Teil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die mageren, nach den mageren gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren sein! Wenn das Blut im Schnee rinnt . . . .

*

Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Association der Ideen, in dem Sinne wie Association in der Industrie, z. B. Verbündung philosophischer Gedanken mit staatswirtschaftlichen, würde überraschende neue Resultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisiert sich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andre sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse.

*

Place de la concorde[1].

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet, ob Korn wachsen wird?

*

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grèveplatze[1] und dem Platze Ludwigs XV.[1] waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier sehen, daß das adlige Blut nicht schöner war als das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt wie einem praktischen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

*

[1] Auf der Place de la Concorde, ehemals Place Louis XV genannt, hatte die Guillotine während der Revolution ihren Hauptplatz. Der erste Versuch mit dieser Hinrichtungsmaschine ward (auf Guillotins Antrag) auf der Place de Grève (jetzt Place de l'Hôtel de Ville) gemacht.

Vision.

Der Platz Ludwigs XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei — der Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammenzuheilen, schüttelt das Haupt: „Unmöglich!" und geht seufzend fort — Höflinge versuchen das tote Haupt festzubinden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht mehr zu helfen!

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehn; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutrot.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert jene und jagt diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn (sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk). Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand Kot auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleons notwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie dieser sein Volk durch die Wüste herumzieht, um es durch diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der Pourris[1] gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand[2], der Doyen der Putrifikation[3], der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand[4] — wir ehren, wir lieben ihn, aber er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandlende Elegie, un esprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant[5] war der Beste, und der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staëls Unwahrheit: ein ganzes Ratelier[6] unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington ce héros de cuir avec un cœur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als dieser aber dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver

---

[1] Partei der Verrotteten; ursprünglich Spottname für die Anhänger Dantons in der französischen Revolution.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 29, und Bd. V, S. 57.

[3] Statt „Putrefaktion", Fäulnis, Verwesung.

[4] Vgl. Bd. IV, S. 62 ff.

[5] Vgl. Bd. VI, S. 177.

[6] Band, Schnur.

Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseau, und man könnte sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen[1], sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Clauren[2], unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo[3] und Stein[4] — saubere Helden! Der eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eignes Herz verkaufte, der andre ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrat und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wiederzufinden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer![5]

*

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 25.

[2] Vgl. Bd. III, S. 68.

[3] Karl Andreas Graf Pozzo di Borgo (1764—1842), von Geburt Corse, Todfeind Napoleons.

[4] Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein (1757—1831), der berühmte politische Reformator; von Napoleon 1808 als Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet.

[5] Algerien, das seit 1827 mit Frankreich in Fehde lebte, gelangte Anfang Juli 1830 unter französische Herrschaft. Kurz darauf brach die Julirevolution aus.

Das Volk von Paris hat die Welt befreit und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen, suchen sie herabzudrücken, demütigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so genest man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe: sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, beschäftigt[1]. — In Deutschland ist just das Gegenteil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöten auf dieser Erde interessiert und alle menschentümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt!

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt, — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh[2] nachreist, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 182.

[2] Isaac van Amburgh, geb. 1811 im Staate Kentucky, berühmter Tierbändiger.

Wenn ein Prix Monthyon[1] für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat. Unter ihm herrschte Glück und Freiheit -- er war der Roi d'Yvetot[2] der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte[3], er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er diesem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn so gut erschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbeigeführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben und weil die große Menge unfähig ist, eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sich nicht lange halten... Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraussehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine notwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervorbricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit

[1] Tugendpreis, gestiftet von dem Philanthropen Antoine de Monthyon (1738—1820).

[2] Yvetot, kleine französische Stadt; König von Yvetot = kleiner Herr, der seinem Vergnügen lebt, Duodezfürst.

[3] Vgl. Bd. V, S. 27.

einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu viel und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden, und wenn wir manchmal zurückschmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regimentes in derselben Weise wie jene greisen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen und, um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen ...

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchsten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortsetzen mußten.

*

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben weil sie positiv und traumlos — der träumende Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsteres Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt, oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so entgegengesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt, sondern nur von Deutschen.

*

Die Deutschen werden nicht beff.r im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

*

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publikum urteilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig[1].“ Daher der Succeß vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser als die französischen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort konzentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Zivilisation im Auge haltend; hier idealen Prinzipien, dort der praktischen Notwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Zensurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprinzipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp

[1] Vgl. die Bemerkung über den Baron Eckstein, Bd. VI, S. 30.

das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmut weicht in Kriegsfällen vor der Notwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit[1] und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine[2] ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Altertümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewußtsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Persiflage verachten. (Der Marquis verstand das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem; auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab[3], und eine Reihe

[1] D. h. er wird ermordet.

[2] Adolphe, Marquis von Custine (1793—1857), französischer Schriftsteller, Enkel des Generals, schrieb ein großes Werk über Rußland, „La Russie“ (Paris 1843, 4 Bde.).

[3] Peter III., Enkel Peters d. Gr., ein geborener Deutscher (Herzog von Holstein-Gottorp), ward von Parteigängern seiner Gemahlin, der späteren Kaiserin Katharina, vermutlich ohne deren Vorwissen, am 17. Juli 1762 ermordet. Sein Sohn, Paul I., Zar von 1796 an, von seiner Mutter Katharina despotisch erzogen, war einer der launenhaftesten russischen Herrscher. Er fiel in der Nacht des 21. März 1801 durch eine Palastrevolution. Sein Sohn Konstantin hatte bereits bei Lebzeiten seines Bruders Alexander durch eine geheime Akte vom 14. Januar 1822 auf die Thronfolge Verzicht geleistet; er ward dennoch am 9. Dezember 1825 zum Kaiser ausgerufen, beharrte aber auf seiner Weigerung.

der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolas. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolas ist, sozusagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständigste Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez[1] zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Pajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese und irgend eine That oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahintersteckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt — Herodots Anfang ist ingenios[2].

*

---

[1] Der lange Kaftan der orthodoxen Juden.

[2] Als erste Ursache der Feindseligkeiten der Hellenen und Perser führt Herodot die gegenseitige Entführung schöner Weiber an: der Jo von seiten der Asiaten (Phöniker), der Europa und Medeia von seiten der Griechen, der Helena von seiten der Asiaten (Troer). In dem um Helena entbrannten trojanischen Kriege sahen die Perser den Anfang ihrer Feindschaft wider die Griechen.

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippes ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wieviel höher steht die Frau bei Moses als bei den andern Orientalen oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heiratet, ist wie der Doge, der sich mit dem Adriatischen Meere vermählt[1] — er weiß nicht, was drin, was er heiratet: Schätze, Perlen, Ungetüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

[1] Vgl. Bd. IV, S. 40.

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegenteil, er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frißt.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avocierten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig[1].

*

Es gibt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rotem Sammet — Es gibt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt, und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Krawatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Garde

---

[1] Die Männer, welche aus den von Kadmos gesäten Drachenzähnen hervorgegangen waren, töteten sich gegenseitig bis auf fünf, welche ihm bei der Gründung von Theben halfen. Er brachte der Sage nach die Buchstabenschrift nach Griechenland.

municipal, welcher den Cancan überwacht[1], findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholizismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!" rufen.

*

Es gibt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraums und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode", sagt Solon, „ist niemand glücklich zu schätzen" — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist niemand als Charakter zu preisen. Herr ** ist noch jung, und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der **kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht wegen seiner obskuren Weltstellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichtum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldnen Vlies und vom Niblungshort

[1] Vgl. Bd. VI, S. 298.

sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen hausen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöten bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervorsteigen wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei- bis viermal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verassekuriert.

*

„Gebt Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!“ — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiterzulesen, erwachte vor Langeweile, und das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man sich, man sollte jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne junge ** heiratet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauenhafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder choqiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig.“

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will und Promenaden anlegt, damit der, welcher im Innern der Stadt nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Britinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab wie auf eine Entartung ihrer Rasse, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden?

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nötig hatten, um vom Himmel auf die Erde herabzusteigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

Wie Mahomed nur ein Kameltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameltreiber, aber ein Kamel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez[1] — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der so alt war, daß er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!
Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persepolis in Brand![2]
Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Erraten.

*

Der Diamant könnte sich etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaja, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 491.

[2] Angetrieben durch die Tänzerin Thais, soll Alexander d. Gr., an der Spitze eines schwärmenden Festzuges, selbst die Brandfackel in die Prachtgebäude der persischen Hauptstadt geworfen haben (im J. 331).

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch rezensierend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe, und sie stürzt auf den Rosenstrauch, und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der tote Harfner, und entfliehen.

*

Traum Metternichs: Er sieht sich im Sarg mit einer roten Jakobinermütze.

Traum Rothschilds: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben, und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Josephs und Marias. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch Eiapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt“.

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen[1] des Kindes wiegt.

*

[1] Jahrzeit, bei den Israeliten Bezeichnung für den Sterbetag der Eltern. An diesem Tage wird das sogen. Jahrzeitlicht angezündet zum äußeren Zeichen liebevoller Erinnerung.

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß gibt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Totenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!“ ruf' ich: Alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!“ — Der arme **, er bellt schon!

*

Calmonius.[1]

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elßler[2], die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 89 und 499.

[2] Berühmteste aller Tänzerinnen (1810—84).

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran ....

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en cœur, ihr ganzes graziöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln ist wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus, und meine Seele verfing sich darin und zappelt in den holden Maschen wie ein Fisch seit Jahren.[1]

*

Ein gefühlvoll helles Auge, ruhige, sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume — eine tiefsinnige Stimme.

*

Ein süßlich zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele".

*

Er lobt sich so stark, daß die Räucherkerzchen im Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

---

[1] Vgl. Juliettens Schilderung, Bd. II, S. 357.

Was ** betrifft, so sagt man, daß er von mehreren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbritte.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt worden, zu umsäumen pflegt.

*

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.

Memoiren.

Zur Einleitung.

Zweimal hat Heine die Denkwürdigkeiten seines Lebens niedergeschrieben. Die erste Fassung derselben besitzen wir nicht; jedenfalls ist sie zum Teil von Heine verbrannt worden; die zweite Fassung, aus den Jahren 1854—55, liegt auf den nachfolgenden Blättern vor.

Frühzeitig hat unser Dichter seine Memoiren aufzuzeichnen begonnen, und über ihren Inhalt erfahren wir mancherlei aus seinen Briefen. Er scheint zunächst eine Anzahl wichtigerer Kapitel ausgeführt zu haben, die er dann später ergänzen und zusammenfügen wollte: „Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren schreiben, die einst zusammengeflickt werden. O Flickwerk!" (an Moser, 11./1. 1825). Diese ausgewählten Kapitel bezeichnete er auch als Tagebücher, welche einen integrierenden Teil seiner Memoiren bildeten (an Campe, 18./2. 1840). Ihr Inhalt umfaßte Persönliches und Allgemeines. Er wollte zeigen, wie sein „trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee" übergehe (an Ludwig Robert, 27./11. 1823); er wollte den „Hamburger Menschentroß" schildern, von denen er einige liebte, mehrere haßte und die meisten verachtete (an Wohlwill, 7./4. 1823; ältestes Zeugnis der Memoiren); Oheim Salomon war bei dieser Schilderung gut weggekommen: „Gottlob!" sagt Heine später (20./12. 1836), „als ich meine Memoiren schrieb, wo er oft besprochen werden mußte, standen wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet." Aber im Vordergrunde seiner Darstellung dürften die politischen Zeitereignisse gestanden haben. Einen Teil derartiger Schilderungen, aus dem Jahre 1830, fügte Heine seiner Schrift über Börne ein, als 2. Buch (vgl. oben S. 6 u. 42 ff.): „Sie sehen", schrieb er damals (18./2. 1840) an Campe: „ich thue alles für das Werk (eben den ‚Börne'), und ich sakrifiziere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbareren Interessen eines meiner kostbarsten Manuskripte." Er wollte ferner die schriftlichen Erörterungen über den Saint-

Simonismus, die er von Paris aus mit Rahel geführt hatte, für seine Lebensbeschreibung verwerten, wie er denn überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darzustellen beabsichtigte (an Campe, 3./5. 1837). Heine wollte mit seinen Memoiren keinen kurzen, dürren Lebensabriß geben, sondern ein großes Buch, „vielleicht mehrere Bände (schrieb er am 1./3. 1837 an Campe), welche . . . die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, samt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Julisrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und sozialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet." — „Selbst wenn ich heute stürbe", schreibt er einige Jahre später (14./9. 1840), „so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangskrise, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren." Noch zu Anfang des Jahres 1854 nahm er in den „Geständnissen" Bezug auf das uns fehlende Buch, indem er schrieb: „An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläufiger, als es hier geschehen durfte, wie ich nach der Julisrevolution nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem ruhig und zufrieden lebe."

Wir sehen Heine mit dem Werke oder dessen Vorarbeiten beschäftigt in den Jahren 1823, 1824, 1825, 1830 und besonders 1837. Aber zunächst dachte er keineswegs an die Veröffentlichung. Erst in „sehr späteren Zeiten" solle es erscheinen, schrieb er am 4. März 1825, und dieser Absicht blieb er treu, bis ihn, zu Anfang des Jahres 1837, das Angebot des Buchhändlers Scheible darin irre machte. Dieser wollte eine Gesamtausgabe von Heines Werken veranstalten, wünschte jedoch, daß der Dichter ihr seine Lebensbeschreibunz voranstelle. Der Plan im allgemeinen zerschlug sich, aber er weckte in Heine die Lust, nun endlich mit der Veröffentlichung der Memoiren Ernst zu machen. Schon am 1. März wollte er mit Campe über den Verlag derselben verhandeln; Tag und Nacht beschäftige ihn dies große Buch, der Roman seines Lebens (17./3. 1837). Schmerzlich fühlte er jetzt den Verlust vieler Papiere, die durch den Brand im Hause seiner Mutter vernichtet worden waren (vgl. Bd. IV, S. 441), und die ihm jetzt als wichtige Unterlagen hätten dienen können; die Memoiren selbst hatte er mit nach Paris genommen. Aber Campe zögerte, er ging auf Heines Verlagsangebot nicht ein, und dadurch wurde das merkwürdige Schicksal des Buches heraufbeschworen. Wenige Jahre dar=

auf traten nämlich Ereignisse in Heines Leben und Wandelungen seiner Anschauungen ein, die für die Memoiren von eingreifender Bedeutung waren. Heines mehrjähriger Streit mit seinem Vetter Karl, dem Sohne Salomon Heines, wegen der von Salomon versprochenen, aber in dem Testamente nicht aufgeführten Pension für unsern Dichter endigte damit, daß letzterer gegen Gewährung der Pension einen Schein unterzeichnete, auf welchem er sich verpflichtete, kein Wort gegen Karl und seine ganze Verwandtschaft zu schreiben. Die „Sippen und Magen" mochten wohl Grund dazu haben, für ihr Thun und Lassen ewige Vergessenheit zu wünschen. So mußte nun Heine die umfangreichen Partien über den „Hamburger Menschentroß" ausscheiden und vernichten. Dazu kam sodann die Wandelung der ethischen und religiösen Anschauungen, die sich etwa seit 1846 in Heines Innerm vollzog, und die im Nachwort zum „Romanzero", in der Vorrede zur 2. Auflage vom 2. Bande des „Salons", in den „Geständnissen" ꝛc. deutlichen Ausdruck gefunden hat. Sie veranlaßte ihn, umfangreiche Stücke aus seinem Manuskript herauszunehmen, die er nicht veröffentlichen durfte, da sie dem gegenwärtigen Standpunkt seiner Anschauungen nicht mehr entsprachen; er hätte sonst, wie er sich selbst ausdrückte, eine Sünde gegen den Heiligen Geist, einen Verrat an seinen eigenen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begangen (an Campe, 1./6. 1850). So entschloß er sich, die Memoiren „zum größten Teil" oder doch „schier zur Hälfte" zu verbrennen. Dies wird nach und nach geschehen sein, zu Ende der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre.

Aber er gab darum das ganze Werk doch noch nicht verloren. Er bemühte sich, „die entstandenen Lakunen notdürftig zu füllen", da jedoch hierbei bedeutende Schwierigkeiten auftauchten, so unterzog er sich seit dem Beginn des Jahres 1854 „mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung" der Memoiren. Das uns vorliegende Bruchstück ist zweifellos eine solche zweite Niederschrift. Sie ist aber nicht vollständig: erstens hat Heines Bruder Maximilian eine Anzahl Blätter am Anfang des Manuskriptes herausgenommen und vernichtet, und zweitens ist es sehr fraglich, ob Heine in seiner Aufzeichnung nur so weit gekommen ist, als unser Bruchstück reicht. — Noch dunkler aber ist das Schicksal der ersten Memoiren, von denen nach dem oben erwähnten Autodafé doch noch 2 Bände hätten übrigbleiben müssen, wenn die ganze Handschrift, wie Heine sagte, einen Umfang von 4 Bänden besessen hatte. Er selbst aber trug sich schon mit dem Gedanken, auch diese zweite Hälfte zu vernichten: „ich fürchte, posthume Pflichten oder ein selbstquälerischer Überdruß zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überlie-

fern" (unten, Einleitung der Memoiren), und in einem seiner Testamente schrieb er: „vielleicht muß ich sie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben". Doch nicht nur von seiner eignen, auch von fremder Hand befürchtete Heine ein schlimmes Verhängnis für seine Schrift; was er vor den Flammen verschone, werde „vielleicht niemals das Tageslicht der Öffentlichkeit erblicken", schreibt er in den Eingangsworten der Memoiren, und auf kein Werk mehr als auf dieses dürften die rätselhaften Worte zu beziehen sein:

„Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Denn sie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

„Stumm verfaulen wird der Tote
In der Gruft, und nie verraten
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Frevelthaten." (Bd. II, S. 108.)

Hat Heine selbst den Rest seiner Handschrift vor seinem Tode verbrannt? Sein Rechtsanwalt, Herr Henri Julia, hat dies 1883, also 27 Jahre nach Heines Tode, behauptet. Nach ihm hätte der Dichter gesagt: „Ich habe meine Memoiren geschrieben und wieder umgeschrieben. Alles ist verbrannt worden ... Dies hier (das uns vorliegende Bruchstück) ist ein letzter Versuch."[1] Wir möchten diesem späten Geständnis eines Mannes, über dessen Glaubwürdigkeit wir nichts wissen, keinen Wert beilegen. Vor allem deshalb nicht, weil ihm andere genauere Zeugnisse gegenüberstehen. Alfred Meißner hatte die Handschrift der Memoiren schon bei Lebzeiten des Dichters zu wiederholten Malen gesehen; er schätzte das auf Foliobogen mit Bleistift geschriebene Werk bereits 1854 auf 3 Bände[2]. Er sah dann das Manuskript wieder, als er nach Heines Tode bei der Sichtung des Nachlasses behilflich war. Er schreibt[3]:

„Vergeblich fragte ich zu wiederholten Malen an, was denn aus den großen Foliobogen geworden, an denen ich Heine öfter hatte schreiben sehen, seinen Memoiren? Mir wurden immer ausweichende Antworten zu teil. Ich sollte mich nur mit den Gedichten und den diversen Papierschnitzeln beschäftigen. — Ich begriff sofort, daß man die ‚Memoiren' vor mir geheim halte."

Bald aber wurde ihm doch noch die gewünschte Aufklärung zu teil. Meißner fuhr mit Herrn Julia zusammen nach Asnières, wo Frau Heine

[1] Vgl. E. Engels Einleitung zu der ersten Ausgabe der Memoiren, Hamburg 1884, S. 34 f.

[2] A. Meißner, Schattentanz, 2. Bd., S 289 f., Zürich 1881.

[3] A Meißner, Geschichte meines Lebens, 2. Bd, S. 348 ff, Wien u. Teschen 1884.

eine Sommerwohnung besaß. In dem Augenblicke, als man zu Tisch gehen wollte, wandte sie sich zu ihm und sagte:

„Nun muß ich Ihnen doch noch zeigen, was wir noch von Henri haben". — Dabei schloß sie einen Wandschrank auf. — Die unteren Fächer desselben waren leer, im obern Fache stand ein breiter, über eine große Manneshand hoher Stoß von Papieren. Es waren lauter ausgebreitete übereinander gelegte Foliobogen, wohl geordnet. Ich erkannte am Formate die mit Bleistift beschriebenen Bogen wieder, die ich vor Jahren öfter auf Heines Bett gesehen, die Bogen, nach denen ich jetzt vergeblich gespäht hatte. Aber konnten ihrer wirklich so viele sein? Ich mußte die Zahl derselben auf fünf- bis sechshundert schätzen. — „Sind das die Memoiren?" fragte ich in hoher Erregung. — „Es sind die Memoiren!" — „So viel davon ist da! Es ist kaum zu glauben. Doch — er arbeitete wohl seit sieben Jahren daran — und war so fleißig..... Gehören sie Campe?" — „Nein, nein, nein!" — Man überreichte mir ein paar Bogen von den oberstliegenden, ich betrachtete nachdenklich die charakteristischen Schriftzüge. — „Aber nun zum Essen, die Suppe wird kalt!" rief Frau Mathilde. — Und der Wandschrank flog zu. — Warum flog er so rasch zu? Und warum war mir dieser Stoß von Schriften nicht früher gezeigt worden? Warum sah ich ihn erst jetzt, am letzten Tage meines Pariser Aufenthaltes, ganz zufällig, nur im Fluge, während alle übrigen Papiere durch meine Hand gegangen waren? Warum war dies Manuskript von allen anderen separiert, im Zimmer ebener Erde, während alle anderen Schriften im ersten Stockwerk lagerten? Erst jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, glaube ich den Grund aller dieser Umstände zu wissen, er wird mir immer klarer, je mehr ich über die Sache nachdenke. Frau Mathilde hatte mich, durch eine momentane Laune verleitet, unüberlegt, wie sie nun einmal war, etwas sehen lassen, das ich ursprünglich ebensowenig als alle anderen hatte sehen sollen! Dieser Manuskriptenstoß war bereit zur Ablieferung oder Absendung. Zur Absendung an wen? Jedenfalls an ein Glied der Gelddynastie Heine, das der Aufdeckung von Personalien durch diese Memoiren entgegenzutreten entschlossen war. Und in diese Ablieferung hatte der durch Krankheit und Gram gebrochene Heine jedenfalls selbst eingewilligt, sie vermutlich selbst angeraten.

Diesem klaren Bericht Alfred Meißners schenken wir Glauben, seiner Erklärung des Vorganges schließen wir uns an. Sie ist durchaus ver-

nünftig und wahrscheinlich. Auch er zieht die oben erwähnten Verse zur Erläuterung heran.

So gilt es uns als sehr wahrscheinlich, daß es nach Heines Tode außer der uns vorliegenden Jugendgeschichte noch ein großes Stück Memoiren gegeben hat. Frau Mathilde wird sich bei einem guten Kaufangebot von seiten der reichen Verwandten nicht spröde bewiesen haben; sie ließ es zu, daß der berüchtigte „Salmonius", der Herr Ritter von Friedland (vgl. Bd. VI, S. 89), der französischen Regierung politisch verfängliche Manuskripte, die Heine hinterlassen hatte, für 30,000 Franken zum Verkauf anbot; warum sollte sie bei den Memoiren anders gehandelt haben? Wir wissen aber nicht, in wessen Hände das Manuskript übergegangen ist; am nächsten läge es, an den Vetter Karl Heine zu denken, der dem Dichter die Pension auszahlte gegen das erwähnte schriftliche Versprechen. Aber Heines Bruder Gustav, der als Baron Heine-Geldern und Millionär 1886 in Wien gestorben ist, hat seinerseits wiederholt versichert, die vielbesprochene Handschrift zu besitzen. Er und seine Erben haben diese Aussage durch nichts bewiesen; sie ist aber auch nicht widerlegt worden. Nur so viel scheint gewiß zu sein, daß Gustav das Werk, wenn er es besessen hätte, nur aus dem Nachlaß Heinrich Heines erworben haben könnte.

So bleibt die Möglichkeit offen, daß die nachfolgenden Memoiren eines Tages doch noch einmal eine bedeutende Ergänzung erfahren werden, wenn es auch ebenso gut geschehen sein kann, daß die Ängstlichkeit eitler Verwandten unseres Dichters ein Buch vernichtet hat, welches von der ganzen gebildeten Welt mit Spannung aufgenommen worden wäre, und das Heine selbst bezeichnete als die Krone seiner Werke.

Ich habe in der That, teure Dame, die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, insofern meine eigene Person damit als Zuschauer oder als Opfer in Berührung kam, so wahrhaft und getreu als möglich aufzuzeichnen gesucht.

Diese Aufzeichnungen, denen ich selbstgefällig den Titel „Memoiren" verlieh, habe ich jedoch schier zur Hälfte wieder vernichten müssen, teils aus leidigen Familienrücksichten, teils auch wegen religiöser Skrupeln.

Ich habe mich seitdem bemüht, die entstandenen Lakunen notdürftig zu füllen, doch ich fürchte, posthume Pflichten oder ein selbstquälerischer Überdruß zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafee zu überliefern, und was als-

dann die Flammen verschonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Öffentlichkeit erblicken.

Ich nehme mich wohl in acht, die Freunde zu nennen, die ich mit der Hut meines Manuskriptes und der Vollstreckung meines letzten Willens in Bezug auf dasselbe betraue; ich will sie nicht nach meinem Ableben der Zudringlichkeit eines müßigen Publikums und dadurch einer Untreue an ihrem Mandat bloßstellen.

Eine solche Untreue habe ich nie entschuldigen können; es ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publikum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient.

Nach diesen Bekenntnissen, teure Dame, werden Sie leicht zur Einsicht gelangen, daß ich Ihnen nicht, wie Sie wünschen, die Lektüre meiner Memoiren und Briefschaften gewähren kann.

Jedoch, ein Höfling Ihrer Liebenswürdigkeit, wie ich es immer war, kann ich Ihnen kein Begehr unbedingt verweigern, und um meinen guten Willen zu bekunden, will ich in anderer Weise die holde Neugier stillen, die aus einer liebenden Teilnahme an meinen Schicksalen hervorgeht.

Ich habe die folgenden Blätter in dieser Absicht niedergeschrieben, und die biographischen Notizen, die für Sie ein Interesse haben, finden Sie hier in reichlicher Fülle. Alles Bedeutsame und Charakteristische ist hier treuherzig mitgeteilt, und die Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse offenbart Ihnen die Signatura meines Seins und Wesens. Die Hülle fällt ab von der Seele, und du kannst sie betrachten in ihrer schönen Nacktheit. Da sind keine Flecken, nur Wunden. Ach! und nur Wunden, welche die Hand der Freunde, nicht die der Feinde geschlagen hat!

Die Nacht ist stumm. Nur draußen klatscht der Regen auf die Dächer und ächzet wehmütig der Herbstwind.

Das arme Krankenzimmer ist in diesem Augenblick fast wohllustig heimlich, und ich sitze schmerzlos im großen Sessel.

Da tritt dein holdes Bild herein, ohne daß sich die Thürklinke bewegt, und du lagerst dich auf das Kissen zu meinen Füßen. Lege dein schönes Haupt auf meine Kniee und horche, ohne aufzublicken.

Ich will dir das Märchen meines Lebens erzählen.

Wenn manchmal dicke Tropfen auf dein Lockenhaupt fallen, so bleibe dennoch ruhig; es ist nicht der Regen, welcher durch das Dach sickert. Weine nicht und drücke mir nur schweigend die Hand.

— — — — — — — — — — — — —

[1]Welch ein erhabenes Gefühl muß einen solchen Kirchenfürsten beseelen, wenn er hinabblickt auf den wimmelnden Marktplatz, wo Tausende entblößten Hauptes mit Andacht vor ihm niederknieend seinen Segen erwarten!

In der italienischen Reisebeschreibung des Hofrats Moritz[2] las ich einst eine Beschreibung jener Szene, wo ein Umstand vorkam, der mir ebenfalls jetzt in den Sinn kommt.

Unter dem Landvolk, erzählt Moritz, das er dort auf den Knieen liegen sah, erregte seine besondere Aufmerksamkeit einer jener wandernden Rosenkranzhändler des Gebirges, die aus einer braunen Holzgattung die schönsten Rosenkränze schnitzen und sie in der ganzen Romagna um so teurer verkaufen, da sie denselben an obenerwähntem Feiertage vom Papste selbst die Weihe zu verschaffen wissen.

Mit der größten Andacht lag der Mann auf den Knieen, doch den breitkrämpigen Filzhut, worin seine Ware, die Rosenkränze, befindlich, hielt er in die Höhe, und während der Papst mit ausgestreckten Händen den Segen sprach, rüttelte jener seinen Hut und rührte darin herum, wie Kastanienverkäufer zu thun pflegen, wenn sie ihre Kastanien auf dem Rost braten; gewissenhaft schien er dafür zu sorgen, daß die Rosenkränze, die unten im Hut lagen, auch etwas von dem päpstlichen Segen abbekämen und alle gleichmäßig geweiht würden.

Ich konnte nicht umhin, diesen rührenden Zug von frommer Naivetät hier einzuflechten, und ergreife wieder den Faden meiner Geständnisse, die alle auf den geistigen Prozeß Bezug haben, den ich später durchmachen mußte.

---

[1] Der Anfang ist von Heines Bruder Maximilian vernichtet worden. Vgl. die Lesarten.

[2] Karl Philipp Moritz (1757—93), der Verfasser des „Anton Reiser", gab ein dreibändiges Werk: „Reisen eines Deutschen in Italien", heraus (Berlin 1792—93).

Aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen. Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten Lebensjahr alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im geringsten vernachlässigte[1], so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig nebeneinander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglauben, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.

Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen[2], sondern auch der französische Geist herrschte.

Die Franzosen, die ich kennen lernte, machten mich, ich muß es gestehen, mit Büchern bekannt, die sehr unsauber und mir ein Vorurteil gegen die ganze französische Litteratur einflößten.

Ich habe sie auch später nie so sehr geliebt, wie sie es verdient, und am ungerechtesten blieb ich gegen die französische Poesie, die mir von Jugend an fatal war.

Daran ist wohl zunächst der vermaledeite Abbé Daunoi[3] schuld, der im Lyceum zu Düsseldorf die französische Sprache dozierte und mich durchaus zwingen wollte, französische Verse zu machen. Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die französische, sondern die Poesie überhaupt verleidet.

Der Abbé Daunoi, ein emigrierter Priester, war ein ältliches Männchen mit den beweglichsten Gesichtsmuskeln und mit einer braunen Perücke, die, so oft er in Zorn geriet, eine sehr schiefe Stellung annahm.

Er hatte mehrere französische Grammatiken sowie auch Chrestomathien, worin Auszüge deutscher und französischer Klassiker, zum Übersetzen für seine verschiedenen Klassen geschrieben; für die oberste veröffentlichte er auch eine „Art oratoire" und eine „Art poétique", zwei Büchlein, wovon das erstere Beredsamkeitsrezepte aus Quintilian[4] enthielt, angewendet auf Beispiele von Predigten

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 68 f.

[2] Vgl. Bd. VI, S. 31, Anm. 4.

[3] Vgl. Bd. III, S. 153 und oben S. 297.

[4] Marcus Fabius Quintilianus (35—118), berühmter römischer Rhetor, schrieb eine „institutio oratoria".

Fléchiers, Massillons, Bourdaloues und Bossuets[1], welche mich nicht allzusehr langweilten. —

Aber gar das andere Buch, das die Definitionen von der Poesie: l'art de peindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteux[2], auch die französische Prosodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzosen enthielt, welch ein schrecklicher Alp!

Ich kenne auch jetzt nichts Abgeschmackteres als das metrische System der französischen Poesie, dieser art de peindre par les images, wie die Franzosen dieselbe definieren, welcher verkehrte Begriff vielleicht dazu beiträgt, daß sie immer in die malerische Paraphrase geraten.

Ihre Metrik hat gewiß Prokrustes erfunden; sie ist eine wahre Zwangsjacke für Gedanken, die bei ihrer Zahmheit gewiß nicht einer solchen bedürfen. Daß die Schönheit eines Gedichtes in der Überwindung der metrischen Schwierigkeiten bestehe, ist ein lächerlicher Grundsatz, derselben närrischen Quelle entsprungen. Der französische Hexameter, dieses gereimte Rülpsen, ist mir wahrhaft ein Abscheu. Die Franzosen haben diese widrige Unnatur, die weit sündhafter als die Greuel von Sodom und Gomorrha, immer selbst gefühlt, und ihre guten Schauspieler sind darauf angewiesen, die Verse so sakkadiert zu sprechen, als wären sie Prosa — warum aber alsdann die überflüssige Mühe der Versifikation?

So denk' ich jetzt, und so fühlt' ich schon als Knabe, und man kann sich leicht vorstellen, daß es zwischen mir und der alten braunen Perücke zu offnen Feindseligkeiten kommen mußte, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich sei, französische Verse zu machen. Er sprach mir allen Sinn für Poesie ab und nannte mich einen Barbaren des Teutoburger Waldes.

Ich denke noch mit Entsetzen daran, daß ich aus der Chrestomathie des Professors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopstockschen „Messiade"[3] in französische

---

[1] Esprit Fléchier (1632—1710), Jean Baptiste Massillon (1663—1742), Louis Bourdaloue (1632—1704), Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), namhafte französische Kanzelredner und theologische Schriftsteller.

[2] Abbé Charles Batteux (1713—80), berühmter französischer Ästhetiker.

[3] Vgl. „Messiade", 4. Gesang, V. 25—99. Sanhedrin oder Synedrium, der hohe Rat zu Jerusalem, aus 72 Mitgliedern bestehend.

Alexandriner übersetzen sollte! Es war ein Raffinement von Grausamkeit, die alle Passionsqualen des Messias selbst übersteigt, und die selbst dieser nicht ruhig erduldet hätte. Gott verzeih, ich verwünschte die Welt und die fremden Unterdrücker, die uns ihre Metrik aufbürden wollten, und ich war nahe dran, ein Franzosenfresser zu werden.

Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr!

Durch den Rektor und meine Mutter wurde der Zwist beigelegt. Letztere war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verse machen lernte, und seien es auch nur französische. Sie hatte nämlich damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passieren könne.

Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nämlich nicht sehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpter, armer Teufel, der für ein paar Thaler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hospital stirbt.

Meine Mutter aber hatte große, hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwickelungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen. Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft.

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks.

Zuerst war es die Pracht des Kaiserreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eisenfabrikanten unserer Gegend, die mit meiner Mutter sehr befreundet war, eine Herzogin geworden[1] und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann sehr viele Schlachten gewonnen und bald auch zum König avancieren würde, — ach da träumte meine Mutter für mich die goldensten Epauletten oder die brodiertesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers, dessen Dienst sie mich ganz zu widmen beabsichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweise diejenigen Studien be=

---

[1] Die Gemahlin des Marschalls Soult, Herzogs von Dalmatien, war eine Düsseldörferin.

treiben, die einer solchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyceum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war und ich bei dem liebenswürdigen Professor Brewer[1] vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik und so weiter gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich in stand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nötigen Falls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiserreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich geträumt, entsagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen.

Das Rothschildsche Haus, mit dessen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt mußte ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren.

Um etwas vom Wechselgeschäft und von Kolonialwaren kennen zu lernen, mußte ich später das Comptoir eines Bankiers[2] meines Vaters und die Gewölbe eines großen Spezereihändlers besuchen; erstere Besuche dauerten höchstens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch ich lernte bei dieser Gelegenheit, wie man einen Wechsel ausstellt, und wie Muskatnüsse aussehen.

Ein berühmter Kaufmann, bei welchem ich ein apprenti millionaire[3] werden wollte, meinte, ich hätte kein Talent zum

[1] Auch oben S. 297 genannt.

[2] Des Bankiers Rindskopf in Frankfurt am Main.

[3] „Ein Millionärslehrling.“ Heine lebte 3 Jahre lang als Kaufmann

Erwerb, und lachend gestand ich ihm, daß er wohl recht haben möchte.

Da bald darauf eine große Handelskrisis entstand und wie viele unserer Freunde auch mein Vater sein Vermögen verlor, da platzte die merkantilische Seifenblase noch schneller und kläglicher als die imperiale, und meine Mutter mußte nun wohl eine andere Laufbahn für mich träumen.

Sie meinte jetzt, ich müsse durchaus Jurisprudenz studieren.

Sie hatte nämlich bemerkt, wie längst in England, aber auch in Frankreich und im konstitutionellen Deutschland der Juristenstand allmächtig sei und besonders die Advokaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrags die schwatzenden Hauptrollen spielen und dadurch zu den höchsten Staatsämtern gelangen. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet.

Da eben die neue Universität Bonn errichtet worden, wo die juristische Fakultät von den berühmtesten Professoren besetzt war, schickte mich meine Mutter unverzüglich nach Bonn, wo ich bald zu den Füßen Mackeldeys[1] und Welkers[2] saß und die Manna ihres Wissens einschlürfte.

Von den sieben Jahren, die ich auf deutschen Universitäten zubrachte, vergeudete ich drei schöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Kasuistik, der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissenschaft.

Welch ein fürchterliches Buch ist das Korpus Juris, die Bibel des Egoismus!

Wie die Römer selbst blieb mir immer verhaßt ihr Rechtskodex. Diese Räuber wollten ihren Raub sicherstellen, und was sie mit dem Schwerte erbeutet, suchten sie durch Gesetze zu schützen; deshalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advokat, und es entstand eine Mischung der widerwärtigsten Art.

Wahrhaftig jenen römischen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigentums, das vorher nur als Thatsache bestand, und die

---

in Hamburg, wo er mit Hilfe des Oheims Salomon ein Manufakturwarengeschäft mit der Firma „Harry Heine u. Co." begründete.

[1] Ferdinand Mackeldey (1784—1834), ausgezeichneter Lehrer des römischen Rechts, seit 1819 erster Professor der Rechte an der neubegründeten Universität Bonn.

[2] Karl Theodor Welcker (1790—1869), angesehener Rechtsgelehrter, Professor in Bonn.

Ausbildung dieser Lehre in ihren schnödesten Konsequenzen ist jenes gepriesene römische Recht, das allen unseren heutigen Legislationen, ja allen modernen Staatsinstituten zu Grunde liegt, obgleich es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht.

Ich brachte jenes gottverfluchte Studium zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen, von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte, daß andere mich in der Advokasserie und Rabulisterei leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doktorhut an den Nagel.

Meine Mutter machte eine noch ernstere Miene als gewöhnlich. Aber ich war ein sehr erwachsener Mensch geworden, der in dem Alter stand, wo er der mütterlichen Obhut entbehren muß.

Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem sie nach so manchem Fiasko die Oberleitung meines Lebens aufgab, bereute sie, wie wir oben gesehen[1], daß sie mich nicht dem geistlichen Stande gewidmet.

Sie ist jetzt eine Matrone von 87 Jahren[2], und ihr Geist hat durch das Alter nicht gelitten. Über meine wirkliche Denkart hat sie sich nie eine Herrschaft angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe selbst.

Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseaus, hatte dessen „Émile“ gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders[3] gewesen, der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater[3] die lateinischen Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte.

Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte, wie ich schon erwähnt, eine Angst

---

[1] Die Stelle ist von Max. Heine vernichtet worden.

[2] Sie war 1771 geboren, also 1855 erst 84 Jahre alt.

[3] Joseph van Geldern (1765—96), Hofarzt des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz. Gottschalk van Geldern (gest. 1795), ebenfalls Arzt, in Düsseldorf.

vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Teilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie that alles mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen.

Sie war sparsam, aber nur in Bezug auf ihre eigene Person; für das Vergnügen andrer konnte sie verschwenderisch sein, und da sie das Geld nicht liebte, sondern nur schätzte, schenkte sie mit leichter Hand und setzte mich oft durch ihre Wohlthätigkeit und Freigebigkeit in Erstaunen.

Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustand, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werte, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern.

Ich war übrigens nicht der erste in unserer Familie, der auf der Universität Edelsteine aufgegessen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie diese mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, welche das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthalts auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus de Geldern, durch einen Successionsprozeß mit einer verheirateten Schwester in große Armut geraten war, er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmuhme so viel Wunderdinge erzählte.

Das klang dem Knaben immer wie Märchen von „Tausendundeiner Nacht", wenn die Alte von den großen Palästen und den persischen Tapeten und dem massiven Gold- und Silbergeschirr erzählte, die der gute Mann, der am Hofe des Kurfürsten und der Kurfürstin so viel Ehren genoß, so kläglich einbüßte. Sein Haus in der Stadt war das große Hotel in der Rheinstraße; das jetzige Krankenhaus in der Neustadt gehörte ihm ebenfalls sowie ein Schloß bei Gravenberg, und am Ende hatte er kaum, wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Eine Geschichte, die ein Seitenstück zu der obigen bildet, will ich hier einweben, da sie die verunglimpfte Mutter eines meiner Kollegen in der öffentlichen Meinung rehabilitieren dürfte. Ich las

nämlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe[1], daß das Laster des Trunks, woran derselbe zu Grunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde Branntewein zu trinken gegeben habe. Diese Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen „dat Suppen" mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte.

Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängniswärters, und wenn sie ihren jungen Wolf-Dietrich karessierte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bißchen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz und bewährte solches, als ihr Sohn nach Berlin reiste, um dort zu studieren.

Beim Abschied, erzählte mir Grabbe, drückte sie ihm ein Paket in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, sich ein halb Dutzend silberne Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffeelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein stolzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Dekoration sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen zinnernen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: ich bin an meinem dritten Löffel, oder ich bin an meinem vierten Löffel. Die großen gehen dahin, seufzte er einst, und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die kleinen, die Kaffeelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gibt's gar keine Bissen mehr.

Leider hatte er recht, und je weniger er zu essen hatte, desto mehr legte er sich aufs Trinken und ward ein Trunkenbold. Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den Unglücklichen, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen, und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur

---

[1] Heine hatte das Manuskript von Zieglers Werk „Grabbes Leben" von Campe Anfang 1854 zur Einsicht erhalten. Er lobte es trotz der „häkligen Dinge" darin, zweifelte aber, ob man es zu Lebzeiten der Frau veröffentlichen dürfe. Das Buch erschien 1855.

Pistole, um dem Jammertum ein Ende zu machen. „Glauben Sie mir", sagte mir einst ein naiver westfälischer Landsmann Grabbes, „der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank, weil er sterben wollte; er starb durch Selbsttrunk."

Obige Ehrenrettung einer Mutter ist gewiß nie am unrechten Platz; ich versäumte bis jetzt, sie zur Sprache zu bringen, da ich sie in einer Charakteristik Grabbes aufzeichnen wollte[1]; diese kam nie zu stande, und auch in meinem Buche „De l'Allemagne" konnte ich Grabbes nur flüchtig erwähnen.

Obige Notiz ist mehr an den deutschen als an den französischen Leser gerichtet, und für letzteren will ich hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leier haben als andre, die dadurch ihn vielleicht überragen, aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakespeare erschreckt, erschüttert, entzückt.

Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Cynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxikation des Genies. Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unsern Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespeare nennen.

In seinen gedruckten Dramen sind jene Monstruositäten sehr gemildert, sie befanden sich aber grauenhaft grell in dem Manuskript seines „Gothland", einer Tragödie, die er einst, als er mir noch ganz unbekannt war, überreichte oder vielmehr vor die Füße schmiß mit den Worten: „Ich wollte wissen, was an mir sei, und da habe ich dieses Manuskript dem Professor Gubitz gebracht, der darüber den Kopf geschüttelt und, um meiner los zu werden, mich an Sie verwies, der ebenso tolle Grillen im Kopfe trüge wie ich und mich daher weit besser verstünde, — hier ist nun der Bulk!"

Nach diesen Worten, ohne Antwort zu erwarten, trodbelte

---

[1] Mit diesem Plane trug sich Heine bereits im Jahre 1837.

der närrische Kauz wieder fort, und da ich eben zu Frau von Varnhagen ging, nahm ich das Manuskript mit, um ihr die Primeur eines Dichters zu verschaffen; denn ich hatte an den wenigen Stellen, die ich las, schon gemerkt, daß hier ein Dichter war.

Wir erkennen das poetische Wild schon am Geruch. Aber der Geruch war diesmal zu stark für weibliche Nerven, und spät, schon gegen Mitternacht, ließ mich Frau von Varnhagen rufen und beschwor mich um Gotteswillen, das entsetzliche Manuskript wieder zurückzunehmen, da sie nicht schlafen könne, solange sich dasselbe noch im Hause befände. Einen solchen Eindruck machten Grabbes Produktionen in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Obige Abschweifung mag ihr Gegenstand selbst rechtfertigen.

Die Ehrenrettung einer Mutter ist überall an ihrem Platze, und der fühlende Leser wird die oben mitgeteilten Äußerungen Grabbes über die arme verunglimpfte Frau, die ihn zur Welt gebracht, nicht aber als eine müßige Abschweifung betrachten.

Jetzt aber, nachdem ich mich einer Pflicht der Pietät gegen einen unglücklichen Dichter erledigt habe, will ich wieder zu meiner eigenen Mutter und ihrer Sippschaft zurückkehren, in weiterer Besprechung des Einflusses, der von dieser Seite auf meine geistige Bildung ausgeübt wurde.

Nach meiner Mutter beschäftigte sich mit letzterer ganz besonders ihr Bruder, mein Oheim Simon de Geldern. Er ist tot seit 20 Jahren. Er war ein Sonderling von unscheinbarem, ja sogar närrischem Äußeren. Eine kleine, gehäbige Figur, mit einem bläßlichen, strengen Gesichte, dessen Nase zwar griechisch gradlinigt, aber gewiß um ein Drittel länger war, als die Griechen ihre Nasen zu tragen pflegten.

In seiner Jugend, sagte man, sei diese Nase von gewöhnlicher Größe gewesen, und nur durch die üble Gewohnheit, daß er sich beständig daran zupfte, soll sie sich so übergebührlich in die Länge gezogen haben. Fragten wir Kinder den Ohm, ob das wahr sei, so verwies er uns solche respektwidrige Rede mit großem Eifer und zupfte sich dann wieder an der Nase.

Er ging ganz altfränkisch gekleidet, trug kurze Beinkleider, weißseidene Strümpfe, Schnallenschuhe und nach der alten Mode einen ziemlich langen Zopf, der, wenn das kleine Männchen durch die Straßen trippelte, von einer Schulter zur andern flog, allerlei Kapriolen schnitt und sich über seinen eigenen Herrn hinter seinem Rücken zu mokieren schien.

Oft, wenn der gute Onkel in Gedanken vertieft saß oder die Zeitung las, überschlich mich das frevle Gelüste, heimlich sein Zöpfchen zu ergreifen und daran zu ziehen, als wäre es eine Hausklingel, worüber ebenfalls der Ohm sich sehr erboste, indem er jammernd die Hände rang über die junge Brut, die vor nichts mehr Respekt hat, weder durch menschliche noch durch göttliche Autorität mehr in Schranken zu halten und sich endlich an dem Heiligsten vergreifen werde.

War aber das Äußere des Mannes nicht geeignet, Respekt einzuflößen, so war sein Inneres, sein Herz desto respektabler, und es war das bravste und edelmütigste Herz, das ich hier auf Erden kennen lernte. Es war eine Ehrenhaftigkeit in dem Manne, die an den Rigorismus der Ehre in altspanischen Dramen erinnerte, und auch in der Treue glich er den Helden derselben. Er hatte nie Gelegenheit, der „Arzt seiner Ehre“ zu werden, doch ein „standhafter Prinz“[1] war er in ebenso ritterlicher Größe, obgleich er nicht in vierfüßigen Trochäen deklamierte, gar nicht nach Todespalmen lechzte und statt des glänzenden Rittermantels ein scheinloses Röckchen mit Bachstelzenschwanz trug.

Er war durchaus kein sinnenfeindlicher Asket, er liebte Kirmesfeste, die Weinstube des Gastwirts Rasia, wo er besonders gern Krammetsvögel aß mit Wacholderbeeren — aber alle Krammetsvögel dieser Welt und alle ihre Lebensgenüsse opferte er mit stolzer Entschiedenheit, wenn es die Idee galt, die er für wahr und gut erkannt. Und er that dieses mit solcher Anspruchlosigkeit, ja Verschämtheit, daß niemand merkte, wie eigentlich ein heimlicher Märtyrer in dieser spaßhaften Hülle steckte.

Nach weltlichen Begriffen war sein Leben ein verfehltes. Simon de Geldern hatte im Kollegium der Jesuiten seine sogenannten humanistischen Studien, Humaniora, gemacht, doch als der Tod seiner Eltern ihm die völlig freie Wahl einer Lebenslaufbahn ließ, wählte er gar keine, verzichtete auf jedes sogenannte Brotstudium der ausländischen Universitäten und blieb lieber daheim zu Düsseldorf in der „Arche Noä“, wie das kleine Haus hieß, welches ihm sein Vater hinterließ, und über dessen Thüre das Bild der Arche Noä recht hübsch ausgemeißelt und bunt koloriert zu schauen war.

Von rastlosem Fleiße, überließ er sich hier allen seinen ge-

[1] Titel berühmter Dramen Calderons.

lehrten Liebhabereien und Schnurrpfeifereien, seiner Bibliomanie und besonders seiner Wut des Schriftstellerns, die er besonders in politischen Tagesblättern und obskuren Zeitschriften ausließ.

Nebenbei gesagt, kostete ihm nicht bloß das Schreiben, sondern auch das Denken die größte Anstrengung.

Entstand diese Schreibwut vielleicht durch den Drang, gemeinnützig zu wirken? Er nahm teil an allen Tagesfragen, und das Lesen von Zeitungen und Broschüren trieb er bis zur Manie. Die Nachbarn nannten ihn den Doktor, aber nicht eigentlich wegen seiner Gelahrtheit, sondern weil sein Vater und sein Bruder Doktoren der Medizin gewesen. Und die alten Weiber ließen es sich nicht ausreden, daß der Sohn des alten Doktors, der sie so oft kuriert, nicht auch die Heilmittel seines Vaters geerbt haben müsse, und wenn sie erkrankten, kamen sie zu ihm gelaufen mit ihren Urinflaschen, mit Weinen und Bitten, daß er dieselben doch besehen möchte, ihnen zu sagen, was ihnen fehle. Wenn der arme Oheim solcherweise in seinen Studien gestört wurde, konnte er in Zorn geraten und die alten Trullen mit ihren Urinflaschen zum Teufel wünschen und davonjagen.

Dieser Oheim war es nun, der auf meine geistige Bildung großen Einfluß geübt, und dem ich in solcher Beziehung unendlich viel zu verdanken habe. Wie sehr auch unsere Ansichten verschieden und so kümmerlich auch seine litterärischen Bestrebungen waren, so regten sie doch vielleicht in mir die Lust zu schriftlichen Versuchen.

Der Ohm schrieb einen alten steifen Kanzleistil, wie er in den Jesuitenschulen, wo Latein die Hauptsache, gelehrt wird, und konnte sich nicht leicht befreunden mit meiner Ausdrucksweise, die ihm zu leicht, zu spielend, zu irreverenziös vorkam. Aber sein Eifer, womit er mir die Hülfsmittel des geistigen Fortschritts zuwies, war für mich von größtem Nutzen.

Er beschenkte schon den Knaben mit den schönsten, kostbarsten Werken; er stellte zu meiner Verfügung seine eigene Bibliothek, die an klassischen Büchern und wichtigen Tagesbroschüren so reich war, und er erlaubte mir sogar, auf dem Söller der Arche Noä in den Kisten herumzukramen, worin sich die alten Bücher und Skripturen des seligen Großvaters befanden.

Welche geheimnisvolle Wonne jauchzte im Herzen des Knaben, wenn er auf jenem Söller, der eigentlich eine große Dachstube war, ganze Tage verbringen konnte.

Es war nicht eben ein schöner Aufenthalt, und die einzige Bewohnerin desselben, eine dicke Angorakatze, hielt nicht sonderlich auf Sauberkeit, und nur selten fegte sie mit ihrem Schweife ein bißchen den Staub und das Spinnweb fort von dem alten Gerümpel, das dort aufgestapelt lag.

Aber mein Herz war so blühend jung, und die Sonne schien so heiter durch die kleine Lukarne, daß mir alles von einem phantastischen Lichte übergossen schien und die alte Katze selbst mir wie eine verwünschte Prinzessin vorkam, die wohl plötzlich aus ihrer tierischen Gestalt wieder befreit sich in der vorigen Schöne und Herrlichkeit zeigen dürfte, während die Dachkammer sich in einen prachtvollen Palast verwandeln würde, wie es in allen Zaubergeschichten zu geschehen pflegt.

Doch die alte gute Märchenzeit ist verschwunden, die Katzen bleiben Katzen, und die Dachstube der Arche Noä blieb eine staubige Rumpelkammer, ein Hospital für inkurablen Hausrat, eine Salpetrière[1] für alte Möbel, die den äußersten Grad der Dekrepitüde erlangt und die man doch nicht vor die Thüre schmeißen darf, aus sentimentaler Anhänglichkeit und Berücksichtigung der frommen Erinnerung, die sich damit verknüpften.

Da stand eine morsch zerbrochene Wiege, worin einst meine Mutter gewiegt worden; jetzt lag darin die Staatsperücke meines Großvaters, die ganz vermodert war und vor Alter kindisch geworden zu sein schien.

Der verrostete Galanteriedegen des Großvaters und eine Feuerzange, die nur einen Arm hatte, und anderes invalides Eisengeschirr hing an der Wand. Daneben auf einem wackligen Brette stand der ausgestopfte Papagei der seligen Großmutter, der jetzt ganz entfiedert und nicht mehr grün, sondern aschgrau war und mit dem einzigen Glasauge, das ihm geblieben, sehr unheimlich aussah.

Hier stand auch ein großer, grüner Mops von Porzellan, welcher inwendig hohl war; ein Stück des Hinterteils war abgebrochen, und die Katze schien für dieses chinesische oder japanische Kunstbild einen großen Respekt zu hegen; sie machte vor demselben allerlei devote Katzenbuckel und hielt es vielleicht für ein göttliches Wesen; die Katzen sind so abergläubisch.

In einem Winkel lag eine alte Flöte, welche einst meiner

[1] Großes Frauenhospital in Paris.

Mutter gehört; sie spielte darauf, als sie noch ein junges Mädchen war, und eben jene Dachkammer wählte sie zu ihrem Konzertsaale, damit der alte Herr, ihr Vater, nicht von der Musik in seiner Arbeit gestört oder auch ob dem sentimentalen Zeitverlust, dessen sich seine Tochter schuldig machte, unwirsch würde. Die Katze hatte jetzt diese Flöte zu ihrem liebsten Spielzeug erwählt, indem sie an dem verblichenen Rosaband, das an der Flöte befestigt war, dieselbe hin und her auf dem Boden rollte.

Zu den Antiquitäten der Dachkammer gehörten auch Weltkugeln, die wunderlichsten Planetenbilder und Kolben und Retorten, erinnernd an astrologische und alchimistische Studien.

In den Kisten, unter den Büchern des Großvaters befanden sich auch viele Schriften, die auf solche Geheimwissenschaften Bezug hatten. Die meisten Bücher waren freilich medizinische Scharteken. An philosophischen war kein Mangel, doch neben dem erzvernünftigen Cartesius[1] befanden sich auch Phantasten wie Paracelsus[2], van Helmont[3] und gar Agrippa von Nettesheim[4], dessen „Philosophia occulta" ich hier zum erstenmal zu Gesicht bekam. Schon den Knaben amüsierte die Dedikationsepistel an den Abt Trithem[5], dessen Antwortschreiben beigedruckt, wo dieser Compère dem andern Charlatan seine bombastischen Komplimente mit Zinsen zurückerstattet.

Der beste und kostbarste Fund jedoch, den ich in den bestäubten Kisten machte, war ein Notizenbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte, und von welchem die alten Muhmen immer so viel zu singen und zu sagen wußten.

Dieser Großoheim, welcher ebenfalls Simon de Geldern hieß, muß ein sonderbarer Heiliger gewesen sein. Den Zunamen der „Morgenländer" empfing er, weil er große Reisen im Oriente gemacht und sich bei seiner Rückkehr immer in orientalische Tracht kleidete.

Am längsten scheint er in den Küstenstädten Nordafrikas, namentlich in den marokkanischen Staaten, verweilt zu haben, wo

---

[1] Vgl. Bd. IV, S. 205 ff.

[2] Vgl. Bd. IV, S. 226.

[3] Johann Baptist van Helmont (1577—1644), Arzt und Philosoph, Nachfolger des Paracelsus.

[4] Vgl. Bd. V, S. 260.

[5] Vgl. Bd. VI, S. 498 f.

er von einem Portugiesen das Handwerk eines Waffenschmieds erlernte und dasselbe mit Glück betrieb.

Er wallfahrtete nach Jerusalem, wo er in der Verzückung des Gebetes, auf dem Berge Moria, ein Gesicht hatte. Was sah er? Er offenbarte es nie.

Ein unabhängiger Beduinenstamm, der sich nicht zum Islam, sondern zu einer Art Mosaismus bekannte und in einer der unbekannten Oasen der nordafrikanischen Sandwüste gleichsam sein Absteigequartier hatte, wählte ihn zu seinem Anführer oder Scheik. Dieses kriegerische Völkchen lebte in Fehde mit allen Nachbarstämmen und war der Schrecken der Karawanen. Europäisch zu reden: mein seliger Großoheim, der fromme Visionär vom heiligen Berge Moria, ward Räuberhauptmann. In dieser schönen Gegend erwarb er auch jene Kenntnisse von Pferdezucht und jene Reiterkünste, womit er nach seiner Heimkehr ins Abendland so viele Bewunderung erregte.

An den verschiedenen Höfen, wo er sich lange aufhielt, glänzte er auch durch seine persönliche Schönheit und Stattlichkeit sowie auch durch die Pracht der orientalischen Kleidung, welche besonders auf die Frauen ihren Zauber übte. Er imponierte wohl noch am meisten durch sein vorgebliches Geheimwissen, und niemand wagte es, den allmächtigen Nekromanten bei seinen hohen Gönnern herabzusetzen. Der Geist der Intrige fürchtete die Geister der Kabala.

Nur sein eigener Übermut konnte ihn ins Verderben stürzen, und sonderbar geheimnisvoll schüttelten die alten Muhmen ihre greisen Köpflein, wenn sie etwas von dem galanten Verhältnis munkelten, worin der „Morgenländer“ mit einer sehr erlauchten Dame stand, und dessen Entdeckung ihn nötigte, aufs schleunigste den Hof und das Land zu verlassen. Nur durch die Flucht mit Hinterlassung aller seiner Habseligkeiten konnte er dem sichern Tode entgehen, und eben seiner erprobten Reiterkunst verdankte er seine Rettung.

Nach diesem Abenteuer scheint er in England einen sichern, aber kümmerlichen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ich schließe solches aus einer zu London gedruckten Broschüre des Großoheims, welche ich einst, als ich in der Düsseldorfer Bibliothek bis zu den höchsten Bücherbrettern kletterte, zufällig entdeckte. Es war ein Oratorium in französischen Versen, betitelt „Moses auf dem Horeb“, hatte vielleicht Bezug auf die erwähnte Vision, die Vorrede war

aber in englischer Sprache geschrieben und von London datiert; die Verse, wie alle französische Verse, gereimtes lauwarmes Wasser, aber in der englischen Prosa der Vorrede verriet sich der Unmut eines stolzen Mannes, der sich in einer dürftigen Lage befindet.

Aus dem Notizenbuch des Großoheims konnte ich nicht viel Sicheres ermitteln; es war, vielleicht aus Vorsicht, meistens mit arabischen, syrischen und koptischen Buchstaben geschrieben, worin sonderbar genug französische Citate vorkamen, z. B. sehr oft der Vers:

„Où l'innocence périt c'est un crime de vivre."

Mich frappierten auch manche Äußerungen, die ebenfalls in französischer Sprache geschrieben; letztere scheint das gewöhnliche Idiom des Schreibenden gewesen zu sein.

Eine rätselhafte Erscheinung, schwer zu begreifen, war dieser Großoheim. Er führte eine jener wunderlichen Existenzen, die nur im Anfang und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts möglich gewesen; er war halb Schwärmer, der für kosmopolitische, weltbeglückende Utopien Propaganda machte, halb Glücksritter, der im Gefühl seiner individuellen Kraft die morschen Schranken einer morschen Gesellschaft durchbricht oder überspringt. Jedenfalls war er ganz ein Mensch.

Sein Charlatanismus, den wir nicht in Abrede stellen, war nicht von gemeiner Sorte. Er war kein gewöhnlicher Charlatan, der den Bauern auf den Märkten die Zähne ausreißt, sondern er drang mutig in die Paläste der Großen, denen er den stärksten Backzahn ausriß, wie weiland Ritter Hüon von Bordeaux dem Sultan von Babilon that. Klappern gehört zum Handwerk, sagt das Sprichwort, und das Leben ist ein Handwerk wie jedes andre.

Und welcher bedeutende Mensch ist nicht ein bißchen Charlatan? Die Charlatane der Bescheidenheit sind die schlimmsten mit ihrem demütig thuenden Dünkel! Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer charlatanischen Zuthat.

Der Zweck heiligt die Mittel. Hat doch der liebe Gott selbst, als er auf dem Berg Sinai sein Gesetz promulgierte, nicht verschmäht, bei dieser Gelegenheit tüchtig zu blitzen und zu donnern, obgleich das Gesetz so vortrefflich, so göttlich gut war, daß es füglich aller Zuthat von leuchtendem Kolophonium und donnernden Paukenschlägen entbehren konnte. Aber der Herr kannte sein Publikum, das mit seinen Ochsen und Schafen und aufgesperrten Mäulern unten am Berge stand, und welchem gewiß ein physi-

kalisches Kunststück mehr Bewunderung einflößen konnte als alle Mirakel des ewigen Gedankens.

Wie dem auch sei, dieser Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beschäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüt, und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, daß mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen!

In der Nacht spiegelte sich dasselbe retrospektiv zurück in meine Träume. Mein Leben glich damals einem großen Journal, wo die obere Abteilung die Gegenwart, den Tag mit seinen Tagesberichten und Tagesdebatten, enthielt, während in der unteren Abteilung die poetische Vergangenheit in fortlaufenden Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons sich phantastisch kundgab.

In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Großohm, und mit Grauen fühlte ich zugleich, daß ich ein anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab es Örtlichkeiten, die ich nie vorher gesehen, da gab es Verhältnisse, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte ich dort mit sicherem Fuß und sicherem Verhalten.

Da begegneten mir Menschen in brennend bunten, sonderbaren Trachten und mit abenteuerlich wüsten Physiognomien, denen ich dennoch wie alten Bekannten die Hände drückte; ihre wildfremde, nie gehörte Sprache verstand ich, zu meiner Verwunderung antwortete ich ihnen sogar in derselben Sprache, während ich mit einer Heftigkeit gestikulierte, die mir nie eigen war, und während ich sogar Dinge sagte, die mit meiner gewöhnlichen Denkweise widerwärtig kontrastierten.

Dieser wunderliche Zustand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbstbewußtseins kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idiosynkrasie, manche fatale Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war.

Wenn ich Fehler begehe, deren Entstehung mir unbegreiflich

erscheint, schiebe ich sie gern auf Rechnung meines morgenländischen Doppelgängers. Als ich einst meinem Vater eine solche Hypothese mitteilte, um ein kleines Versehen zu beschönigen, bemerkte er schalkhaft: er hoffe, daß mein Großoheim keine Wechsel unterschrieben habe, die mir einst zur Bezahlung präsentiert werden könnten.

Es sind mir keine solche orientalischen Wechsel vorgezeigt worden, und ich habe genug Nöte mit meinen eigenen occidentalischen Wechseln gehabt.

Aber es gibt gewiß noch schlimmere Schulden als Geldschulden, welche uns die Vorfahren zur Tilgung hinterlassen. Jede Generation ist eine Fortsetzung der andern und ist verantwortlich für ihre Thaten. Die Schrift sagt: die Väter haben Härlinge (unreife Trauben) gegessen, und die Enkel haben davon schmerzhaft taube Zähne bekommen.

Es herrscht eine Solidarität der Generationen, die aufeinander folgen, ja die Völker, die hintereinander in die Arena treten, übernehmen eine solche Solidarität, und die ganze Menschheit liquidiert am Ende die große Hinterlassenschaft der Vergangenheit. Im Thale Josaphat wird das große Schuldbuch vernichtet werden oder vielleicht vorher noch durch einen Universalbankrott.

Der Gesetzgeber der Juden hat diese Solidarität tief erkannt und besonders in seinem Erbrecht sanktioniert; für ihn gab es vielleicht keine individuelle Fortdauer nach dem Tode, und er glaubte nur an die Unsterblichkeit der Familie; alle Güter waren Familieneigentum, und niemand konnte sie so vollständig alienieren, daß sie nicht zu einer gewissen Zeit an die Familienglieder zurückfielen.

Einen schroffen Gegensatz zu jener menschenfreundlichen Idee des mosaischen Gesetzes[1] bildet das römische, welches ebenfalls im Erbrechte den Egoismus des römischen Charakters bekundet.

Ich will hierüber keine Untersuchungen eröffnen, und meine persönlichen Bekenntnisse verfolgend, will ich vielmehr die Gelegenheit benutzen, die sich mir hier bietet, wieder durch ein Beispiel zu zeigen, wie die harmlosesten Thatsachen zuweilen zu den böswilligsten Insinuationen von meinen Feinden benutzt worden. Letztere wollen nemlich die Entdeckung gemacht haben, daß ich bei biographischen Mitteilungen sehr viel von meiner mütterlichen

[1] Vgl. Bd. VI, S. 61.

Familie, aber gar nichts von meinen väterlichen Sippen und Magen spräche, und sie bezeichneten solches als ein absichtliches Hervorheben und Verschweigen und beschuldigten mich derselben eiteln Hintergedanken, die man auch meinem seligen Kollegen Wolfgang Goethe vorwarf.

Es ist freilich wahr, daß in dessen Memoiren sehr oft von dem Großvater von väterlicher Seite, welcher als gestrenger Herr Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt präsidierte, mit besonderem Behagen die Rede ist, während der Großvater von mütterlicher Seite, der als ehrsames Flickschneiderlein auf der Bockenheimer Gasse auf dem Werktische hockte und die alten Hosen der Republik ausbesserte, mit keinem Worte erwähnt wird.[1]

Ich habe Goethen in betreff dieses Ignorierens nicht zu vertreten, doch was mich selbst betrifft, möchte ich jene böswilligen und oft ausgebeuteten Interpretationen und Insinuationen dahin berichten, daß es nicht meine Schuld ist, wenn in meinen Schriften von einem väterlichen Großvater nie gesprochen ward. Die Ursache ist ganz einfach: ich habe nie viel von ihm zu sagen gewußt. Mein seliger Vater war als ganz fremder Mann nach meiner Geburtsstadt Düsseldorf gekommen und besaß hier keine Anverwandten, keine jener alten Muhmen und Basen, welche die weiblichen Barden sind, die der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer Monotonie vorsingen, während sie die bei den schottischen Barden obligate Dudelsackbegleitung durch das Schnarren ihrer Nasen ersetzen. Nur über die großen Kämpen des mütterlichen Clans konnte von dieser Seite mein junges Gemüt frühe Eindrücke empfangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräunle oder Brunhildis erzählte.

Mein Vater selbst war sehr einsilbiger Natur, sprach nicht gern, und einst als kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich die Werkeltage in der öden Franziskaner-Klosterschule, jedoch die Sonntage zu Hause zubrachte, nahm ich hier eine Gelegenheit wahr, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater[2] gewesen sei. Auf diese Frage antwortete er halb lachend, halb unwirsch: „Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart."

---

[1] Vielmehr spricht Goethe in „Dichtung und Wahrheit" oft vom Großvater mütterlicherseits, dem Schultheißen Textor, während er den Großvater väterlicherseits, der Schneider und später vermögender Gastwirt war, nicht gekannt hat.

[2] Vgl. Bd. II, S. 470.

Den andern Tag, als ich in den Schulsaal trat, wo ich bereits meine kleinen Kameraden versammelt fand, beeilte ich mich sogleich ihnen die wichtige Neuigkeit zu erzählen: daß mein Großvater ein kleiner Jude war, welcher einen langen Bart hatte.

Kaum hatte ich diese Mitteilung gemacht, als sie von Mund zu Mund flog, in allen Tonarten wiederholt ward, mit Begleitung von nachgeäfften Tierstimmen. Die Kleinen sprangen über Tische und Bänke, rissen von den Wänden die Rechentafeln, welche auf den Boden purzelten nebst den Tintenfässern, und dabei wurde gelacht, gemeckert, gegrunzt, gebellt, gekräht — ein Höllenspektakel, dessen Refrain immer der Großvater war, der ein kleiner Jude gewesen und einen großen Bart hatte.

Der Lehrer, welchem die Klasse gehörte, vernahm den Lärm und trat mit zornglühendem Gesichte in den Saal und fragte gleich nach dem Urheber dieses Unfugs. Wie immer in solchen Fällen geschieht: ein jeder suchte kleinlaut sich zu diskulpieren, und am Ende der Untersuchung ergab es sich, daß ich Ärmster überwiesen ward, durch meine Mitteilung über meinen Großvater den ganzen Lärm veranlaßt zu haben, und ich büßte meine Schuld durch eine bedeutende Anzahl Prügel.

Es waren die ersten Prügel, die ich auf dieser Erde empfing, und ich machte bei dieser Gelegenheit schon die philosophische Betrachtung, daß der liebe Gott, der die Prügel erschaffen, in seiner gütigen Weisheit auch dafür sorgte, daß derjenige, welcher sie erteilt, am Ende müde wird, indem sonst am Ende die Prügel unerträglich würden.

Der Stock, womit ich geprügelt ward, war ein Rohr von gelber Farbe, doch die Streifen, welche dasselbe auf meinem Rücken ließ, waren dunkelblau. Ich habe sie nicht vergessen.

Auch den Namen des Lehrers, der mich so unbarmherzig schlug, vergaß ich nicht: es war der Pater Dickerscheit; er wurde bald von der Schule entfernt, aus Gründen, die ich ebenfalls nicht vergessen, aber nicht mitteilen will.

Der Liberalismus hat den Priesterstand oft genug mit Unrecht verunglimpft, und man könnte ihm wohl jetzt einige Schonung angedeihen lassen, wenn ein unwürdiges Mitglied Verbrechen begeht, die am Ende doch nur der menschlichen Natur oder vielmehr Unnatur beizumessen sind.

Wie der Name des Mannes, der mir die ersten Prügel erteilte, blieb mir auch der Anlaß im Gedächtnis, nämlich meine

unglückliche genealogische Mitteilung, und die Nachwirkung jener frühen Jugendeindrücke ist so groß, daß jedesmal, wenn von kleinen Juden mit großen Bärten die Rede war, mir eine unheimliche Erinnerung grüselnd über den Rücken lief. „Gesottene Katze scheut den kochenden Kessel", sagt das Sprüchwort, und jeder wird leicht begreifen, daß ich seitdem keine große Neigung empfand, nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publikum, wie einst dem kleinen, dahinbezügliche Mitteilungen zu machen.

Meine Großmutter väterlicherseits, von welcher ich ebenfalls nur wenig zu sagen weiß, will ich jedoch nicht unerwähnt lassen. Sie war eine außerordentlich schöne Frau und einzige Tochter eines Bankiers zu Hamburg, der wegen seines Reichtums weit und breit berühmt war. Diese Umstände lassen mich vermuten, daß der kleine Jude, der die schöne Person aus dem Hause ihrer hochbegüterten Eltern nach seinem Wohnorte Hannover heimführte, noch außer seinem großen Barte sehr rühmliche Eigenschaften besessen und sehr respektabel gewesen sein muß.

Er starb frühe, eine junge Witwe mit sechs Kindern, sämtlich Knaben im zartesten Alter, zurücklassend. Sie kehrte nach Hamburg zurück und starb dort ebenfalls nicht sehr betagt.

Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg sah ich einst das Porträt der Großmutter. Der Maler, welcher in Rembrandtscher Manier nach Licht- und Schatteneffekten haschte, hatte dem Bilde eine schwarze klösterliche Kopfbedeckung, eine fast ebenso strenge, dunkle Robe und den pechdunkelsten Hintergrund erteilt, so daß das vollwangigte, mit einem Doppelkinn versehene Gesicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorschimmerte.

Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, sie waren zugleich milde und ernsthaft, und besonders die Morbidezza[1] der Hautfarbe gab dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von Vornehmheit eigentümlicher Art; hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Brust gemalt, so hätte man sicher geglaubt, das Porträt irgend einer gefürsteten Äbtissin eines protestantischen adligen Stiftes zu sehen.

Von den Kindern meiner Großmutter haben, soviel ich weiß,

---

[1] Zartheit, Weichheit; in der Malerei Kunstausdruck für den Schmelz in der Darstellung des Fleisches.

nur zwei ihre außerordentliche Schönheit geerbt, nämlich mein Vater und mein Oheim Salomon Heine, der verstorbene Chef des hamburgischen Bankierhauses dieses Namens.

Die Schönheit meines Vaters hatte etwas Überweiches, Charakterloses, fast Weibliches. Sein Bruder besaß vielmehr eine männliche Schönheit, und er war überhaupt ein Mann, dessen Charakterstärke sich auch in seinen edelgemessenen, regelmäßigen Zügen imposant, ja manchmal sogar verblüffend offenbarte.

Seine Kinder waren alle ohne Ausnahme zur entzückendsten Schönheit emporgeblüht, doch der Tod raffte sie dahin in ihrer Blüte, und von diesem schönen Menschenblumenstrauß leben jetzt nur zwei, der jetzige Chef des Bankierhauses[1] und seine Schwester, eine seltene Erscheinung mit — — —[2]

Ich hatte alle diese Kinder so lieb, und ich liebte auch ihre Mutter, die ebenfalls so schön war und früh dahinschied, und alle haben mir viele Thränen gekostet. Ich habe wahrhaftig in diesem Augenblicke nötig, meine Schellenkappe zu schütteln, um die weinerlichen Gedanken zu überklingeln.

Ich habe oben gesagt, daß die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er zumal in seiner Jugend oft erprobt, und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugnis derselben. Es sollte das keine unziemliche Äußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich geründet waren. Den Konturen seiner Züge fehlte das Markierte, und sie verschwammen ins Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er nicht eben mager gewesen zu sein.

In dieser Vermutung bestätigt mich ein Porträt, welches seitdem in einer Feuersbrunst bei meiner Mutter verloren ging und meinen Vater als einen jungen Menschen von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren, in roter Uniform, das Haupt gepudert und versehen mit einem Haarbeutel, darstellt.

---

[1] Karl Heine, mit dem der Dichter den berüchtigten Erbschaftsstreit gehabt hatte.

[2] Therese Halle, geborne Heine (1807—80). Mit ihr war Heine wahrscheinlich so gut wie verlobt gewesen. Vgl. die Einleitung über Heines Leben und Werke. — Maximilian hat an dieser Stelle abermals ein Stück des Manuskripts abgetrennt und vernichtet.

Dieses Porträt war günstigerweise mit Pastellfarbe gemalt. Ich sage günstigerweise, da letztere weit besser als die Ölfarbe mit dem hinzukommenden Glanzleinenfirnis jenen Blütenstaub wiedergeben kann, den wir auf den Gesichtern der Leute, welche Puder tragen, bemerken, und die Unbestimmtheit der Züge vorteilhaft verschleiert. Indem der Maler auf besagtem Porträt mit den kreideweiß gepuderten Haaren und der ebenso weißen Halsbinde das rosichte Gesicht enkadrierte, verlieh er demselben durch den Kontrast ein stärkeres Kolorit, und es tritt kräftiger hervor.

Auch die scharlachrote Farbe des Rocks, die auf Ölgemälden so schauderhaft uns angrinst, macht hier im Gegenteil einen guten Effekt, indem dadurch die Rosenfarbe des Gesichtes angenehm gemildert wird.

Der Typus von Schönheit, der sich in den Zügen desselben aussprach, erinnerte weder an die strenge keusche Idealität der griechischen Kunstwerke noch an den spiritualistisch schwärmerischen, aber mit heidnischer Gesundheit geschwängerten Stil der Renaissance; nein, besagtes Porträt trug vielmehr ganz den Charakter einer Zeit, die eben keinen Charakter besaß, die minder die Schönheit als das Hübsche, das Niedliche, das Kokett-Zierliche liebte; einer Zeit, die es in der Fadheit bis zur Poesie brachte, jener süßen, geschnörkelten Zeit des Rokoko, die man auch die Haarbeutelzeit nannte und die wirklich als Wahrzeichen, nicht an der Stirn, sondern am Hinterkopfe, einen Haarbeutel trug. Wäre das Bild meines Vaters auf besagtem Porträte etwas mehr Miniatur gewesen, so hätte man glauben können, der vortreffliche Watteau habe es gemalt, um mit phantastischen Arabesken von bunten Edelsteinen und Goldflittern umrahmt auf einem Fächer der Frau von Pompadour zu paradieren.

Bemerkenswert ist vielleicht der Umstand, daß mein Vater auch in seinen späteren Jahren der altfränkischen Mode des Puders treu blieb und bis an sein seliges Ende sich alle Tage pudern ließ, obgleich er das schönste Haar, das man sich denken kann, besaß. Es war blond, fast golden und von einer Weichheit, wie ich sie nur bei chinesischer Flockseide gefunden.

Den Haarbeutel hätte er gewiß ebenfalls gern beibehalten, jedoch der fortschreitende Zeitgeist war unerbittlich. In dieser Bedrängnis fand mein Vater ein beschwichtigendes Auskunftsmittel. Er opferte nur die Form, das schwarze Säckchen, den Beutel; die langen Haarlocken jedoch selbst trug er seitdem wie ein

breitgeflochtenes Chignon mit kleinen Kämmchen auf dem Haupte befestigt. Diese Haarflechte war bei der Weichheit der Haare und wegen des Puders fast gar nicht bemerkbar, und so war mein Vater doch im Grunde kein Abtrünniger des alten Haarbeuteltums, und er hatte nur wie so mancher Krypto-Orthodoxe dem grausamen Zeitgeiste sich äußerlich gefügt.

Die rote Uniform, worin mein Vater auf dem erwähnten Porträte abkonterfeit ist, deutet auf hannöversche Dienstverhältnisse. Im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland[1] befand sich mein Vater zu Anfang der französischen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius oder, wie es die Franzosen nennen, eines Officier de bouche; die Preußen nennen es einen „Mehlwurm“.

Das eigentliche Amt des blutjungen Menschen war aber das eines Günstlings des Prinzen, eines Brummels[2] au petit pied und ohne gesteifte Krawatte, und er teilte auch am Ende das Schicksal solcher Spielzeuge der Fürstengunst. Mein Vater blieb zwar zeitlebens fest überzeugt, daß der Prinz, welcher später König von Hannover ward, ihn nie vergessen habe, doch wußte er sich nie zu erklären, warum der Prinz niemals nach ihm schickte, niemals sich nach ihm erkundigen ließ, da er doch nicht wissen konnte, ob sein ehemaliger Günstling nicht in Verhältnissen lebte, wo er etwa seiner bedürftig sein möchte.

Aus jener Feldzugsperiode stammen manche bedenkliche Liebhabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmählich abgewöhnen konnte. Z. B. er ließ sich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatische Kunst oder vielmehr ihre Priesterinnen, und gar Pferde und Hunde waren seine Passion. Bei seiner Ankunft in Düsseldorf, wo er sich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablierte, hatte er zwölf der schönsten Gäule mitgebracht. Er entäußerte sich aber derselben auf ausdrücklichen Wunsch seiner jungen Gattin, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Kapital zu viel Hafer fresse und gar nichts eintrage.

---

[1] Des späteren Königs Ernst August von Hannover. Vgl. Bd. II, S. 471.

[2] Der Engländer George Bryan Brummell (1778—1840), gewöhnlich „Beau Brummell“ genannt, berühmt wegen seines feinen Geschmackes in Modesachen, war der Freund und Günstling des Prinzen von Wales, späteren Königs Georg IV. von England.

Schwerer ward es meiner Mutter, auch den Stallmeister zu entfernen, einen vierschrötigen Flegel, der beständig mit irgend einem aufgegabelten Lump im Stalle lag und Karten spielte. Er ging endlich von selbst in Begleitung einer goldenen Repetieruhr meines Vaters und einiger anderer Kleinodien von Wert.

Nachdem meine Mutter den Taugenichts los war, gab sie auch den Jagdhunden meines Vaters ihre Entlassung, mit Ausnahme eines einzigen, welcher Joly hieß, aber erzhäßlich war. Er fand Gnade in ihren Augen, weil er eben gar nichts von einem Jagdhund an sich hatte und ein bürgerlich treuer und tugendhafter Haushund werden konnte. Er bewohnte im leeren Stalle die alte Kalesche meines Vaters, und wenn dieser hier mit ihm zusammentraf, warfen sie sich wechselseitig bedeutende Blicke zu. „Ja, Joly", seufzte dann mein Vater, und Joly wedelte wehmütig mit dem Schwanze.

Ich glaube, der Hund war ein Heuchler, und einst in übler Laune, als sein Liebling über einen Fußtritt allzu jämmerlich wimmerte, gestand mein Vater, daß die Kanaille sich verstelle. Am Ende ward Joly sehr räudig, und da er eine wandelnde Kaserne von Flöhen geworden, mußte er ersäuft werden, was mein Vater ohne Einspruch geschehen ließ. — Die Menschen sakrifizieren ihre vierfüßigen Günstlinge mit derselben Indifferenz wie die Fürsten die zweifüßigen.

Aus der Feldlagerperiode meines Vaters stammte auch wohl seine grenzenlose Vorliebe für den Soldatenstand oder vielmehr für das Soldatenspiel, die Lust an jenem lustigen, müßigen Leben, wo Goldflitter und Scharlachlappen die innere Leere verhüllen und die berauschte Eitelkeit sich als Mut geberden kann.

In seiner junkerlichen Umgebung gab es weder militärischen Ernst noch wahre Ruhmsucht; von Heroismus konnte gar nicht die Rede sein. Als die Hauptsache erschien ihm die Wachtparade, das klirrende Wehrgehenke, die straffanliegende Uniform, so kleidsam für schöne Männer.

Wie glücklich war daher mein Vater, als zu Düsseldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derselben die schöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufschlägen versehene Uniform tragen und an der Spitze seiner Kolonnen an unserem Hause vorbeidefilieren konnte. Vor meiner Mutter, welche errötend am Fenster stand, salutierte er dann mit allerliebster Kourtoisie; der Federbusch auf seinem dreieckigen Hute flatterte da so stolz, und im Sonnenlicht blitzten freudig die Epauletten.

Noch glücklicher war mein Vater in jener Zeit, wenn die Reihe an ihn kam, als kommandierender Offizier die Hauptwache zu beziehen und für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. An solchen Tagen floß auf der Hauptwache eitel Rüdesheimer und Aßmannshäuser von den trefflichsten Jahrgängen, alles auf Rechnung des kommandierenden Offiziers, dessen Freigebigkeit seine Bürgergardisten, seine Krethi und Plethi, nicht genug zu rühmen wußten.

Auch genoß mein Vater unter ihnen eine Popularität, die gewiß ebenso groß war wie die Begeisterung, womit die alte Garde den Kaiser Napoleon umjubelte. Dieser freilich verstand seine Leute in anderer Weise zu berauschen. Den Garden meines Vaters fehlte es nicht an einer gewissen Tapferkeit, zumal wo es galt, eine Batterie von Weinflaschen, deren Schlünde vom größten Kaliber, zu erstürmen. Aber ihr Heldenmut war doch von einer andern Sorte als die, welche wir bei der alten Kaisergarde fanden. Letztere starb und übergab sich nicht, während die Gardisten meines Vaters immer am Leben blieben und sich oft übergaben.

Was die Sicherheit der Stadt Düsseldorf betrifft, so mag es sehr bedenklich damit ausgesehen haben in den Nächten, wo mein Vater auf der Hauptwache kommandierte. Er trug zwar Sorge, Patrouillen auszuschicken, die singend und klirrend in verschiedenen Richtungen die Stadt durchstreiften. Es geschah einst, daß zwei solcher Patrouillen sich begegneten und in der Dunkelheit die einen die andern als Trunkenbolde und Ruhestörer arretieren wollten. Zum Glück sind meine Landsleute ein harmlos fröhliches Völkchen, sie sind im Rausche gutmütig, „ils ont le vin bon“, und es geschah kein Malheur; sie übergaben sich wechselseitig.

Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüte war beständig Kirmes, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurden doch immer die Violinen gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte.

Dieses Naturell stand im wunderlichsten Widerspruch mit der Gravität, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab. Wer ihn nicht kannte und zum ersten Male diese ernsthafte, gepuderte Gestalt und diese wichtige Miene sah, hätte gewiß glauben

können, einen von den sieben Weisen Griechenlands zu erblicken. Aber bei näherer Bekanntschaft merkte man wohl, daß er weder ein Thales noch ein Lampsakus[1] war, der über kosmogonische Probleme nachgrüble. Jene Gravität war zwar nicht erborgt, aber sie erinnerte doch an jene antiken Basreliefs, wo ein heiteres Kind sich eine große tragische Maske vor das Antlitz hält.

Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivetät, die bei platten Verstandesvirtuosen sehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgend einen tiefsinnigen Ausspruch das bedeutendste Anschauungsvermögen (Intuition) verriet.

Er witterte mit seinen geistigen Fühlhörnern, was die Klugen erst langsam durch die Reflektion begriffen. Er dachte weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen und hatte das liebenswürdigste Herz, das man sich denken kann. Das Lächeln, das manchmal um seine Lippen spielte und mit der oben erwähnten Gravität gar drollig anmutig kontrastierte, war der süße Widerschein seiner Seelengüte.

Auch seine Stimme, obgleich männlich, klangvoll, hatte etwas Kindliches, ich möchte fast sagen etwas, das an Waldtöne, etwa an Rotkehlchenlaute erinnerte; wenn er sprach, so drang seine Stimme so direkt zu Herzen, als habe sie gar nicht nötig gehabt, den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der südlichen Nachbarschaft dieser Stadt, das Deutsche am besten ausgesprochen wird. Das war ein großer Vorteil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toscana[2] einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen, und Kobes[3] klüngelt mit Marizzebill[3] in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht.

In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Über-

---

[1] Thales, berühmter griechischer Philosoph, zu den sieben Weisen gehörig, lebte etwa 640—543 v. Chr. Geb. — Lampsakus ist kein Philosoph, sondern eine Stadt. Heine muß sich verschrieben haben.

[2] In Toscana soll das beste Italienisch gesprochen werden.

[3] Kobes = Jakobus (vgl. Bd. II, S. 210); Marizzebill = Maria Sibylla; Figur des Kölner Puppentheaters; vgl. Bd. I, S. 337.

gang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe. Ich will der holländischen Sprache beileibe nicht ihre eigentümlichen Schönheiten absprechen, nur gestehe ich, daß ich kein Ohr dafür habe. Es mag sogar wahr sein, daß unsere eigene deutsche Sprache, wie patriotische Linguisten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verdorbenes Holländisch sei. Es ist möglich.

Dieses erinnert mich an die Behauptung eines kosmopolitischen Zoologen, welcher den Affen für den Ahnherrn des Menschengeschlechts erklärt; die Menschen sind nach seiner Meinung nur ausgebildete, ja überbildete Affen. Wenn die Affen sprechen könnten, sie würden wahrscheinlich behaupten, daß die Menschen nur ausgeartete Affen seien, daß die Menschheit ein verdorbenes Affentum, wie nach der Meinung der Holländer die deutsche Sprache ein verdorbenes Holländisch ist.[1]

Ich sage: wenn die Affen sprechen könnten, obgleich ich von solchem Unvermögen des Sprechens nicht überzeugt bin. Die Neger am Senegal versichern steif und fest, die Affen seien Menschen ganz wie wir, jedoch klüger, indem sie sich des Sprechens enthalten, um nicht als Menschen anerkannt und zum Arbeiten gezwungen zu werden; ihre skurrile Affenspäße seien lauter Pfiffigkeit, wodurch sie bei den Machthabern der Erde für untauglich erscheinen möchten, wie wir andre ausgebeutet zu werden.

Solche Entäußerung aller Eitelkeit würde mir von diesen Menschen, die ein stummes Inkognito beibehalten und sich vielleicht über unsere Einfalt lustig machen, eine sehr hohe Idee einflößen. Sie bleiben frei in ihren Wäldern, dem Naturzustand nie entsagend. Sie könnten wahrlich mit Recht behaupten, daß der Mensch ein ausgearteter Affe sei.

Vielleicht haben unsere Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert dergleichen schon geahnt, und indem sie instinktmäßig fühlten, wie unsere glatte Überzivilisation nur eine gefirnißte Fäulnis ist, und wie es nötig sei, zur Natur zurückzukehren, suchten sie sich unserem Urtypus, dem natürlichen Affentum, wieder zu nähern. Sie thaten das Mögliche, und als ihnen endlich, um ganz Affe zu sein, nur noch der Schwanz fehlte, ersetzten sie diesen Mangel durch den Zopf. So ist die Zopfmode ein bedeutsames Symptom eines ernsten Bedürfnisses und nicht ein Spiel der Frivolität — — doch ich suche vergebens durch das Schellen meiner Kappe die

---

[1] Vgl. oben S. 447, Mitte.

Wehmut zu überklingeln, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an meinen verstorbenen Vater denke.

Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt tot seit länger als 25 Jahren[1]. Ich dachte nie daran, daß ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daß ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht tot, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele.

Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen seligen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören wie das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, als müßt' ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe that.

Mein Vater pflegte immer sehr frühe aufzustehen und sich an seine Geschäfte zu begeben, im Winter wie im Sommer, und ich fand ihn gewöhnlich schon am Schreibtisch, wo er ohne aufzublicken mir die Hand hinreichte zum Kusse. Eine schöne, feingeschnittene, vornehme Hand, die er immer mit Mandelklei wusch. Ich sehe sie noch vor mir, ich sehe noch jedes blaue Äderchen, das diese blendend weiße Marmorhand durchrieselte. Mir ist, als steige der Mandelduft prickelnd in meine Nase, und das Auge wird feucht.

Zuweilen blieb es nicht beim bloßen Handkuß, und mein Vater nahm mich zwischen seine Knie und küßte mich auf die Stirn. Eines Morgens umarmte er mich mit ganz besonderer Zärtlichkeit und sagte: „Ich habe diese Nacht etwas Schönes von dir geträumt und bin sehr zufrieden mit dir, mein lieber Harry.“ Während er diese naiven Worte sprach, zog ein Lächeln um seine Lippen, welches zu sagen schien: mag der Harry sich noch so unartig in der Wirklichkeit aufführen, ich werde dennoch, um ihn ungetrübt zu lieben, immer etwas Schönes von ihm träumen.

Harry ist bei den Engländern der familiäre Name derjenigen, welche Henri heißen, und er entspricht ganz meinem deutschen Taufnamen „Heinrich“. Die familiären Benennungen des letztern sind in dem Dialekte meiner Heimat äußerst mißklingend, ja fast skurril, z. B. Heinz, Heinzchen, Hinz. Heinzchen werden oft auch die

[1] Er starb im Dezember 1828. Vgl. auch Bd. IV, S. 94.

kleinen Hauskobolde genannt, und der gestiefelte Kater im Puppenspiel und überhaupt der Kater in der Volksfabel heißt „Hinze".

Aber nicht um solcher Mißlichkeit abzuhelfen, sondern um einen seiner besten Freunde in England zu ehren, ward von meinem Vater mein Name anglisiert. Mr. Harry war meines Vaters Geschäftsführer (Korrespondent) in Liverpool; er kannte dort die besten Fabriken, wo Velveteen fabriziert wurde, ein Handelsartikel, der meinem Vater sehr am Herzen lag, mehr aus Ambition als aus Eigennutz, denn obgleich er behauptete, daß er viel Geld an jenem Artikel verdiene, so blieb solches doch sehr problematisch, und mein Vater hätte vielleicht noch Geld zugesetzt, wenn es darauf ankam, den Velveteen in besserer Qualität und in größerer Quantität abzusetzen als seine Kompetitoren. Wie denn überhaupt mein Vater eigentlich keinen berechnenden Kaufmannsgeist hatte, obgleich er immer rechnete, und der Handel für ihn vielmehr ein Spiel war, wie die Kinder Soldaten oder Kochen spielen.

Seine Thätigkeit war eigentlich nur eine unaufhörliche Geschäftigkeit. Der Velveteen war ganz besonders seine Puppe, und er war glücklich, wenn die großen Frachtkarren abgeladen wurden und schon beim Abpacken alle Handelsjuden der benachbarten Gegend die Hausflur füllten; denn die letzteren waren seine besten Kunden, und bei ihnen fand sein Velveteen nicht bloß den größten Absatz, sondern auch ehrenhafte Anerkennung.

Da du, teurer Leser, vielleicht nicht weißt, was „Velveteen" ist, so erlaube ich mir, dir zu erklären, daß dieses ein englisches Wort ist, welches samtartig bedeutet, und man benennt damit eine Art Samt von Baumwolle, woraus sehr schöne Hosen, Westen, sogar Kamisöle verfertigt werden. Es trägt dieser Kleidungsstoff auch den Namen „Manchester" nach der gleichnamigen Fabrikstadt, wo derselbe zuerst fabriziert wurde.

Weil nun der Freund meines Vaters, der sich auf den Einkauf des Velveteens am besten verstand, den Namen Harry führte, erhielt auch ich diesen Namen, und Harry ward ich genannt in der Familie und bei Hausfreunden und Nachbarn.

Ich höre mich noch jetzt sehr gern bei diesem Namen nennen, obgleich ich demselben auch viel Verdruß, vielleicht den empfindlichsten Verdruß meiner Kindheit verdankte. Erst jetzt, wo ich nicht mehr unter den Lebenden lebe und folglich alle gesellschaftliche Eitelkeit in meiner Seele erlischt, kann ich ohne Befangenheit davon sprechen.

Hier in Frankreich ist mir gleich nach meiner Ankunft in Paris mein deutscher Name „Heinrich“ in „Henri“ übersetzt worden, und ich mußte mich darin schicken und auch endlich hierzulande selbst so nennen, da das Wort Heinrich dem französischen Ohr nicht zusagte und überhaupt die Franzosen sich alle Dinge in der Welt recht bequem machen. Auch den Namen „Henri Heine“ haben sie nie recht aussprechen können, und bei den meisten heiße ich Mr. Enri Enn; von vielen wird dieses in ein Enrienne zusammengezogen, und einige nannten mich Mr. Un rien.

Das schadet mir in mancherlei litterärischer Beziehung, gewährt aber auch wieder einigen Vorteil. Z. B. unter meinen edlen Landsleuten, welche nach Paris kommen, sind manche, die mich hier gern verlästern möchten, aber da sie immer meinen Namen deutsch aussprechen, so kommt es den Franzosen nicht in den Sinn, daß der Bösewicht und Unschuldbrunnenvergifter, über den so schrecklich geschimpft ward, kein anderer als ihr Freund Monsieur Enrienne sei, und jene edlen Seelen haben vergebens ihrem Tugendeifer die Zügel schießen lassen; die Franzosen wissen nicht, daß von mir die Rede ist, und die transrhenanische Tugend hat vergebens alle Bolzen der Verleumdung abgeschossen.

Es hat aber, wie gesagt, etwas Mißliches, wenn man unsern Namen schlecht ausspricht. Es gibt Menschen, die in solchen Fällen eine große Empfindlichkeit an den Tagen legen. Ich machte mir mal den Spaß, den alten Cherubini zu befragen, ob es wahr sei, daß der Kaiser Napoleon seinen Namen immer wie Scherubini und nicht wie Kerubini ausgesprochen, obgleich der Kaiser des Italienischen genugsam kundig war, um zu wissen, wo das italienische ch wie ein que oder k ausgesprochen wird. Bei dieser Anfrage expektorierte sich der alte Maestro mit höchst komischer Wut.

Ich habe dergleichen nie empfunden.

Heinrich, Harry, Henri — alle diese Namen klingen gut, wenn sie von schönen Lippen gleiten. Am besten freilich klingt Signor Enrico. So hieß ich in jenen hellblauen, mit großen silbernen Sternen gestickten Sommernächten jenes edlen und unglücklichen Landes, das die Heimat der Schönheit ist und Raffael Sanzio von Urbino, Joachimo Rossini und die Principessa Cristina Belgiojoso[1] hervorgebracht hat.

---

[1] Heines geistvolle Freundin, für die politische Befreiung ihres Vaterlandes eifrig wirkend; vgl. auch Bd. IV, S. 559, und Bd. VI, S. 389.

Da mein körperlicher Zustand mir alle Hoffnung raubt, jemals wieder in der Gesellschaft zu leben, und letztere wirklich nicht mehr für mich existiert, so habe ich auch die Fessel jener persönlichen Eitelkeit abgestreift, die jeden behaftet, der unter den Menschen, in der sogenannten Welt, sich herumtreiben muß.

Ich kann daher jetzt mit unbefangenem Sinn von dem Mißgeschick sprechen, das mit meinem Namen „Harry“ verbunden war und mir die schönsten Frühlingsjahre des Lebens vergällte und vergiftete.

Es hatte damit folgende Bewandtnis. In meiner Vaterstadt wohnte ein Mann, welcher „der Dreckmichel“ hieß, weil er jeden Morgen mit einem Karren, woran ein Esel gespannt war, die Straßen der Stadt durchzog und vor jedem Hause stillhielt, um den Kehricht, welchen die Mädchen in zierlichen Haufen zusammengekehrt, aufzuladen und aus der Stadt nach dem Mistfelde zu transportieren. Der Mann sah aus wie sein Gewerbe, und der Esel, welcher seinerseits wie sein Herr aussah, hielt still vor den Häusern oder setzte sich in Trab, je nachdem die Modulation war, womit der Michel ihm das Wort „Haarüh!“ zurief.

War solches sein wirklicher Name oder nur ein Stichwort? Ich weiß nicht, doch so viel ist gewiß, daß ich durch die Ähnlichkeit jenes Wortes mit meinem Namen Harry außerordentlich viel Leid von Schulkameraden und Nachbarskindern auszustehen hatte. Um mich zu nergeln, sprachen sie ihn ganz so aus, wie der Dreckmichel seinen Esel rief, und ward ich darob erbost, so nahmen die Schälke manchmal eine ganz unschuldige Miene an und verlangten, um jede Verwechselung zu vermeiden, ich sollte sie lehren, wie mein Name und der des Esels ausgesprochen werden müßten, stellten sich aber dabei sehr ungelehrig, meinten, der Michel pflege die erste Silbe immer sehr langsam anzuziehen, während er die zweite Silbe immer sehr schnell abschnappen lasse; zu anderen Zeiten geschähe das Gegenteil, wodurch der Ruf wieder ganz meinem eigenen Namen gleichlaute, und indem die Buben in der unsinnigsten Weise alle Begriffe und mich mit dem Esel und wieder diesen mit mir verwechselten, gab es tolle Coq-à l'âne, über die jeder andere lachen, aber ich selbst weinen mußte.

Als ich mich bei meiner Mutter beklagte, meinte sie, ich solle nur suchen, viel zu lernen und gescheit zu werden, und man werde mich dann nie mit einem Esel verwechseln.

Aber meine Homonymität mit dem schäbigen Langohr blieb

mein Alp. Die großen Buben gingen vorbei und grüßten: „Haarüh!“ die kleineren riefen mir denselben Gruß, aber in einiger Entfernung. In der Schule ward dasselbe Thema mit raffinierter Grausamkeit ausgebeutet; wenn nur irgend von einem Esel die Rede war, schielte man nach mir, der ich immer errötete, und es ist unglaublich, wie Schulknaben überall Anzüglichkeiten hervorzuheben oder zu erfinden wissen.

Z. B. der eine frug den andern: „Wie unterscheidet sich das Zebra von dem Esel des Barlaam, Sohn Boers?“ Die Antwort lautete: „Der eine spricht zebräisch und der andere sprach hebräisch.“ — Dann kam die Frage: „Wie unterscheidet sich aber der Esel des Dreckmichels von seinem Namensvetter“, und die impertinente Antwort war: „Den Unterschied wissen wir nicht.“ Ich wollte dann zuschlagen, aber man beschwichtigte mich, und mein Freund Dietrich, der außerordentlich schöne Heiligenbildchen zu verfertigen wußte und auch später ein berühmter Maler wurde, suchte mich einst bei einer solchen Gelegenheit zu trösten, indem er mir ein Bild versprach. Er malte für mich einen heiligen Michael — aber der Bösewicht hatte mich schändlich verhöhnt. Der Erzengel hatte die Züge des Dreckmichels, sein Roß sah ganz aus wie dessen Esel, und statt einen Drachen durchstach die Lanze das Aas einer toten Katze.

Sogar der blondlockichte, sanfte, mädchenhafte Franz[1], den ich so sehr liebte, verriet mich einst: er schloß mich in seine Arme, lehnte seine Wange zärtlich an die meinige, blieb lange sentimental an meiner Brust und — rief mir plötzlich ins Ohr ein lachendes Haarüh! — das schnöde Wort im Davonlaufen beständig modulierend, daß es weithin durch die Kreuzgänge des Klosters widerhallte.

Noch roher behandelten mich einige Nachbarskinder, Gassenbuben jener niedrigsten Klasse, welche wir in Düsseldorf „Haluten“ nannten, ein Wort, welches Etymologienjäger gewiß von den Heloten der Spartaner ableiten würden.

Ein solcher Halut war der kleine Jupp, welches Joseph heißt, und den ich auch mit seinem Vatersnamen Flader benennen will, damit er beileibe nicht mit dem Jupp Rörsch verwechselt werde, welcher ein ganz artiges Nachbarskind war und, wie ich zufällig

---

[1] Franz von Zuccalmaglio, Mitschüler Heines auf dem Lyceum in Düsseldorf. Vgl. das Gedicht an ihn, Bd. II, S. 56.

erfahren, jetzt als Postbeamter in Bonn lebt. Der Jupp Flader trug immer einen langen Fischerstecken, womit er nach mir schlug, wenn er mir begegnete. Er pflegte mir auch gern Roßäpfel an den Kopf zu werfen, die er brühwarm, wie sie aus dem Backofen der Natur kamen, von der Straße aufraffte. Aber nie unterließ er dann auch das fatale Haarüh! zu rufen und zwar in allen Modulationen.

Der böse Bub' war der Enkel der alten Frau Flader, welche zu den Klientinnen meines Vaters gehörte. So böse der Bub' war, so gutmütig war die arme Großmutter, ein Bild der Armut und des Elends, aber nicht abstoßend, sondern nur herzzerreißend. Sie war wohl über 80 Jahre alt, eine große Schlottergestalt, ein weißes Ledergesicht mit blassen Kummeraugen, eine weiche, röchelnde, wimmernde Stimme, und bettelnd ganz ohne Phrase, was immer furchtbar klingt.

Mein Vater gab ihr immer einen Stuhl, wenn sie kam, ihr Monatsgeld abzuholen an den Tagen, wo er als Armenpfleger seine Sitzungen hielt.

Von diesen Sitzungen meines Vaters als Armenpfleger blieben mir nur diejenigen im Gedächtnis, welche im Winter stattfanden, in der Frühe des Morgens, wenn's noch dunkel war. Mein Vater saß dann an einem großen Tische, der mit Geldtüten jeder Größe bedeckt war; statt der silbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren sich mein Vater gewöhnlich bediente, und womit er, dessen Herz so viel Takt besaß, vor der Armut nicht prunken wollte, standen jetzt auf dem Tische zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, die mit der roten Flamme des dicken, schwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anwesende Gesellschaft beleuchteten.

Das waren arme Leute jedes Alters, die bis in den Vorsaal Queue machten. Einer nach dem andern kam, seine Tüte in Empfang zu nehmen, und mancher erhielt zwei; die große Tüte enthielt das Privatalmosen meines Vaters, die kleine das Geld der Armenkasse.

Ich saß auf einem hohen Stuhle neben meinem Vater und reichte ihm die Tüten. Mein Vater wollte nämlich, ich sollte lernen, wie man gibt, und in diesem Fache konnte man bei meinem Vater etwas Tüchtiges lernen.

Viele Menschen haben das Herz auf dem rechten Fleck, aber sie verstehen nicht zu geben, und es dauert lange, ehe der Wille

des Herzens den Weg bis zur Tasche macht; zwischen dem guten Vorsatz und der Vollstreckung vergeht langsam die Zeit wie bei einer Postschnecke. Zwischen dem Herzen meines Vaters und seiner Tasche war gleichsam schon eine Eisenbahn eingerichtet. Daß er durch die Aktionen solcher Eisenbahn nicht reich wurde, versteht sich von selbst. Bei der Nord- oder Lyon-Bahn ist mehr verdient worden.

Die meisten Klienten meines Vaters waren Frauen und zwar alte, und auch in späteren Zeiten, selbst damals, als seine Umstände sehr unglänzend zu sein begannen, hatte er eine solche Klientel von bejahrten Weibspersonen, denen er kleine Pensionen verabreichte. Sie standen überall auf der Lauer, wo sein Weg ihn vorüberführen mußte, und er hatte solchermaßen eine geheime Leibwache von alten Weibern wie einst der selige Robespierre.

Unter dieser altergrauen Garde war manche Vettel, die durchaus nicht aus Dürftigkeit ihm nachlief, sondern aus wahrem Wohlgefallen an seiner Person, an seiner freundlichen und immer liebreichen Erscheinung.

Er war ja die Artigkeit in Person, nicht bloß den jungen, sondern auch den älteren Frauen gegenüber, und die alten Weiber, die so grausam sich zeigen, wenn sie verletzt werden, sind die dankbarste Nation, wenn man ihnen einige Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit erwiesen, und wer in Schmeicheleien bezahlt sein will, der findet in ihnen Personen, die nicht knickern, während die jungen schnippischen Dinger uns für alle unsere Zuvorkommenheiten kaum eines Kopfnickens würdigen.

Da nun für schöne Männer, deren Spezialität drin besteht, daß sie schöne Männer sind, die Schmeichelei ein großes Bedürfnis ist und es ihnen dabei gleichgültig ist, ob der Weihrauch aus einem rosichten oder welken Munde kommt, wenn er nur stark und reichlich hervorquillt, so begreift man, wie mein teurer Vater, ohne eben darauf spekuliert zu haben, dennoch in seinem Verkehr mit den alten Damen ein gutes Geschäft machte.

Es ist unbegreiflich, wie groß oft die Dosis Weihrauch war, mit welcher sie ihn eindampften, und wie gut er die stärkste Portion vertragen konnte. Das war sein glückliches Temperament, durchaus nicht Einfalt. Er wußte sehr wohl, daß man ihm schmeichle, aber er wußte auch, daß Schmeichelei wie Zucker immer süß ist, und er war wie das Kind, welches zu der Mutter sagt: schmeichle mir ein bißchen, sogar ein bißchen zu viel.

Das Verhältnis meines Vaters zu den besagten Frauen hatte aber noch außerdem einen ernsteren Grund. Er war nämlich ihr Ratgeber, und es ist merkwürdig, daß dieser Mann, der sich selber so schlecht zu raten wußte, dennoch die Lebensklugheit selbst war, wenn es galt, anderen in mißlichen Vorfallenheiten einen guten Rat zu erteilen. Er durchschaute dann gleich die Position, und wenn die betrübte Klientin ihm auseinandergesetzt, wie es ihr in ihrem Gewerbe immer schlimmer gehe, so that er am Ende einen Ausspruch, den ich so oft, wenn alles schlecht ging, aus seinem Munde hörte, nämlich: „In diesem Falle muß man ein neues Fäßchen anstechen." Er wollte damit anraten, daß man nicht in einer verlorenen Sache eigensinnig ferner beharren, sondern etwas Neues beginnen, eine neue Richtung einschlagen müsse. Man muß dem alten Faß, woraus nur saurer Wein und nur sparsam tröpfelt, lieber gleich den Boden ausschlagen und „ein neues Fäßchen anstechen!" Aber statt dessen legt man sich faul mit offenem Mund unter das trockene Spundloch und hofft auf süßeres und reichlicheres Rinnen.

Als die alte Hanne meinem Vater klagte, daß ihre Kundschaft abgenommen und sie nichts mehr zu brocken und, was für sie noch empfindlicher, nichts mehr zu schlucken habe, gab er ihr erst einen Thaler, und dann sann er nach. Die alte Hanne war früher eine der vornehmsten Hebammen, aber in späteren Jahren ergab sie sich etwas dem Trinken und besonders dem Tabakschnupfen; da in ihrer roten Nase immer Tauwetter war und der Tropfenfall die weißen Betttücher der Wöchnerinnen sehr verbräunte, so ward die Frau überall abgeschafft.

Nachdem mein Vater nun reiflich nachgedacht, sagte er endlich: „Da muß man ein neues Fäßchen anstechen, und diesmal muß es ein Branntweinfäßchen sein; ich rate Euch, in einer etwas vornehmen, von Matrosen besuchten Straße am Hafen einen kleinen Likörladen zu eröffnen, ein Schnapslädchen."

Die Ex-Hebamme folgte diesem Rat, sie etablierte sich mit einer Schnapsbutike am Hafen, machte gute Geschäfte, und sie hätte gewiß ein Vermögen erworben, wenn nicht unglücklicherweise sie selbst ihre beste Kunde gewesen wäre. Sie verkaufte auch Tabak, und ich sah sie oft vor ihrem Laden stehen mit ihrer rot aufgedunsenen Schnupftabaksnase, eine lebende Reklame, die manchen gefühlvollen Seemann anlockte.

Zu den schönen Eigenschaften meines Vaters gehörte vorzüglich

seine große Höflichkeit, die er, als ein wahrhaft vornehmer Mann, ebensosehr gegen Arme wie gegen Reiche ausübte. Ich bemerkte dieses besonders in den oberwähnten Sitzungen, wo er, den armen Leuten ihre Geldtüte verabreichend, ihnen immer einige höfliche Worte sagte.

Ich konnte da etwas lernen, und in der That, mancher berühmte Wohlthäter, der den armen Leuten immer die Tüte an den Kopf warf, daß man mit jedem Thaler auch ein Loch in den Kopf bekam, hätte hier bei meinem höflichen Vater etwas lernen können. Er befragte die meisten armen Weiber nach ihrem Befinden, und er war so gewohnt an die Redeformel: „Ich habe die Ehre", daß er sie auch anwandte, wenn er mancher Vettel, die etwa unzufrieden und patzig, die Thüre zeigte.

Gegen die alte Flader war er am höflichsten, und er bot ihr immer einen Stuhl. Sie war auch wirklich so schlecht auf den Beinen und konnte mit ihrer Handkrücke kaum forthumpeln.

Als sie zum letztenmal zu meinem Vater kam, um ihr Monatsgeld abzuholen, war sie so zusammenfallend, daß ihr Enkel, der Jupp, sie führen mußte. Dieser warf mir einen sonderbaren Blick zu, als er mich an dem Tische neben meinem Vater sitzen sah. Die Alte erhielt außer der kleinen Tüte auch noch eine ganz große Privattüte von meinem Vater, und sie ergoß sich in einen Strom von Segenswünschen und Thränen.

Es ist fürchterlich, wenn eine alte Großmutter so stark weint. Ich hätte selbst weinen können, und die alte Frau mochte es mir wohl anmerken. Sie konnte nicht genug rühmen, welch ein hübsches Kind ich sei, und sie sagte, sie wollte die Mutter Gottes bitten, dafür zu sorgen, daß ich niemals im Leben Hunger leiden und bei den Leuten betteln müsse.

Mein Vater ward über diese Worte etwas verdrießlich, aber die Alte meinte es ehrlich; es lag in ihrem Blick etwas so Geisterhaftes, aber zugleich Frömmiges und Liebreiches, und sie sagte zuletzt zu ihrem Enkel: „Geh, Jupp, und küsse dem lieben Kinde die Hand." Der Jupp schnitt eine säuerliche Grimasse, aber er gehorchte dem Befehl der Großmutter; ich fühlte auf meiner Hand seine brennenden Lippen wie den Stich einer Viper. Schwerlich konnte ich sagen warum, aber ich zog aus der Tasche alle meine Fettmännchen und gab sie dem Jupp, der mit einem roh blöden Gesicht sie Stück vor Stück zählte und endlich ganz gelassen in die Tasche seiner Bux steckte.

Zur Belehrung des Lesers bemerke ich, daß „Fettmännchen" der Name einer fettigdicken Kupfermünze ist, die ungefähr einen Sou wert ist.

Die alte Flader ist bald darauf gestorben, aber der Jupp ist gewiß noch am Leben, wenn er nicht seitdem gehenkt worden ist. — Der böse Bube blieb unverändert. Schon den andern Tag nach unserm Zusammentreffen bei meinem Vater begegnete ich ihm auf der Straße. Er ging mit seiner wohlbekannten langen Fischerrute. Er schlug mich wieder mit diesem Stecken, warf auch wieder nach mir mit einigen Roßäpfeln und schrie wieder das fatale Haarüh! und zwar so laut und die Stimme des Dreckmichels so treu nachahmend, daß der Esel desselben, der sich mit dem Karren zufällig in einer Nebengasse befand, den Ruf seines Herrn zu vernehmen glaubte und ein fröhliches I-A erschallen ließ.

Wie gesagt, die Großmutter des Jupp ist bald darauf gestorben und zwar in dem Ruf einer Hexe, was sie gewiß nicht war, obgleich unsere Zippel steif und fest das Gegenteil behauptete.

Zippel[1] war der Name einer noch nicht sehr alten Person, welche eigentlich Sibylle hieß, meine erste Wärterin war und auch später im Hause blieb. Sie befand sich zufällig im Zimmer am Morgen der erwähnten Szene, wo die alte Flader mir so viele Lobsprüche erteilte und die Schönheit des Kindes bewunderte. Als die Zippel diese Worte hörte, erwachte in ihr der alte Volkswahn, daß es den Kindern schädlich sei, wenn sie solchermaßen gelobt werden, daß sie dadurch erkranken oder von einem Übel befallen werden, und um das Übel abzuwenden, womit sie mich bedroht glaubte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem vom Volksglauben als probat empfohlenen Mittel, welches darin besteht, daß man das gelobte Kind dreimal anspucken muß. Sie kam auch gleich auf mich zugesprungen und spuckte mir hastig dreimal auf den Kopf.

Doch dieses war erst ein provisorisches Bespeien, denn die Wissenden behaupten, wenn die bedenkliche Lobspende von einer Hexe gemacht worden, so könne der böse Zauber nur durch eine Person gebrochen werden, die ebenfalls eine Hexe, und so entschloß sich die Zippel, noch denselben Tag zu einer Frau zu gehen, die ihr als Hexe bekannt war und ihr auch, wie ich später erfahren, manche Dienste durch ihre geheimnisvolle und verbotene Kunst geleistet hatte. Diese Hexe bestrich mir mit ihrem Daumen, den

[1] Vgl. Bd. II, S. 457.

sie mit Speichel angefeuchtet, den Scheitel des Hauptes, wo sie einige Haare abgeschnitten; auch andere Stellen bestrich sie solchermaßen, während sie allerlei Abrakadabra-Unsinn[1] dabei murmelte, und so ward ich vielleicht schon frühe zum Teufelspriester ordiniert.

Jedenfalls hat diese Frau, deren Bekanntschaft mir seitdem verblieb, mich späterhin, als ich schon erwachsen, in die geheime Kunst initiiert.

Ich bin zwar selbst kein Hexenmeister geworden, aber ich weiß, wie gehext wird, und besonders weiß ich, was keine Hexerei ist.

Jene Frau nannte man die Meisterin oder auch die Göchin, weil sie aus Goch gebürtig war, wo auch ihr verstorbener Gatte, der das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters trieb, sein Domizil hatte und von nah und fern zu Amtsverrichtungen gerufen wurde. Man wußte, daß er seiner Witwe mancherlei Arkana hinterlassen, und diese verstand es, diesen Ruf auszubeuten.

Ihre besten Kunden waren Bierwirte, denen sie die Totenfinger verkaufte, die sie noch aus der Verlassenschaft ihres Mannes zu besitzen vorgab. Das sind Finger eines gehenkten Diebes, und sie dienen dazu, das Bier im Fasse wohlschmeckend zu machen und zu vermehren. Wenn man nämlich den Finger eines Gehenkten, zumal eines unschuldig Gehenkten, an einem Bindfaden befestigt im Fasse hinabhängen läßt, so wird das Bier dadurch nicht bloß wohlschmeckender, sondern man kann aus besagtem Fasse doppelt, ja vierfach so viel zapfen wie aus einem gewöhnlichen Fasse von gleicher Größe. Aufgeklärte Bierwirte pflegen ein rationaleres Mittel anzuwenden, um das Bier zu vermehren, aber es verliert dadurch an Stärke.

Auch von jungen Leuten zärtlichen Herzens hatte die Meisterin viel Zuspruch, und sie versah sie mit Liebestränken, denen sie in ihrer charlatanischen Latinitätswut, wo sie das Latein noch lateinischer klingen lassen wollte, den Namen eines Philtrariums erteilte; den Mann, der den Trank seiner Schönen eingab, nannte sie den Philtrarius, und die Dame hieß dann die Philtrariata.

Es geschah zuweilen, daß das Philtrarium seine Wirkung verfehlte oder gar eine entgegengesetzte hervorbrachte. So hatte z. B. ein ungeliebter Bursche, der seine spröde Schöne beschwatzt hatte, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken, ein Philtrarium unversehens in ihr Glas gegossen, und er bemerkte auch in dem Bench-

[1] Vgl. Bd. VI, S. 125.

men seiner Philtrariata, sobald sie getrunken hatte, eine seltsame Veränderung, eine gewisse Benautigkeit[1], die er für den Durchbruch einer Liebesbrunst hielt, und glaubte sich dem großen Momente nahe. Aber ach! als er die Errötende jetzt gewaltsam in seine Arme schloß, drang ihm ein Duft in die Nase, der nicht zu den Parfümerien Amors gehört, er merkte, daß das Philtrarium vielmehr als ein Laxarium agierte, und seine Leidenschaft ward dadurch gar widerwärtig abgekühlt.

Die Meisterin rettete den Ruf ihrer Kunst, indem sie behauptete, den unglücklichen Philtrarius mißverstanden und geglaubt zu haben, er wolle von seiner Liebe geheilt sein.

Besser als ihre Liebestränke waren die Ratschläge, womit die Meisterin ihre Philtrarien begleitete; sie riet nämlich, immer etwas Gold in der Tasche zu tragen, indem Gold sehr gesund sei und besonders dem Liebenden Glück bringe. Wer erinnert sich nicht hier an des ehrlichen Jagos Worte im „Othello", wenn er dem verliebten Rodrigo sagt: „Take monney in your pocket!"[2]

Mit dieser großen Meisterin stand nun unsere Zippel in intimer Bekanntschaft, und wenn es jetzt nicht eben mehr Liebestränke waren, die sie hier kaufte, so nahm sie doch die Kunst der Göchin manchmal in Anspruch, wenn es galt, an einer beglückten Nebenbuhlerin, die ihren eigenen ehemaligen Schatz heuratete, sich zu rächen, indem sie ihr Unfruchtbarkeit oder dem Ungetreuen die schnödeste Entmannung anhexen ließ. Das Unfruchtbarmachen geschah durch Nestelknüpfen. Das ist sehr leicht: man begibt sich in die Kirche, wo die Trauung der Brautleute stattfindet, und in dem Augenblick, wo der Priester über dieselben die Trauungsformel ausspricht, läßt man ein eisernes Schloß, welches man unter der Schürze verborgen hielt, schnell zuklappen; so wie jenes Schloß, verschließt sich auch jetzt der Schoß der Neuvermählten.

Die Zeremonien, welche bei der Entmannung beobachtet werden, sind so schmutzig und haarsträubend grauenhaft, daß ich sie unmöglich mitteilen kann. Genug, der Patient wird nicht im gewöhnlichen Sinne unfähig gemacht, sondern in der wahren Bedeutung des Wortes seiner Geschlechtlichkeit beraubt, und die Hexe, welche im Besitze des Raubes bleibt, bewahrt folgendermaßen dieses corpus delicti, dieses Ding ohne Namen, welches sie auch

[1] Beklommenheit.
[2] „Put money in thy purse"; Othello I, 3.

kurzweg „das Ding" nennt; die lateinsüchtige Göcherin nannte es immer einen Numen Pompilius, wahrscheinlich eine Reminiszenz an König Numa, den weisen Gesetzgeber, den Schüler der Nymphe Egeria, der gewiß nie geahnt, wie schändlich sein ehrlicher Namen einst mißbraucht würde.

Die Hexe verfährt wie folgt. Das Ding, dessen sie sich bemächtigt, legt sie in ein leeres Vogelnest und befestigt dasselbe ganz hoch zwischen den belaubten Zweigen eines Baumes; auch die Dinger, die sie später ihren Eigentümern entwenden konnte, legt sie in dasselbe Vogelnest, doch so, daß nie mehr als ein halb Dutzend darin zu liegen kommen. Im Anfang sind die Dinger sehr kränklich und miserabel, vielleicht durch Emotion und Heimweh, aber die frische Luft stärkt sie, und sie geben Laute von sich wie das Zirpen von Cikaden. Die Vögel, die den Baum umflattern, werden davon getäuscht und meinen, es seien noch unbefiederte Vögel, und aus Barmherzigkeit kommen sie mit Speise in ihren Schnäblein, um die mutterlosen Waisen zu füttern, was diese sich wohl gefallen lassen, so daß sie dadurch erstarken, ganz fett und gesund werden, und nicht mehr leise zirpen, sondern laut zwitschern. Drob freut sich nun die Hexe, und in kühlen Sommernächten, wenn der Mond recht deutschsentimental herunterscheint, setzt sich die Hexe unter den Baum, horchend dem Gesang der Dinger, die sie dann ihre süßen Nachtigallen nennt.

Sprenger in seinem „Hexenhammer", „malleus maleficarum", erwähnt auch diese Verruchtheiten der Unholdinnen in Bezug auf obige Zauberei, und ein alter Autor, den Scheible[1] in seinem „Kloster" citiert, und dessen Name mir entfallen, erzählt, wie die Hexen oft gezwungen werden, ihre Beute den Entmannten zurückzugeben.

Die Hexe begeht den Mannheitsdiebstahl aber meistens in der Absicht, von den Entmannten durch die Restitution ein sogenanntes Kostgeld zu erpressen. Bei dieser Zurückgabe des entwendeten Gegenstands gibt es zuweilen Verwechselungen und Quiproquos, die sehr ergötzlicher Art, und ich kenne die Geschichte eines Domherrn, dem ein falscher Numa Pompilius zurückgeliefert ward, der, wie die Haushälterin des geistlichen Herrn, seine Nymphe Egeria, behauptete, eher einem Türken als einem Christenmenschen angehört haben mußte.

---

[1] Vgl. Bd. VI, S. 470.

Als einst ein solcher Entmannter auf Restitution drang, befahl ihm die Hexe, eine Leiter zu nehmen und ihr in den Garten zu folgen, dort auf den vierten Baum hinaufzusteigen und in einem Vogelnest, das er hier befestigt fände, das verlorene Gut wieder herauszusuchen. Der arme Mensch befolgte die Instruktion, hörte aber, wie die Hexe ihm lachend zurief: „Ihr habt eine zu große Meinung von Euch. Ihr irrt Euch, was Ihr da herausgezogen, gehört einem sehr großen geistlichen Herrn, und ich käme in die größte Schererei, wenn es mir abhanden käme."

Es war aber wahrlich nicht die Hexerei, was mich zuweilen zur Göcherin trieb. Ich unterhielt die Bekanntschaft mit der Göcherin, und ich mochte wohl schon in einem Alter von sechzehn Jahren sein, als ich öfter als früher nach ihrer Wohnung ging, hingezogen von einer Hexerei, die stärker war als alle ihre lateinisch bombastischen Philtraria. Sie hatte nämlich eine Nichte, welche ebenfalls kaum 16 Jahre alt war, aber, plötzlich aufgeschossen zu einer hohen, schlanken Gestalt, viel älter zu sein schien. Das plötzliche Wachstum war auch schuld, daß sie äußerst mager war. Sie hatte jene enge Taille, welche wir bei den Quarteronen in Westindien bemerken, und da sie kein Korsett und kein Dutzend Unterröcke trug, so glich ihre eng anliegende Kleidung dem nassen Gewand einer Statue. Keine marmorne Statue konnte freilich mit ihr an Schönheit wetteifern, da sie das Leben selbst und jede Bewegung die Rhythmen ihres Leibes, ich möchte sagen sogar die Musik ihrer Seele offenbarte. Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein edler geschnittenes Gesicht; die Farbe desselben wie ihre Haut überhaupt war von einer etwas wechselnden Weiße. Ihre großen tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Rätsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen, hochaufgeschürzten Lippen und den kreideweißen, etwas länglichen Zähnen zu sagen schien: du bist zu dumm und wirst vergebens raten.

Ihr Haar war rot, ganz blutrot und hing in langen Locken bis über ihre Schultern hinab, so daß sie dasselbe unter dem Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten, und in roten Strömen quölle daraus hervor das Blut.

Die Stimme der Josepha oder des roten „Sefchen", wie man die schöne Nichte der Göcherin nannte, war nicht besonders wohllautend, und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klanglosig=

keit verschleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenschaft eintrat, brach der metallreichste Ton hervor, der mich ganz besonders durch den Umstand ergriff, daß die Stimme der Josepha mit der meinigen eine so große Ähnlichkeit hatte.

Wenn sie sprach, erschrak ich zuweilen und glaubte, mich selbst sprechen zu hören, und auch ihr Gesang erinnerte mich an Träume, wo ich mich selber mit derselben Art und Weise singen hörte.

Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte, so daß meine ersten Gedichte der „Traumbilder", die ich bald darauf schrieb[1], ein düsteres und grausames Kolorit haben, wie das Verhältnis, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.

Unter den Liedern, die Josepha sang, war ein Volkslied, das sie von der Zippel gelernt, und welches diese auch mir in meiner Kindheit oft vorgesungen, so daß ich zwei Strophen im Gedächtnis behielt, die ich um so lieber hier mitteilen will, da ich das Gedicht in keiner der vorhandenen Volksliedersammlungen fand. Sie lauten folgendermaßen — zuerst spricht der böse Tragig:

„Otilje lieb, Otilje mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert?"

Hierauf antwortet Otilje:

„Ich will nicht hängen am hohen Baum,
Ich will nicht schwimmen im blauen See,
Ich will küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert!"[2]

Als das rote Sefchen einst das Lied singend an das Ende dieser Strophe kam und ich ihr die innere Bewegung abmerkte, ward auch ich so erschüttert, daß ich in ein plötzliches Weinen ausbrach, und wir fielen uns beide schluchzend in die Arme, sprachen kein Wort, wohl eine Stunde lang, während uns die Thrä-

[1] Vgl. die Traumbilder Nr. 2, 6, 7, 8, 9 (Bd. I, S. 13 ff.).
[2] Das Lied scheint eine Bearbeitung der Blaubartsage zu sein. (Vgl. Bd. V, S. 434.)

nen aus den Augen rannen und wir uns wie durch einen Thränenschleier ansahen.

Ich bat Sefchen, mir jene Strophen aufzuschreiben, und sie that es, aber sie schrieb sie nicht mit Tinte, sondern mit ihrem Blute; das rote Autograph kam mir später abhanden, doch die Strophen blieben mir unauslöschlich im Gedächtnis.

Der Mann der Göchin war der Bruder von Sefchens Vater, welcher ebenfalls Scharfrichter war, doch da derselbe früh starb, nahm die Göchin das kleine Kind zu sich. Aber als bald darauf ihr Mann starb und sie sich in Düsseldorf ansiedelte, übergab sie das Kind dem Großvater, welcher ebenfalls Scharfrichter war und im Westfälischen wohnte.

Hier, in dem „Freihaus", wie man die Scharfrichterei zu nennen pflegt, verharrte Sefchen bis zu ihrem vierzehnten Jahre, wo der Großvater starb und die Göchin die ganz Verwaiste wieder zu sich nahm.

Durch die Unehrlichkeit ihrer Geburt führte Sefchen von ihrer Kindheit bis ins Jungfrauenalter ein vereinsamtes Leben, und gar auf dem Freihof ihres Großvaters war sie von allem gesellschaftlichen Umgang abgeschieden. Daher ihre Menschenscheu, ihr sensitives Zusammenzucken vor jeder fremden Berührung, ihr geheimnisvolles Hinträumen, verbunden mit dem störrigsten Trutz, mit der patzigsten Halsstarrigkeit und Wildheit.

Sonderbar! sogar in ihren Träumen, wie sie mir einst gestand, lebte sie nicht mit Menschen, sondern sie träumte nur von Tieren.

In der Einsamkeit der Scharfrichterei konnte sie sich nur mit den alten Büchern des Großvaters beschäftigen, welcher letztere ihr zwar Lesen und Schreiben selbst lehrte, aber doch äußerst wortkarg war.

Manchmal war er mit seinen Knechten auf mehrere Tage abwesend, und das Kind blieb dann allein im Freihaus, welches nahe am Hochgericht in einer waldigen Gegend sehr einsam gelegen war. Zu Hause blieben nur drei alte Weiber mit greisen Wackelköpfen, die beständig ihre Spinnräder schnurren ließen, hüstelten, sich zankten und viel Brantewein tranken.

Besonders in Winternächten, wo der Wind draußen die alten Eichen schüttelte und der große flackernde Kamin so sonderbar heulte, ward es dem armen Sefchen sehr unheimlich im einsamen Hause; denn alsdann fürchtete man auch den Besuch der Diebe, nicht der lebenden, sondern der toten, der gehenkten, die vom Gal-

gen sich losgerissen und an die niederen Fensterscheiben des Hauses klopften und Einlaß verlangten, um sich ein bißchen zu wärmen. Sie schneiden so jämmerlich verfrorene Grimassen. Man kann sie nur dadurch verscheuchen, daß man aus der Eisenkammer ein Richtschwert holt und ihnen damit droht; alsdann huschen sie wie ein Wirbelwind von dannen.

Manchmal lockt sie nicht bloß das Feuer des Herdes, sondern auch die Absicht, die ihnen vom Scharfrichter gestohlenen Finger wieder zu stehlen. Hat man die Thür nicht hinlänglich verriegelt, so treibt sie auch noch im Tode das alte Diebesgelüste, und sie stehlen die Laken aus den Schränken und Betten. Eine von den alten Frauen, die einst einen solchen Diebstahl noch zeitig bemerkte, lief dem toten Diebe nach, der im Winde das Laken flattern ließ, und einen Zipfel erfassend, entriß sie ihm den Raub, als er den Galgen erreicht hatte und sich auf das Gebälke desselben flüchten wollte.

Nur an Tagen, wo der Großvater sich zu einer großen Hinrichtung anschickte, kamen aus der Nachbarschaft die Kollegen zum Besuche, und dann wurde gesotten, gebraten, geschmaust, getrunken, wenig gesprochen und gar nicht gesungen. Man trank aus silbernen Bechern, statt daß dem unehrlichen Freimeister oder gar seinen Freiknechten in den Wirtshäusern, wo sie einkehrten, nur eine Kanne mit hölzernem Deckel gereicht wurde, während man allen anderen Gästen aus Kannen mit zinnernen Deckeln zu trinken gab. An manchen Orten wird das Glas zerbrochen, woraus der Scharfrichter getrunken; niemand spricht mit ihm, jeder vermeidet die geringste Berührung. Diese Schmach ruht auf seiner ganzen Sippschaft, weshalb auch die Scharfrichterfamilien nur untereinander heuraten.

Als Sefchen, wie sie mir erzählte, schon acht Jahr alt war, kamen an einem schönen Herbsttage eine ungewöhnliche Anzahl von Gästen aufs Gehöft des Großvaters, obgleich eben keine Hinrichtung oder sonstige peinliche Amtspflicht zu vollstrecken stand. Es waren ihrer wohl über ein Dutzend, fast alle sehr alte Männchen mit eisgrauen oder kahlen Köpfchen, die unter ihren langen roten Mänteln ihr Richtschwert und ihre sonntäglichsten, aber ganz altfränkischen Kleider trugen. Sie kamen, wie sie sagten, um zu „tagen", und was Küche und Keller am Kostbarsten besaß, ward ihnen beim Mittagsmahl aufgetischt.

Es waren die ältesten Scharfrichter aus den entferntesten

Gegenden, hatten einander lange nicht gesehen, schüttelten sich unaufhörlich die Hände, sprachen wenig und oft in einer geheimnisvollen Zeichensprache und amüsierten sich in ihrer Weise, das heißt „moult tristement“[1], wie Froissart[2] von den Engländern sagte, die nach der Schlacht bei Poitiers bankettierten.

Als die Nacht hereinbrach, schickte der Hausherr seine Knechte aus dem Hause, befahl der alten Schaffnerin, aus dem Keller drei Dutzend Flaschen seines besten Rheinweins zu holen und auf den Steintisch zu stellen, der draußen vor den großen, einen Halbkreis bildenden Eichen stand; auch die Eisenleuchter für die Kienlichter befahl er dort aufzustellen, und endlich schickte er die Alte nebst den zwei anderen Betteln mit einem Vorwande aus dem Hause. Sogar an des Hofhundes kleinem Stall, wo die Planken eine Öffnung ließen, verstopfte er dieselben mit einer Pferdedecke; der Hund ward sorgsam angekettet.

Das rote Sefchen ließ der Großvater im Hause, er gab ihr den Auftrag, den großen silbernen Pokal, worauf die Meergötter mit ihren Delphinen und Muscheltrompeten abgebildet, rein auszuschwenken und auf den erwähnten Steintisch zu stellen, — dann aber, setzte er mit Befangenheit hinzu, solle sie sich unverzüglich in ihrem Schlafkämmerlein zu Bette begeben.

Den Neptunspokal hat das rote Sefchen ganz gehorsamlich ausgeschwenkt und auf den Steintisch zu den Weinflaschen gestellt, aber zu Bette ging sie nicht, und von Neugier getrieben verbarg sie sich hinter einem Gebüsche nahe bei den Eichen, wo sie zwar wenig hören, jedoch alles genau sehen konnte, was vorging.

Die fremden Männer mit dem Großvater an ihrer Spitze kamen feierlich paarweis herangeschritten und setzten sich auf hohen Holzblöcken im Halbkreis um den Steintisch, wo die Harzlichter angezündet worden und ihre ernsthaften, steinharten Gesichter gar grauenhaft beleuchteten.

Sie saßen lange schweigend oder vielmehr in sich hineinmurmelnd, vielleicht betend. Dann goß der Großvater den Pokal voll Wein, den jeder nun austrank und mit wieder neu eingeschenktem

---

[1] „sehr traurig“; moult, im Altfranzösischen häufiges Wort, ist aus multum entstanden (ital. molto).

[2] Jean Froissart (geb. 1333, gestorben zu Anfang des 15. Jahrhunderts), französischer Geschichtschreiber. Verfaßte ein wertvolles Werk über die Geschichte seiner Zeit, 1326—1400.

Wein seinem Nachbar zustellte; nach jedem Trunk schüttelte man sich auch biderbe die Hände.

Endlich hielt der Großvater eine Anrede, wovon das Sefchen wenig hören konnte und gar nichts verstand, die aber sehr traurige Gegenstände zu behandeln schien, da große Thränen aus des alten Mannes Augen herabtropften und auch die anderen alten Männer bitterlich zu weinen anfingen, was ein entsetzlicher Anblick war, da diese Leute sonst so hart und verwittert aussahen wie die grauen Steinfiguren vor einem Kirchenportal — und jetzt schossen Thränen aus den stieren Steinaugen, und sie schluchzten wie die Kinder.

Der Mond sah dabei so melancholisch aus seinen Nebelschleiern am sternlosen Himmel, daß der kleinen Lauscherin das Herz brechen wollte vor Mitleid. Besonders rührte sie der Kummer eines kleinen alten Mannes, der heftiger als die anderen weinte und so laut jammerte, daß sie ganz gut einige seiner Worte vernahm — er rief unaufhörlich: „O Gott! o Gott! das Unglück dauert schon so lange, das kann eine menschliche Seele nicht länger tragen. O Gott, du bist ungerecht, ja ungerecht." — Seine Genossen schienen ihn nur mit großer Mühe beschwichtigen zu können.

Endlich erhob sich wieder die Versammlung von ihren Sitzen, sie warfen ihre roten Mäntel ab, und, jeder sein Richtschwert unterm Arme haltend, je zwei und zwei begaben sie sich hinter einen Baum, wo schon ein eiserner Spaten bereit stand, und mit diesem Spaten schaufelte einer von ihnen in wenigen Augenblicken eine tiefe Grube. Jetzt trat Sefchens Großvater heran, welcher seinen roten Mantel nicht wie die anderen abgelegt hatte, und langte darunter ein weißes Paket hervor, welches sehr schmal, aber über eine Brabanter Elle lang sein mochte und mit einem Bettlaken umwickelt war; er legte dasselbe sorgsam in die offene Grube, die er mit großer Hast wieder zudeckte.

Das arme Sefchen konnte es in seinem Versteck nicht länger aushalten; bei dem Anblick jenes geheimnisvollen Begräbnisses sträubten sich ihre Haare, das arme Kind trieb die Seelenangst von dannen, sie eilte in ihr Schlafkämmerlein, barg sich unter die Decke und schlief ein.

Am anderen Morgen erschien dem Sefchen alles wie ein Traum, aber da sie hinter dem bekannten Baum den aufgefrischten Boden sah, merkte sie wohl, daß alles Wirklichkeit war. Sie grübelte lange darüber nach, was dort wohl vergraben sein

mochte: ein Kind? ein Tier? ein Schatz? — sie sagte aber niemandem ein Sterbenswort von dem nächtlichen Begebnis, und da die Jahre vergingen, trat dasselbe in den Hintergrund ihres Gedächtnisses.

Erst fünf Jahre später, als der Großvater gestorben und die Göcherin kam, um das Mädchen nach Düsseldorf abzuholen, wagte dasselbe der Muhme ihr Herz zu öffnen. Diese aber war über die seltsame Geschichte weder erschrocken noch verwundert, sondern höchlich erfreut, und sie sagte, daß weder ein Kind, noch eine Katze, noch ein Schatz in der Grube verborgen läge, wohl aber das alte Richtschwert des Großvaters, womit derselbe hundert armen Sündern den Kopf abgeschlagen habe. Nun sei es aber Brauch und Sitte der Scharfrichter, daß sie ein Schwert, womit hundertmal das hochnotpeinliche Amt verrichtet worden, nicht länger behalten oder gar benutzen; denn ein solches Richtschwert sei nicht wie andere Schwerter, es habe mit der Zeit ein heimliches Bewußtsein bekommen und bedürfe am Ende der Ruhe im Grabe wie ein Mensch.

Auch werden solche Schwerter, meinen viele, durch das viele Blutvergießen zuletzt grausam und sie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie sie im Schranke, wo sie aufgehenkt sind, leidenschaftlich rasseln und rumoren; ja, einige werden so tückisch und boshaft ganz wie unsereins und bethören den Unglücklichen, der sie in Händen hat, so sehr, daß er die besten Freunde damit verwundet. So habe mal in der Göcherin eigenen Familie ein Bruder den andern mit einem solchen Schwerte erstochen.

Nichtsdestoweniger gestand die Göcherin, daß man mit einem solchen Hundertmordschwert die kostbarsten Zauberstücke verrichten könne, und noch in derselben Nacht hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als an dem bezeichneten Baum das verscharrte Richtschwert auszugraben, und sie verwahrte es seitdem unter anderem Zaubergeräte in ihrer Rumpelkammer.

Als sie einst nicht zu Hause war, bat ich Sefchen, mir jene Kuriosität zu zeigen. Sie ließ sich nicht lange bitten, ging in die besagte Kammer und trat gleich darauf hervor mit einem ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schmächtigen Arme sehr kräftig schwang, während sie schalkhaft drohend die Worte sang:

„Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott beschert?"

Ich antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht

küssen das blanke Schwert — ich will das rote Seschen küssen!“ und da sie sich aus Furcht, mich mit dem fatalen Stahl zu verletzen, nicht zur Gegenwehr setzen konnte, mußte sie es geschehen lassen, daß ich mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umschlang und die trutzigen Lippen küßte. Ja, trotz dem Richtschwert, womit schon hundert arme Schelme geköpft worden, und trotz der Infamia, womit jede Berührung des unehrlichen Geschlechtes jeden behaftet, küßte ich die schöne Scharfrichterstochter.

Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurteile, und in diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die französische Revolution, den modernen furor francese, wovon auch ich ergriffen ward im Kampf mit den Landsknechten des Mittelalters.

Ich will meine Liebe für Josepha nicht näher beschreiben. So viel aber will ich gestehen, daß sie doch nur ein Präludium war, welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode voranging. So schwärmt Romeo erst für Rosalinde, ehe er seine Julia sieht.

In der Liebe gibt es ebenfalls, wie in der römisch-katholischen Religion, ein provisorisches Fegfeuer, in welchem man sich erst an das Gebratenwerden gewöhnen soll, ehe man in die wirkliche ewige Hölle gerät.

Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, will ich sie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo sie anfängt, mit der Hölle oder mit dem Himmel die größte Ähnlichkeit zu bieten, so wie man auch nicht weiß, ob nicht die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel sind, oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel sein mögen.

Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Da hilft keine Inokulation, wie wir leider gesehen[1]. Sehr gescheute und erfahrene Ärzte raten zu Ortsveränderung und meinen, mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Prinzip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste.

---

[1] Die Stelle ist von Maximilian Heine vernichtet worden.

So viel wirst du gemerkt haben, teurer Leser, daß die Inokulation der Liebe, welche meine Mutter in meiner Kindheit versuchte, keinen günstigen Erfolg hatte. Es stand geschrieben, daß ich von dem großen Übel, den Pocken des Herzens, stärker als andere Sterbliche heimgesucht werden sollte, und mein Herz trägt die schlechtvernarbten Spuren in so reichlicher Fülle, daß es aussieht wie die Gipsmaske des Mirabeau oder wie die Fassade des Palais Mazarin nach den glorreichen Juliustagen oder gar wie die Reputation der größten tragischen Künstlerin[1].

Gibt es aber gar kein Heilmittel gegen das fatale Gebreste? Jüngst meinte ein Psychologe, man könnte dasselbe bewältigen, wenn man gleich im Beginn des Ausbruchs einige geeignete Mittel anwende. Diese Vorschrift mahnt jedoch an das alte naive Gebetbuch, welches Gebete für alle Unglücksfälle, womit der Mensch bedroht ist, und unter anderen ein mehrere Seiten langes Gebet enthält, das der Schieferdecker abbeten solle, sobald er sich vom Schwindel ergriffen fühle und in Gefahr sei, vom Dache herabzufallen.

Ebenso thöricht ist es, wenn man einem Liebeskranken anrät, den Anblick seiner Schönen zu fliehen und sich in der Einsamkeit an der Brust der Natur Genesung zu suchen. Ach, an dieser grünen Brust wird er nur Langeweile finden, und es wäre ratsamer, daß er, wenn nicht alle seine Energie erloschen, an ganz anderen und sehr weißen Brüsten wo nicht Ruhe, so doch heilsame Unruhe suchte; denn das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber; freilich hieße das, den Satan durch Belzebub bannen, und dann ist in solchem Falle die Medizin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es ist immer eine Chance, und in trostlosen Liebeszuständen ist der Wechsel der Inamorata gewiß das Ratsamste, und mein Vater dürfte auch hier mit Recht sagen: jetzt muß man ein neues Fäßchen anstechen.

Ja, laßt uns zu meinem lieben Vater zurückkehren, dem irgend eine mildthätige alte Weiberseele meinen öfteren Besuch bei der Göcherin und meine Neigung für das rote Sefchen denunziert hatte. Diese Denunziationen hatten jedoch keine andere Folge, als meinem Vater Gelegenheit zu geben, seine liebenswürdige Höflichkeit zu bekunden. Denn Sefchen sagte mir bald, ein sehr vornehmer und gepuderter Mann in Begleitung eines andern sei

[1] Elise Rachel (1821—58).

ihr auf der Promenade begegnet, und als ihm sein Begleiter einige Worte zugeflüstert, habe er sie freundlich angesehen und im Vorbeigehen grüßend seinen Hut vor ihr abgezogen.

Nach der näheren Beschreibung erkannte ich in dem grüßenden Manne meinen lieben gütigen Vater.

Nicht dieselbe Nachsicht zeigte er, als man ihm einige irreligiöse Spöttereien, die mir entschlüpft, hinterbrachte. Man hatte mich der Gottesleugnung angeklagt, und mein Vater hielt mir deswegen eine Standrede, die längste, die er wohl je gehalten und die folgendermaßen lautete: „Lieber Sohn! Deine Mutter läßt dich beim Rektor Schallmeyer Philosophie studieren. Das ist ihre Sache. Ich meinesteils liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nötig für mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, soviel du willst, aber ich bitte dich, sage nicht öffentlich, was du denkst, denn du würdest mir im Geschäft schaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; besonders die Juden würden keine Velveteens mehr bei mir kaufen und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch recht, an der Religion zu halten. Ich bin dein Vater und also älter als du und dadurch auch erfahrener; du darfst mir also aufs Wort glauben, wenn ich mir erlaube, dir zu sagen, daß der Atheismus eine große Sünde ist.“

Testamente.

I.

Dieses ist mein Testament, wie ich es eigenhändig zu Paris den siebenundzwanzigsten September achtzehnhundertsechsundvierzig niedergeschrieben habe.

Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menschen begünstigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geistesgaben weder an Verstand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engste befreundet mit den Reichsten und Mächtigsten dieser Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Gold und Ämter zu erlangen: so sterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es so gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge. Meine Hinterlassenschaft ist daher sehr geringfügig, und ich sehe mit Betrübnis, daß ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich sie unsäglich liebte, auch unsäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfnissen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zustand zurücklasse. Wie dem auch sei, die spärlichen Besitztümer, die meinen Nachlaß ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geborene Mirat, die, ebenso treu wie schön, mir das Dasein erheitert hat. — Die Herren Sichel[1], Dr. med., und Mr. Mignet[2], secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir schon so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau sowie überhaupt mit der Exekution dieses Testamentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte ich, es dergestalt einzurichten, daß die Pension, die ich als Honorar meiner Gesamtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau

---

[1] Arzt in Paris, mit Heine befreundet.

[2] Der bekannte Historiker.

auszuzahlen hat, von derselben hier in Paris und womöglich in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein seliger Oheim, Salomon Heine, zugesagt, und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Witwe übergehen sollte, so bitte ich meinen Vetter Karl Heine, der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern kleine Summen in einer Weise zusichern, die weder zu späteren Demütigungen noch zu Kümmernissen Anlaß geben kann; ich zweifle nicht, daß nach meinem Hinscheiden sein großmütiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden, und deren Verlust mir den tödlichsten Seelengram verursacht hat. — Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesamtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daß, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Herrmann Detmold[1] zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriß die Gesamtausgabe begleiten wollte.

Ich verordne, daß mein Leichenbegängnis so einfach sei und so wenig kostspielig wie das des geringsten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt. Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Konfession angehöre, so wünsche ich doch in jenem Teile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit großem Eifer zugethan ist, einst neben den meinigen ruhen können; wird mir eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, daß man mir in der erwähnten Abteilung des Gottesackers ein Erbbegräbnis kaufe; zeigen sich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art.

Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so viel für mich gethan, sowie auch meinen teuern Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt, sage ich ein letztes Lebewohl! Leb wohl, auch du, deutsche Heimat, Land der Rätsel und

[1] Vgl. Bd. IV, S. 521.

der Schmerzen; werde hell und glücklich. Lebt wohl, ihr geistreichen, guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke euch für eure heitere Gastfreundschaft.

Geschrieben zu Paris den siebenundzwanzigsten September achtzehnhundertsechsundvierzig. Heinrich Heine.

Spätere Nachschrift.

Seitdem ich dieses Testament schrieb, hat eine Aussöhnung zwischen mir und meinem Vetter Karl Heine stattgefunden, und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, sind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn gestern in dieser Beziehung sprach, beschämte er mich fast durch den Vorwurf, wie ich nur im mindesten daran zweifeln konnte, daß er nicht für meine Witwe hinlänglich sorgen würde, und mit der liebreichsten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Pension lebenslänglich auszuzahlen; — ja er verriet hier wieder sein ganzes edles Gemüt, seine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande seines feierlichen Versprechens die Hand reichte, drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert, und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küßte, wenn er mir eine Güte erwies! Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank und wundere mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewußtseins. — Paris, den sechsundzwanzigsten Februar achtzehnhundertsiebenundvierzig. Heinrich Heine.

II.

Ceci est mon testament, que j'ai écrit à Paris le dix Juin milhuitcent quarante huit.

Tout ce que je possède, tout ce qui m'appartient de droit, tout ce que je peux nommer ma propriété, je le lègue à mon épouse légitime Mathilde Crescence Heine, née Mirat, qui a

partagé avec moi les bons jours et les mauvais jours et dont les soins ont adouci mes souffrances pendant cette longue maladie à la quelle je succombe.

Je prie Mr. Mignet, l'historien, et Mr. le Docteur Sichel de prêter leur appui à ma femme dans toutes les circonstances, où il s'agirait de ses intérêts de fortune aprèt mon décès.

C'est à mon bien aimé cousin Charles Heine, que je recommande particulièrement le sort de ma femme. Le vingt cinq février dixhuitcent quarante sept mon cousin Charles Heine m'a solemnellement promis en me donnant sa parole d'honneur, qu'il payera à ma veuve comme pension viagère la moitié de la pension, que feu son père, mon oncle bien aimé, avait constituée en ma faveur. Mais j'espère que sa générosité ne s'arrêtera pas à moitié chemin, et que son bon et noble cœur lui dictera les procédés les plus délicats. Dans tous les cas je supplie mon cher Charles de ne pas oublier de mettre ma pauvre femme à l'abri de ces vicissitudes testamentaires qui tuent.

J'ordonne à ma femme d'enfermer tous mes papiers dans une caisse, qu'elle tiendra à la disposition de mon frère bien aimé Maximilien Heine, qui en fera ce que bon lui semble.

Quant à l'édition de mes œuvres complètes je désignerai dans un codicil ou par une lettre particulière les amis que je charge de surveiller cette publication.

Par acte de baptême j'appartiens à l'église chrétienne et évangelique, mais ma pensée n'a jamais sympathisé avec les croyances d'aucune réligion, et après avoir vécu en bon payen, je désire aussi mourir sans que le sacerdoce soit convié à mes funerailles. J'exige que ces dernières soient aussi peu couteuses que possible. En outre je défends à qui que ce soit de prononcer un discours sur ma tombe. Si je meurs à Passy, ce sera aussi dans cet endroit, qu'on doit m'enterrer. Si je meurs à Paris, je désire trouver ma modeste sépulture dans le cimetière Montmartre. —

Passy (64. grande rue) ce dix Juin mil huit cent quarante huit.

Henri Heine.

III.

[1]Vor den unterzeichneten Notaren zu Paris, Herrn Ferdinand Léon Ducloux und Herrn Charles Louis Emile Rousse; und in Gegenwart von

1) Herrn Michel Jacot, Bäcker, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 60; und

2) Herrn Eugène Grouchy, Gewürzkrämer, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 52;

Welche beide Zeugen den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, wie sie den unterzeichneten Notaren auf separat an jeden von ihnen gerichtete Anfrage erklärt haben;

Und im Schlafzimmer des nachfolgend benannten Herrn Heine, belegen im zweiten Stock eines Hauses, Rue d'Amsterdam Nr. 50; in welchem Schlafzimmer, das durch ein auf den Hof gehendes Fenster erhellt wird, die oben genannten, vom Testator gewählten Notare und Zeugen sich auf ausdrückliches Verlangen desselben versammelt haben,

Erschien

Herr Heinrich Heine, Schriftsteller und Doktor der Rechte, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 50;

Welcher, krank an Körper, aber gesunden Geistes, Gedächtnisses und Verstandes, wie es den genannten Notaren und Zeugen bei der Unterhaltung mit ihm vorgekommen ist, — im Hinblick auf den Tod, dem genannten Herrn Ducloux, in Gegenwart des Herrn Rousse und der Zeugen, sein Testament in folgender Weise diktiert hat:

§ 1. Ich ernenne zu meiner Universalerbin Mathilde Crescence Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich seit vielen Jahren meine guten und schlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und schrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigentum, und ohne jede Bedingung oder Beschränkung, alles, was ich besitze und was ich bei meinem Ableben besitzen mag, und alle meine Rechte auf irgend ein künftiges Besitztum.

§ 2. Zu einer Epoche, wo ich an eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen litterarischen Eigentums unter sehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereignisse haben später das kleine Vermögen, welches ich besaß,

[1] Dieses Testament ist rechtsgültig.

verschlungen, und meine Krankheit gestattet mir nicht, meine Vermögensverhältnisse zu gunsten meiner Frau etwas zu verbessern. Die Pension, welche ich von meinem verstorbenen Oheim Salomon Heine innehabe, und welche immer die Grundlage meines Budgets war, ist meiner Frau nur teilweise zugesichert; ich selbst hatte es so gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefste Bedauern, nicht besser für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode gesorgt zu haben. Die oben erwähnte Pension meines Oheims repräsentierte im Prinzip die Rente eines Kapitals, welches dieser väterliche Wohlthäter nicht gern in meine geschäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir besser den dauernden Genuß davon zu sichern. Ich rechnete auf dies mir zugewiesene Einkommen, als ich eine Person an mein Schicksal knüpfte, die mein Oheim sehr schätzte, und der er manches Zeichen liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in seinen testamentarischen Verfügungen nichts in offizieller Weise für sie gethan hat, so ist doch nichtsdestoweniger anzunehmen, daß solches Vergessen vielmehr einem unseligen Zufalle als den Gefühlen des Verstorbenen beizumessen ist; er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen Knauserei beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt machte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmut selber war, müssen als großmütig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Übereinkunft hat am 25. Februar 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unserer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benetzte sie mit Thränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert, und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle und andre gewichtige Gründe zwingen mich, von neuem mich

an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: „Wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog", weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension thatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmütige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nötig gehabt hätte, diesen Appell an die Liberalität meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, daß er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiß nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Witwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der einen wie der andern nicht unnütz, daß die Lebenden wissen, was die Toten von ihnen begehren.

§ 3. Ich wünsche, daß nach meinem Ableben all meine Papiere und meine sämtlichen Briefe sorgfältig verschlossen und zur Verfügung meines Neffen Ludwig van Embden[1] gehalten werden, dem ich meine fernerweitigen Bestimmungen über den Gebrauch, den er davon machen soll, erteilen werde, ohne Präjudiz für die Eigentumsrechte meiner Universalerbin.

§ 4. Wenn ich sterbe, bevor die Gesamtausgabe meiner Werke erschienen ist, und wenn ich nicht die Leitung dieser Ausgabe habe übernehmen können, oder selbst wenn mein Tod eintritt, bevor sie beendet ist, so bitte ich meinen Verwandten, Herrn Doktor Rudolf Christiani[2], mich in der Leitung dieser Publikation zu ersetzen, indem er sich streng an den Prospektus hält, den ich ihm zu diesem Zweck hinterlassen werde. Wenn mein Freund, Herr Campe, der Verleger meiner Werke, irgendwelche Änderungen in

[1] Der Sohn von Heines Schwester Charlotte; lebt in Hamburg.
[2] Vgl. Bd. I, S. 124 und 302.

der Art und Weise wünscht, wie ich meine verschiedenen Schriften in dem genannten Prospektus geordnet habe, so wünsche ich, daß man ihm in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern seinen buchhändlerischen Bedürfnissen gefügt habe. Die Hauptsache ist, daß in meinen Schriften keine Zeile eingeschaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmt habe, oder die ohne die Unterschrift meines vollständigen Namens gedruckt worden ist; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftstück zuzuschreiben, das in irgend einem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die sich niemals die Gewohnheit versagten, in einem bloß mit einer Chiffre bezeichneten Artikel Änderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen. Ich verbiete ausdrücklich, daß unter irgendwelchem Vorwande irgend ein Schriftstück eines andern, sei es so klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographische Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer solchen Arbeit betraut hätte. Ich setze voraus, daß mein Wille in dieser Beziehung, d. h. daß meine Bücher nicht dazu dienen, irgend ein fremdes Schriftstück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in seinem vollen Umfange loyal befolgt wird.

§ 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Hinscheiden einer Autopsie zu unterwerfen; nur glaube ich, da meine Krankheit oftmals einem starrsüchtigen Zustande glich, daß man die Vorsicht treffen sollte, mir vor meiner Beerdigung eine Ader zu öffnen.

§ 6. Wenn ich mich zur Zeit meines Ablebens in Paris befinde und nicht zu weit von Montmartre entfernt wohne, so wünsche ich auf dem Kirchhofe dieses Namens beerdigt zu werden, da ich eine Vorliebe für dies Quartier hege, wo ich lange Jahre hindurch gewohnt habe.

§ 7. Ich verlange, daß mein Leichenbegängnis so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringsten Bürgers übersteigen. Obschon ich durch den Taufakt der lutherischen Konfession angehöre, wünsche ich nicht, daß die Geistlichkeit dieser Kirche zu meinem Begräbnisse eingeladen werde; ebenso verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Priesterschaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen

Stolze entsagt und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgend eine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüberzuführen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann.

§ 8. Ich ernenne Herrn Maxime Joubert, Rat am Kassationsgerichtshofe, zum Testamentsvollstrecker, und ich danke ihm für die bereitwillige Übernahme dieses Amtes.

Das vorliegende Testament ist so von Herrn Heinrich Heine diktiert und ganz von der Hand des Herrn Ducloux, eines der unterzeichneten Notare, geschrieben worden, wie es der Testator ihm diktiert hat, alles in Gegenwart der benannten Notare und der Zeugen, welche, darüber befragt, erklärt haben, daß sie nicht mit dem Erblasser verwandt seien.

Und nachdem es in Gegenwart derselben Personen dem Testator vorgelesen worden, hat er erklärt, dabei als bei dem genauen Ausdruck seines Willens zu verharren.

Geschehen und vollzogen zu Paris im oben bezeichneten Schlafzimmer des Herrn Heine.

Im Jahre achtzehnhunderteinundfünfzig, Donnerstag den dreizehnten November, gegen sechs Uhr nachmittags.

Und nach abermaliger vollständiger Vorlesung haben der Testator und die Zeugen nebst den Notaren unterzeichnet.

IV.[1]

Ich glaube das Recht zu haben, meinen Vetter Karl Heine als den natürlichen Schützer meiner Witwe zu betrachten. Als er im Winter 1847 zu mir kam, um nicht durch einen Anwalt, sondern direkt mit mir sich über unsere Differenzen zu verständigen, zeigte er mir auch in Bezug auf meine Frau die großmütigste Bereitwilligkeit, allen meinen Wünschen nachzukommen.

Ich verlangte von ihm die Verpflichtung, daß er die Hälfte meiner Pension, wie mir solche sein seliger Vater bereits zugesagt hatte, nach meinem Tode als ebenfalls lebenslängliche Pension auf das Haupt meiner Witwe übertragen solle. Mein Vetter Karl bewilligte mir dieses mit seinem Ehrenworte und reichte mir zur Bekräftigung dieser Stipulation seine edle Hand, die ich an meine Lippen preßte. Ich war glücklich genug, ihn versöhnlich gestimmt zu sehen. Er hätte gewiß keinen Augenblick gezögert, mir für meine Witwe die ganze Pension zuzusagen, wenn ich solches auch nur mit einer Silbe verlangt hätte. Aber ich verlangte es nicht, weil ich überhaupt nur diejenigen Ansprüche geltend machen wollte, wo jede Einrede eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen wäre. Daß ich andere Ansprüche hatte, die ebenso gerecht, auch ebenso notorisch, aber minder beweisbar waren, verschwieg ich klüglich, ja böswillig. Und dann glaubte ich damals, daß eine Verkürzung ihrer Pension nicht von allzugroßer Wichtigkeit für meine Witwe sein mochte. Die oberwähnte Stipulation mit meinem Vetter Karl Heine fand statt den 25. Februar 1847.

Damals war meine Lage sowie die Lage der Welt eine ganz andere. Im Bankerott der Februarrevolution gingen auch meine geringen Ersparnisse verloren, welche in Aktien der Bank von Gouin und ähnlicher Etablissemente bestand. Dazu kam meine Krankheit, die mich verhinderte, durch angestrengte Arbeit ein bedeutendes Kapital zu erwerben, während die zunehmenden Krankheitskosten mich nötigten, meine letzten Ressourcen zu erschöpfen. Dazu kommt, daß ich schon im Jahre 1846 mein bisheriges litterarisches Vermögen, die Eigentumsrechte auf meine deutschen Schriften, für ein äußerst geringfügiges Honorar alieniert hatte

[1] Bruchstück, 1884 zuerst veröffentlicht.

zu gunsten meines Hamburger Buchhändlers, um durch solches Opfer Prozesse zu vermeiden, deren Skandal besonders meinen damals noch lebenden Oheim Salomon unmutig gemacht hätte, indem derselbe, welcher durch letztwillige Verfügung mir eine glänzende Zukunft zu bereiten versprach, wohl von mir erwarten konnte, daß ich wie bisher meine Talente nicht als Handelsmann zum bloßen Gelderwerb, sondern als Dichter zur Verherrlichung unseres Namens anwenden würde.

Die Manuskripte, welche ich noch besaß, waren leider von der Art, daß eine Umwandlung in meinen religiösen Ansichten und Rücksichten auf Personen, die ich nicht durch Mißverstand verletzen durfte, mich nötigten, sie zum größten Teil zu vernichten — vielleicht muß ich sie am Ende gänzlich der Vernichtung preisgeben —, so daß bei meinem Ableben auch diese Ressource für meine Witwe verloren geht. Mit der Erbschaft meiner Witwe sieht es also nicht glänzend aus, und ich werde glücklich genug sein, wenn ich ihr nicht Schulden hinterlasse.

Ich gestehe es, ohne die großmütige Güte meines Vetters Karl, der mir jährlich eine Verdoppelung meiner Pension auszahlte, hätte ich bereits trotz aller Anstrengung die Kosten meiner Krankheit nicht erschwingen können.

Unter solchen veränderten Umständen will ich meinen Vetter Karl ebenfalls mit einer posthumen Bitte behelligen, von deren Erfüllung ich so sehr überzeugt bin, daß ich ihm im voraus meinen Dank abstatte. Ich bitte ihn nämlich, nach meinem Tode nicht die Hälfte meiner Pension, sondern die unverkürzt ganze Pension, wie ich sie bei Lebzeiten seines Vaters genossen, ihr jährlich auszahlen zu lassen; mein Oheim behandelte sie immer mit Liebe und Auszeichnung, und auch in dieser Beziehung glaube ich meine Bitte gerechtfertigt. Es ist wahrscheinlich, wie gesagt, überflüssig, daß ich diesen Appell an die Liberalität meines Vetters mache und seiner Generosität vorgreife.[1]

[1] Aus einem anderen Testamentsentwurf hat Strodtmann noch folgende Stelle herausgehoben, welche „auf die schikanösen Drohungen des Herrn Gustav Heine“ gemünzt wäre: „Da mein Freund Julius Campe in Hamburg sich bei mir beklagt hat, daß Personen meiner nächsten Anverwandtschaft sich dahin geäußert hätten, als könnten sie nach meinem Absterben meinen Kontrakt mit seiner Buchhandlung rechtmäßig umstoßen, so erkläre ich ausdrücklich, daß diesem Kontrakt im buchstäblichsten Sinne seine Rechtsgültigkeit verbleiben solle.“

Kleine Mitteilungen und Erklärungen.[1]

Bitte.

Der mir unbekannte Verfasser des „Der Herbst" betitelten und bloß „Heine" unterzeichneten Gedichts in Nr. 242 der „Abendzeitung" würde mir einen ziemlich großen Gefallen erzeigen und mißdeutungsfähiger Berichtigungen mich überheben, wenn er die Güte haben wollte, seiner Namensunterschrift wenigstens den Anfangsbuchstaben eines Vornamens beizufügen.

Berlin, den 16. Oktober 1821. H. Heine.

[2]Boucher, der Sokrates der Violinisten.

Zufällig den Gubitzischen Gesellschafter von 1817 durchblätternd, finde ich im 32ten Blatte, unter der Rubrik: „Zeitung der Ereignisse und Ansichten", folgende Notiz:

„Ein gewisser Boucher, der jetzt mit seiner Frau Conzerte in Paris giebt, nennt sich den ‚Sokrates der Violinisten' und das Journal de Commerce versichert, daß er sich auch als einen solchen bewähre." — (Bis hierher der Gesellschafter.)

Wir glücklichen Berliner! Die Weisheit selbst ist zu uns gekommen. — Sir Harry.

---

[1] Solche öffentliche Erklärungen, die in unseren Einleitungen und Anmerkungen bereits Platz gefunden haben, sind hier nicht noch einmal abgedruckt worden. Man vgl. Bd. IV, S. 146 und 302; Bd. V, S. 8; Bd. VI, S. 524 f.; Bd. VII, S. 11 ff. und 325.

[2] Geschrieben Dezember 1821. Alexandre Jean Boucher (1770—1861), ein höchst eigenartiger Violinvirtuose; führte ein bewegtes Leben.

[1]Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben „Briefe aus Berlin“ (in Nr. 6, 7, 16 u. s. w. des zum „Rheinisch-Westf. Anzeiger“ gehörigen „Kunst- und Wissenschaftblattes“), auf eine Art ausgelegt worden, die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erscheinen muß; da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälligerweise dazu Anlaß gegeben hätte; daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimütige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822. H. Heine.

---

[2]Decane, vir excelse nec non prudentissime!
Illustris ordinis viri praeclari doctissimi honoratissimi!

Audeo, quum summis in facultate juridica honoribus ornari cupiam, vos orare, ut mihi indicetis leges quas interpretatione illustrem, et ut me admittatis ad privatam de jure interrogationem.

Vitam meam, licet satis plenam turbationibus et eventis,

---

[1] Man vgl. unten die Lesarten zu den Briefen aus Berlin. Die in Frage kommende Stelle lautet: „Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte ‚die lieben Teutsenkel‘ so sehr touchiert hat.“ Der Baron W. v. Schilling gab sich aber mit obiger Erklärung nicht zufrieden; er veröffentlichte im Berliner „Zuschauer“ vom 23. Juli 1823 eine Parodie der Heinischen Gedichte „Götterdämmerung“ und „Ratcliff“ (Bd. I, S. 135 ff.) und nahm darin boshaft Bezug auf die Buchhändler-Anzeige von Heines „Gedichten“, die Bd. I, S. 1 f. abgedruckt ist. Vgl. Strodtmann[2] I, 223 f.

[2] Schreiben an den damaligen Dekan der juristischen Fakultät zu Göttingen, Professor Hugo (vgl. Bd. III, S. 21), um die Zulassung zur Promotion zu erbitten. Am 20. Juli 1825 bestand Heine das Examen.

adversis magis quam prosperioribus, paucis verbis enarraturus sum, illa tantum attingens, quae extrinsecus plurimum habuerunt auctoritatis ad animum meum literis artibusque excolendum.

Natus sum mense Decembri anni 1779[1] Dusseldorpii ad Rhenum, maximus natu inter tres fratres, quorum alter rei rusticae[2], alter[3] arti medendi operam dat. Pater meus Siegm. Heine[4], quondam miles, postea mercator, nunc aegrotus proculque vivens a negotiis, diebus laetioribus in matrimonium duxerat Elisabetham de Geldern, matrem meam, nunc mariti aegrotationis generosam cultricem, curarum participem, senectutis solatium.

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eruditionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum[5], clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari hujus viri institutione utebar, quum adscitus essem im numerum discipulorum Gymnasii sui, cujus omnes deinceps classes percurrebam — tum demum hoc literarum asylum deserui, quum secundo illo bello contra Gallos instante suprema Gymnasii classis omnibus destitueretur discipulis, quorum maxima pars, et ego in horum numero, munera sua patriae obtulit, quae quidem, pace Parisiensi paulo post interveniente, parum usa est oblatis nostris.

Postea Bonam me contuli sub mediam partem anni 1819, universitatem literarum in hac urbe nuper constitutam frequentabam, lectionesque juridicas Mackeldeyi[6] et Welckeri[6] audie-

---

[1] So im Original; vgl. die Einleitung „Heines Leben und Werke".

[2] Baron Gustav von Heine-Geldern (1805–86), damals Landwirt, dann Inhaber eines Speditions- und Produktengeschäftes, hierauf österreichischer Offizier, endlich Eigentümer des „Fremdenblattes", durch das er sein Glück machte.

[3] Maximilian Heine (1807—79), angesehener Arzt in St. Petersburg.

[4] Sein Vorname war Samson. Vgl. über ihn die ausführliche Schilderung in den Memoiren.

[5] Vgl. Bd. VI, S. 68 f., und oben, S. 461.

[6] Vgl. oben, S. 465.

bam aeque ac lectiones historicas et aestheticas Schlegeli[1], Hüllmanni[2], Arndtii[3], Radlofii[4] etc., qui omnes singularem mihi praestabant benevolentiam. Mense Octobri anni 1820 in universitatem literarum Gottingensem me contuli, ubi unum tantum semestre versabar, quia mihi accidit, ut ob interdicta de certamine singulari a me violata consilium abeundi subirem. Audiebam tum lectiones Sartorii[5] et Benekeii[6], qui uterque, praecipue ille, me gratia singulari dignabatur. Deinde in universitatem literarum Berolinensem me contuli, ubi in numerum civium academicorum receptus sum mense Aprili anni 1821, studiis operam meam navabam usque ad mensem Decembrem anni 1823, et in hoc tempore lectiones juridicas frequentabam Hassii[7] et Schmalzii[8] aeque ac lectiones philosophicas Hegeli[9], Wolfii[10], Boppii[11], Raumeri[12] etc. Tum denuo Gottingam pro-

---

[1] August Wilhelm Schlegel; vgl. Bd. I, S. 56 und 514; Bd. II, S. 61 f., und dagegen Bd. V, S. 267 ff.

[2] Karl Dietrich Hüllmann (1765—1846), Historiker, Professor und erster Rektor der neubegründeten Universität Bonn. Vgl. Bd. III, S. 106.

[3] Ernst Moritz Arndt.

[4] Johann Gottlieb Radlof (geb. 1775, seit 1818 Professor in Bonn, siedelte 1822, erblindet, nach Berlin über, Todesjahr unbekannt; deutscher Sprachforscher. Vgl. Bd. III, S. 106.

[5] Vgl. Bd. II, S. 62, und Bd. III, S. 229.

[6] Georg Friedrich Benecke (1762—1844), verdienter Professor der deutschen Philologie.

[7] Joh. Christian Hasse (1779—1830), Rechtsgelehrter, 1818—1821 Professor in Berlin, von da an bis zu seinem Tode in Bonn. „Mit seltener Tiefe der Untersuchung verband er die Kunst einer schönen und einfachen Darstellung.“

[8] Vgl. Bd. III, S. 156.

[9] Der große Philosoph; vgl. Bd. VI, S. 46 ff.

[10] Friedrich August Wolff (1759—1824), der berühmte klassische Philolog. Am meisten Aufsehen erregten seine „Prolegomena ad Homerum“ (1795).

[11] Franz Bopp (1791—1867), ausgezeichneter Sprachforscher; vgl. Bd. III, S. 139.

[12] Friedrich von Raumer (1781—1873), der Geschichtschreiber; von Heine später heftig befehdet (vgl. Bd. II, S. 453; Bd. V, S. 16 f.; oben, S. 70 ff.

fectus sum, ubi vestras lectiones, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, quos summo amore summaque reverentia amplector, audiebam.

Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, nunquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque conformarem. Nihilominus hac in re felicissimo quidem eventu non valde gavisus sum, non paucas easque utilissimas disciplinas negligens: nimioque amore tractans philosophiam, literas orientis, medii aevi quidem Germanicas, bonasque recentiorum populorum. Gottingae vero jurisprudentiae tantum operam dabam, sed pertinax capitis morbus, qui me duos annos usque ad hoc tempus excruciat, incredibilem in modum me semper impediebat, et effecit ut scientiae non respondeant diligentiae studioque meo.

Multum igitur, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, spero de indulgentia vestra, qua me postea summa animi intentione haud indignum praestaturum esse, promitto.

Nominum vestrum cultor obedientissimus

Henricus Heine.

Gottingae, die 16. Aprilis 1825.

Promotions-Thesen.

Theses,

quas

illustris jureconsultorum ordinis
auctoritate atque consensu

in

Academia Georgia Augusta

pro

summis in utroque jure honoribus
rite obtinendis

Die XX. Mens. Julii A. MDCCCXXV

publice defendet

HENRICUS HEINE

Duesseldorpiensis.

Opponentibus:

C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur.

I.

Maritus est dominus dotis.

II.

Creditor apocham dare debet.

III.

Omnia judicia publice peragenda sunt.

IV.

Ex jurejurando non nascitur obligatio.

V.

Confarreatio antiquissimus apud Romanos fuit in manum conveniendi modus.

Anmerkung[1].

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo dieser den Zustand Roms unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoß diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube und dürften wohl in „politischen Annalen" ihre Stelle finden. Heine.

Erklärung.

Da ich in meiner Jugend über die persönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht selten überhäuft, immer ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtet, so darf man wohl vermuten, daß ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen dergleichen ziemlich unempfindlich geworden, und daß nur die allgemeinen Interessen, die ich vertrete, mich veranlassen mögen, einigen anonymen Lügen zu widersprechen. In Beziehung auf einen Pariser Artikel der „Leipziger Zeitung" vom 12. November[2] will ich daher zunächst erklären, daß ich nie bei der preußischen Regierung eine Anstellung gesucht und daher meine bisherigen und künftigen Aussprüche über Preußen keineswegs in einer verweigerten Anstellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, daß ich nie geäußert: ich brauchte mich nur in Deutschland

---

[1] zur „Paraphrase" einer Stelle aus Tacitus, von Lautenbacher. Sie erschien in der von Heine und F. L. Lindner herausgegebenen Zeitschrift „Neue allgemeine politische Annalen", 1828, Bd. 27, Heft 4. Es werden darin über das 2. Kapitel des 1. Buches der Taciteischen „Annalen" politisch-philosophische Betrachtungen vorgetragen, die von edler, strenger Gesinnung und großer Begeisterung für politische Freiheit erfüllt sind. Zur Einführung dieses Aufsatzes schrieb Heine die oben stehende Anmerkung.

[2] Der betr. Artikel ist in den Anmerkungen am Schluß des Bandes abgedruckt.

zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruche zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Lüge die ebenso alberne Angabe, als habe ich die Hülfe des Herren Polizeipräfekten Gisquet[1] und Sr. Exzellenz des Herrn Gesandten von Werther[2] gegen die Drohungen preußischer Offiziere und Edelleute nachgesucht oder nachsuchen wollen. Ich erkläre, daß ich diese Drohungen größtenteils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgesinnten vorbereitet habe, erforderlichen Falls den preußischen Händelsuchern in Gemeinschaft mit mir die gebührende Genugthuung zu geben. Ich erkläre ebenfalls, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen bestätigte, nicht produziert haben, hätten nicht die Gegner behauptet, dergleichen werde von uns erdichtet; diesen Brief werde ich in meinem nächsten Buche abdrucken lassen, welches vielleicht nicht ratsam wäre, trüge er nicht in sich selber ganz unnachahmbare Kennzeichen der Echtheit, und besäße ich nicht hinlängliche Kunde über den Überbringer, welcher in meiner Abwesenheit mich bei meinen Freunden aufgesucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte. In betreff der groben Ausflucht der anonymen Insinuation, als habe man durch einen nach Boulogne direkt gesandten Brief mit einer fingierten Unterschrift mich mystifizieren wollen, bedarf es wohl keiner besondern Erklärung.

Paris, den 19. November 1833.

Heinrich Heine.

An die hohe Bundesversammlung.

Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer einunddreißigsten Sitzung von 1835 gefaßt haben[3]. Ich gestehe Ihnen, meine Herren, zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurteilt, ohne daß Sie mich weder mündlich noch schrift-

---

[1] Vgl. oben, S. 423.

[2] Freiherr Wilhelm von Werther (1772—1859) war von 1824 bis 1837 preußischer Gesandter in Paris, 1837—41 Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[3] Unterdrückung der Schriften des Jungen Deutschlands. Die Sitzung fand am 10. Dezember statt. Über den Wortlaut der Beschlüsse vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. Heines Schreiben blieb beim Bundestag unbeachtet.

lich vernommen, ohne daß jemand mit meiner Verteidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das Heilige Römische Reich, an dessen Stelle der Deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte versehen mit freiem Geleite vor dem Reichstage erscheinen und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen verteidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochteuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue litterarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so seien Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise ohne Besorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherungen meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Jan. 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Litterärische Anzeige.

Auf Wunsch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann & Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, daß eine verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe meiner Werke, die im Verlag desselben erscheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfasser und Verleger, ohne Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, auf das unparteiische Wohlwollen der resp. Zensurbehörden Deutschlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

Erklärung[1].

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt“ erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit als in einer ihm ganz eigentümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich

Erklärung[1].

Es ist mir leid, durch Herrn Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt“ erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Herr Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit als in einer ihm ganz eigentümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Herrn Heine auf seine seit dem

---

[1] Veranlaßt durch Heines Aufsatz „Schriftstellernöten“ (oben, S. 338 ff., insbesondere S. 348). Wihls Erklärung erschien gleichzeitig mit Heines Parodie. Wir halten es für angemessen, sie in kleinerer Schrift zu bequemerer Vergleichung unmittelbar neben Heines Worte zu setzen.

und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow“[1] immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen“, den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift[2]. Ich für mein Teil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten wie jene rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge oder vielmehr

Erscheinen des „Blasedow“[1] immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen“, den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Herrn Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift[2]. Ich für mein Teil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten wie jene rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der freilich Herrn Heines Immoralität verabscheute, aber keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Herr Heine entblödete sich, in seinem offenen

---

[1] Gutzkows Roman „Blasedow und seine Söhne“ erschien zu Stuttgart 1838—39 (3 Bde.).

[2] Gutzkow veröffentlichte einen längeren Artikel gegen Heine in Nr. 75 und 76 des „Telegraphen“ vom Jahre 1839; gleichfalls durch die „Schriftstellernöten“ veranlaßt.

mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Hr. Heine gegen ihn herauszunehmen gestattet, eine so bemitleidenswerte, tief herabgewürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten ... Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mitteilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Zensur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher als Hr. Heine stehenden schwäbischen Dichter

Briefe an meinen Herrn Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen ‚Schwabenspiegel' verstümmelt im Interesse der Schwaben oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cottascher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der ‚Reisebilder' verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im ‚Morgenblatte' zu erschnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Toten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mitteilung von Privatansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Zensur macht, der mich für fähig hält,

ter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl.

aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher als Herr Heine stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muß ich kuschen. Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.

Hektor,
Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

Bruchstück[1].

Ces propositions ayant été offertes avec la delicatesse la plus exquise et acceptées avec le plus genereux empressement, le contract a été mis immediatement à execution, et les deux danseuses ont quitté Paris. — Ich habe oben eines Feuilletons der Quotidienne erwähnt. Außer der Persifflage des verliebten Prinzenraubs enthielt dieses Blatt auch über den jüngsten Ball des Herrn v. Rothschild einige sehr boshafte Spötteleien, die man perfiderweise Herren Heinrich Heine in den Mund legte. Wir können versichern, daß letzterer keineswegs, wie die Quotidienne meldet, unter den Gästen des besagten Balles befindlich war; überhaupt seit mehren Jahren hat derselbe an den Lustbarkeiten der Haute finance keinen Teil genommen. — Über das mutmaßliche Ministerium melde ich Ihnen heute kein Wort. Ich erwarte jeden Augenblick die Nachricht, daß Thiers Minister geworden[2], da der König gewiß zu jedem Preis seinen Einfluß auf die Kammer wieder gewinnen will, und sollte er ihn auch für einige Zeit mit einem andern teilen. Wir sehen einem sonderbaren Duumvirat entgegen. Wir erleben bald neue Dinge. — Paris ist still. Es gibt nichts stilleres als eine geladene Kanone.

[1] eines Artikels für die „Allgemeine Zeitung". Geschrieben am 27. Februar 1840.

[2] Die amtliche Bekanntmachung von Thiers' Ernennung erfolgte am 2. März.

Mitteilung[1].

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das befremdliche Zeugnis, womit die HH. E. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamberger gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinr. Heine behauptet hatte, daß die verschiedenen deutschen Zeitungsartikel, welche seine Ehre so bedenklich gefährdeten, aus derselben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Aussage eines einzigen rachsüchtigen Menschen vertreten werden könnten. Das Original des mitgeteilten Aktenstücks liegt jedem zur Ansicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann & Campe.

Paris, den 11. August 1841.

Werter Hr. Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen schriftlich, daß ich aus dem Munde des Hrn. Kolloff gehört habe, daß er nicht Augenzeuge der Szene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herrn Strauß aus Frankfurt vorgefallen sein soll, daß er vielmehr durch den letztern von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntnis gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

August Rochau.

An den Herrn Redakteur des „Unparteiischen Korrespondenten“ in Hamburg.

Nr. .. des „Unparteiischen Korrespondenten“ enthält einen Brief[2], den ich, ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben, und der also ursprünglich nicht für den Druck bestimmt war. Indem Sie denselben aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, wo er mit meiner Erlaubnis unter den Annoncen inseriert worden, aufs neue in den Korrespondenzspalten Ihres Blattes abdruckten, haben Sie ihn leider mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß ich in betreff einer Dame meine Meinung geändert, und es kommen da die Worte vor: „Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir dar-

---

[1] Vgl. dazu oben, S. 13 (Einleitung zum Börne).

[2] Abgedruckt oben, S. 13 f. — Vgl. auch die Lesarten.

bietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden." Da ich nun in den folgenden Zeilen darauf hinweise, ich sei mit der verbesserten Gesamtausgabe meiner Werke beschäftigt, so ist es mir eben nicht ganz gleichgültig, daß die obenwähnten Worte: „in jener Beziehung" von dem Setzer des „Hamburger Korrespondenten" in die Worte: „in jeder Beziehung" verwandelt worden sind; und ich bitte Sie, diese Berichtigung unverzüglich Ihrem geschätzten Publiko mitzuteilen. Hochachtungsvoll grüßend

Heinrich Heine.

Paris, den 5. Februar 1846.

Solche Redaktionen, welche den oben erwähnten Brief nicht direkte aus der „Allgemeinen Zeitung", sondern aus d. Bl. entlehnt haben, werden ersucht, auch diese Berichtigung aufzunehmen.

Berichtigung.

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spenersche Zeitung", haben über meinen Gesundheitszustand sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich zerrüttet hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinichter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimütig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel

eines großherzoglich weimar'schen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! So viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der oberwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armut, und sie sind von ganz besonders irrtümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrtums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für andere sein möchten. Aber dem Irrtum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, andrerseits nicht einer Verunglimpfung Vorschub leiste, die just das edelste Gemüt träfe, das jemals sich mit schweigendem Stolze in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen derartige Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier hervorzustellen: die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig, ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmütige Stipulation zu gunsten des viel teuern Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressierten Zuschriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne! Geschrieben zu Paris (rue d'Amsterdam No. 50) den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

Au Rédacteur[1].

Paris, 10 janvier 1853.

Monsieur,

J'ai trouvé dans votre Numéro du 7 janvier le résumé d'une note explicative de M. Eugène Renduel. Je suis bien peiné que vous n'ayez pas donné en entier cette note que M. Renduel, lorsqu'il m'a fait la dernière fois l'honneur de venir me voir, avait rédigée sous mes yeux, et qui devait en même temps servir à m'épargner la fastidieuse besogne de m'adresser au public en mon propre nom. Je ne veux pas dire que les faits que contient ce résumé ne soient pas vrais; mais les deux principaux faits, tout en étant vrais dans le fond, sont énoncés d'une manière si vague, qu'ils pourraient donner lieu à des commentaires erronés et très fâcheux. 1° Il est vrai que j'avais autorisé M. Renduel à traiter dans mon intérêt pour une édition in-12 de mon ouvrage, *Reisebilder* (Tableaux de voyage), dont il était l'éditeur originaire; cependant, comme on pourrait, faute d'autre indication, s'imaginer que cette autorisation eût été donnée tout récemment, je cours risque d'avoir l'air d'un étourdi qui le lendemain ne se souvient plus du mandat qu'il a donné la veille. Or il y a déjà longtemps que j'avais prié M. Renduel de me trouver un éditeur pour une édition in-12 des *Reisebilder,* en l'autorisant à traiter à ce sujet avec un libraire de Paris. J'avais donné cette autorisation à M. Renduel quelque temps avant la révolution de Février, et depuis cette époque, comme vous savez, beaucoup de choses sont tombées dans l'oubli, et chez plus d'un d'entre nous la mémoire s'est affaiblie. 2° Il est vrai, comme il est dit à la fin du résumé, que „M. Heine restera désormais le seul propriétaire de ses œuvres.“ C'est tout à fait vrai; seulement le mot *désormais* pourrait faire croire que cette propriété ne m'appartenait pas auparavant, et dans ce cas j'aurais encore l'air d'un étourneau qui s'engage à la légère dans des poursuites judiciaires. Je passerais pour un amateur de procès, moi qui n'ai jamais eu un procès de ma vie, quoique je sois moi-même jurisconsulte et même docteur en droit, *utriusque juris doctor,* promu à cette dignité par le doyen de la Faculté de Droit à Gœttingue, l'illustrissime et

---

[1] Des „Journal des Débats“. Ende 1852 war ein neuer Abdruck der französischen Ausgabe der „Reisebilder“ bei Lecou in Paris erschienen, ohne daß Heine vorher von dem Plane des Buchhändlers benachrichtigt worden war.

savantissime professeur Hugo, qui à cette solennelle occasion m'a, dans le plus beau discours latin, fait le compliment que je serais un jour un grand légiste, un vrai Papinien[1]. Je ne suis pas devenu un Papinien, mais je connais assez la jurisprudence pour savoir qu'il faut éviter les procès, et je me serais bien gardé d'en intenter un à l'occasion de la réimpression des *Reisebilder,* si en outre de mes droits matériels je n'avais pas à défendre des intérêts moraux. En m'entendant à l'amiable avec M. Renduel, j'ai fait bon marché des intérêts matériels; je n'ai accepté de lui aucune rétribution pour l'édition dont il a concédé la publication à M. Lecou; j'ai renoncé en faveur des indigens à toute indemnité sous ce rapport, et M. Renduel, de son côté, s'est noblement engagé à payer une certaine somme, stipulée d'un commun accord, aux pauvres d'un village situé près de son château, et dont il m'avait dépeint la détresse. Quant aux intérêts moraux, je ne les aurais pas abandonnés aussi facilement; j'avais à démontrer qu'un auteur reste en tout temps de sa vie maître de retoucher pour une nouvelle édition un ouvrage émané de sa plume à une époque antérieure. C'est, selon mon opinion (qui différerait peut-être de celle de Papinien), un droit imprescriptible et inaliénable. J'avais bien besoin de revendiquer ce droit à l'occasion d'une réimpression des *Reisebilder,* qui ont été écrits il y a plus de vingt ans, et où se trouvent quelques passages entachés d'une impiété si crue que j'en ressens un véritable remords. J'ai eu l'intention de purifier ce livre par une nouvelle édition, en en retranchant les passages scabreux ou en les neutralisant par des notes réfutatives, et un aveu sincère, comme je l'ai fait dans des éditions récentes de mes livres en Allemagne. Vous comprenez alors quel tort m'a fait la réimpression des *Reisebilder,* qui a été faite à mon insu et sans ma participation; c'est un tort irréparable et qui me compromet autant dans le ciel que sur la terre.

J'attends, Monsieur, de votre haute loyauté et de la sympathie que vous avez prouvée pour les intérêts des littérateurs, la publication immédiate de cette lettre Recevez d'avance mes remercîmens et agréez l'expression sincère de ma considération très distinguée.

Henri Heine.

---

[1] Ämilius Papinianus, hervorragender römischer Rechtsgelehrter, geboren um 140 n. Chr. Geb.

Anmerkungen.

Zu S. 390. Das Gedicht Venedeys, das Heine zu dem obigen Sendschreiben veranlaßte, war im November 1854 in der „Kölnischen Zeitung" abgedruckt worden; es lautet:

An Heinrich Heine.

1.

Es haben schon manchmal mich angebellt
So Bürschchen von deinem Gelichter,
Ganz geistreiche Bläffer der feinsten Art,
Wie du, neumodische Dichter.

Ich dachte: laß bellen das windige Volk,
Hat keiner doch je mich gebissen;
Du aber bist tapfrer als alle sie sind;
Du hast mich von hinten besch . . . .

Du durftest es wagen ganz ohne Gefahr,
Wir hörten ja alle dich lehren:
„Viel besser lebendig ein schäbiger Hund
Als tot ein Löwe in Ehren."

2.

Auch ich bin ein Maler: mag hier und dort
Auch eins meiner Bilder mißglücken; —
Und wärst du ein Mann und wärst du nicht krank,
Ich malte dir 'was auf den Rücken.

Die Krankheit allein, sie gibt dir den Mut,
An Männer von Ehr' dich zu wagen;
Du denkst, weil du so elend daliegst,
Sie müßten den Hohn wohl ertragen.

Doch schützet dein Kranksein den Rücken dir nur,
Und nicht auch die freche Stirne;
Brandmalen will ich ein Zeichen daran
Als Schild zu deinem Gehirne.

3.

Denkst du, daß je ein Ehrenmann
Ob deinem Witz vergessen,
Daß du französisch Sündenbrot
Der Polizei gegessen?

Hast du nicht feige ausgeharrt,
Bis Börne hingegangen,
Eh' du dich gegen seinen Zorn
Ein Wort nur unterfangen?

Hast du nicht Frauenehr' beschmutzt,
Wo Männer dich verletzet?
Und hast, wo du 's nicht selbst gewagt,
Nicht andre du gehetzet?

Dein eigen Blut, dein Vaterland
Hast du mit Kot besudelt,
Und dafür stets und allerwärts
Dich selber lobgehudelt.

Dein Mut wie deine Liebe sind
Erheuchelt nur gewesen,
War alles, alles Lug und Trug
In deinem ganzen Wesen.

Drum ärgert dich der Ehrenmann,
Der aufrecht stets gestanden;
Sein ruhig stilles Selbstgefühl
Macht deinen Witz zu schanden.

4.

Du weißt, was Mannesart sonst schmücket,
Und auch, wo, Held, der Schuh dich drücket,
Drum rufst du aus: „Bin ein Talent,
Das seine ganze Würde kennt,
Nichts abgeschmackter
Als ein Charakter!"

Den Stolz, dem Fuchse angeboren,
Den Schwanz hatt' einst ein Fuchs verloren;
Der rief wie du: „In seinem Glanz
Erscheint der Fuchs — erst ohne Schwanz!
Nichts abgeschmackter
Als ein Charakter!"

5.

Warst ja auch ein Grieche sonst,
Zähltest dich zu den Hellenen.
Lazarus, ach! Dazu fehlt
Dir nur etwas auf den Zähnen.

Fluchte doch dem Gotte selbst,
Der ihn hatte fesseln lassen,
Noch Prometheus, als am Fels
Adler ihm das Herz zerfraßen.

Keiner hörte winseln ihn,
Keiner ihn in Schmerzen stöhnen:
Das war so der Griechen Art,
Lag im Blute der Hellenen.

Hast ja auch gelästert Gott –
Doch dein Hohn war eitel Lügen;
Jetzt, jetzt lügst du wieder nur,
Hoffst den Teufel zu betrügen.

6.

Was ich gewollt, gethan, bist du
Zu würd'gen nicht im stande;
Denn, was wie Ehrensold dir lacht,
Brennt mich wie heiße Schande.

Hab' ruhig meine Pflicht gethan,
Nicht rechts, nicht links gewanket;
Frug niemals, was mir's eingebracht,
Und ob mir's wer verdanket.

Das aber gibt mir heut' das Recht
Und auch die Pflicht, zu sprechen
Und an dem schnöden Lügengeist
Der Wahrheit Geist zu rächen.

7.

Verzeih, mein deutsches Volk,
Daß ich die Geißel nehme
Und heute nicht wie sonst
Des Fuchtelamts mich schäme

Es gilt dem Menschen nicht,
Der krank dort und gebrochen,
Es gilt dem Lügengeist,
Der stets aus ihm gesprochen.

Dem Geiste, dem's genügt,
Talentvoll nur zu scheinen,
Um Ehre, Treu' und Recht
In Keckheit zu verneinen.

Dem Geist, des luft'ge Form,
Du, Heine, erst geschaffen,
Und den dir nachgeahmt
So viele feine Affen.

Dem Geist, der an der Spree
Mit ritterlicher Lüge
Im Russensolde späht,
Wie Deutschland er betrüge.

Dem Geist, der an der Thems'
Sein Vaterland verhöhnt,
Dem Geist, der, wo er ist,
Dem Lügenfrevel frönt.

Dem Geist, der keck und frech
Als Selbstgott sich geriert.
Und, wenn die Angst ihn packt,
Mit Gott auch kokettiert.

Verachtung, Trotz und Hohn
Dem Geist der Lügenlehre
Im Namen deutscher Pflicht
Und deutscher Manneslehre!

Zürich, den 22. November 1854.

Zu S. 529: „Erklärung“. Der Artikel der „Leipziger Zeitung“ lautete:

„Paris, den 2. Nov. (A. e. Pr. Br.) Folgendes Begegnis eines bekannten Schriftstellers, das hier sehr unterhaltend gefunden wird, ist wegen seiner Folgen auch politisch interessant, besonders da man daraus erkennen wird, welche thörichte Ursachen oft unsre wilden Demagogen haben, diesen oder jenen Staat anzufeinden. In der ersten Hälfte des vergangenen Septembers waren mehre in Paris anwesende Deutsche in vergnügter Abendgesellschaft versammelt. Die Rede kam auf die Subskriptionen, welche der dasige deutsche Volksverein zu gunsten der sich in Frankreich befindenden Flüchtlinge eröffnet hatte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte jemand, daß doch ein großer Unterschied zu machen sei zwischen den durch Zeitungs- und Broschürenlesen verwirrt gewordenen Köpfen, die in der Überzeugung etwas Gutes zu bewirken, der Ruhe und der Wohlfahrt ihres Vaterlandes gefährlich geworden wären, und den Skriblern, die den sogen. Patriotismus nur als ein Mittel gebrauchen, um Geld zu gewinnen, und bei Abfassung ihrer Schriften nichts als das Honorar vor Augen haben. Natürlich wurden hierbei die Herren Börne und Heine nicht vergessen. Besonders scherzte man über die lächerliche Anmaßung des letzten, mit der er behauptet, er dürfe sich nur in Deutschland zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Man lobte indessen seinen beißenden Witz, seinen einnehmenden Stil und die Feinheit seines Verstandes. ‚Nun so sehr fein mag dieser wohl eben nicht sein‘, bemerkte jemand aus der Gesellschaft und wettete, er wolle durch eine Mystifikation den Hrn. Heine dahin bringen, sich selbst in den Belagerungszustand zu erklären, gegen den er in seinen ‚Französischen Zuständen‘ so sehr geeifert habe. Die Wette ward angenommen und folgendermaßen gewonnen. Man schrieb u. d. N. eines nicht existierenden Hrn. Nolte einen Brief aus Frankfurt datiert an Hrn. Heine, worin ihm eröffnet wurde, sein großer Verehrer Hr. Nolte habe auf der Schnellpost von Dresden in Erfahrung gebracht, daß sich in Dresden mehre preußische Offiziere und einige andere Adelige zur Reise nach Paris anschickten, um ihn dort, jeder einzeln, zum Zweikampf auf Pistolen herauszufodern. Dieser Brief ward mit einer deutschen Adresse versehen, auf der man aber das Wort Paris ausstrich und französisch dafür Boulogne sur Mer, wo

sich Hr. Heine im Bade befand, setzte. So ward das Schreiben auf die Post gegeben. Es hat gewirkt. Seit seiner Zurückkunft irrt der unglückliche, sich verfolgt glaubende Heine ganz schwermütig in Paris umher, hält sich für einen Märtyrer der deutschen Freiheit und erzählt, wie die Preußen eine Verschwörung gegen sein Leben angezettelt hätten, und daß man ihn erschießen, erdolchen oder gar erdrosseln wolle. Bald geht er mit Doppelpistolen bewaffnet einher; bald will er sich an seinen abgesagten Feind, den Polizeipräfekten Gisquet, wenden und denselben um eine Eskorte von Munizipalgarden ersuchen; bald sich dem preußischen Gesandten in die Arme werfen, damit dieser ihm die Junker, die Hr. Heine so sehr haßt, vom Halse halte. — Kurz, der heroische Verf. der franz. Zustände benimmt sich, als ob er selbst in stetem Belagerungszustande begriffen sei, und verzeiht jetzt dem König Louis Philipp gern seinen État de siège, der natürlich etwas mehr Aufsehn gemacht hat als der unsers Schriftstellers. In der That, es gehört mehr als — Eitelkeit dazu, um zu glauben, daß eine Gesellschaft preußischer Offiziere und Adeliger die Reise von Dresden nach Paris unternehmen werde, um einen mittelmäßigen Poeten und einen politischen Jakobiner, in dessen Leben weder Ordnung noch Notwendigkeit ist, auf Leben und Tod herauszufodern. Nach dieser Begebenheit ist wohl zu glauben, daß die eines Marat würdige Schandschrift gegen Preußen, die Hr. Heine ‚Vorrede‘ zu seinen ‚französ. Zuständen‘ nennt und die bei Campe und Heidlof erschienen ist, wahrscheinlich auch wohl nur gekränkter Eitelkeit oder verweigerter Anstellung u. dergl. ihre Entstehung zu danken haben wird. Was jetzt aus der Feder dieses Mannes noch gegen Preußen entströmen möchte, findet nun seinen Grund in dem fabelhaften, nie existiert habenden Hrn. Nolte! —“

Zu S. 530: „An die hohe Bundesversammlung“. Die Beschlüsse des Bundestages hatten folgenden Inhalt:

„Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung ‚Das junge Deutschland‘ oder ‚Die junge Litteratur‘ eine litterarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frecheste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend notwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weite-

rer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚Das junge Deutschland‘ oder ‚Die junge Litteratur‘ bekannten litterarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener litterarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campeschen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“

Lesarten.

Vgl. die Vorbemerkung Bd. I, S. 494 und Bd. II, S. 517.

Ludwig Börne. (S. 1 ff.)

Zu Grunde gelegt ist:

B = Heinrich Heine über Ludwig Börne. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1840. (376 S. 8°)

Verglichen wurde:

HSt = Handschrift Heines von Strodtmann benutzt (in der ersten Ausgabe von Heines Werken, 12. Bd., Hamburg 1862).

F = *De l'Allemagne par Henri Heine. Nouvelle édition entièrement revue et considérablement augmentée Tome deuxième Paris Michel Lévy frères, éditeurs, rue Vivienne, 2 bis | 1855* S. 1—40 enthält die *Sixième partie — Réveil de la vie politique* — welche dem zweiten Buche des „Börne" entspricht. Die übrigen Abschnitte hat Heine selbst nicht ins Französische übertragen.

Über die von Heine geplanten Änderungen im Texte unserer Schrift vgl. oben S. 14.

Seite

1_{1-2} **Titel.** Am 8/5. 1840 schrieb Heine an seinen Verleger Campe: Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, ist: „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine." Trotz dieser ausdrücklichen Anordnung setzte Campe ein: „Heinrich Heine über Ludwig Börne". Als der Dichter einen Korrekturbogen mit diesem Titel erhielt, schrieb er dem Verleger am 24/7. 1840:

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne", nebst Titel des Umschlags. Diesen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu diesem Mißgriff kommen. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bestimmt genug geschrieben, heißt:

Ludwig Börne.
Eine Denkschrift
von
H. Heine.

Ich hoffe, daß dieser Titel ganz genau aufs Buch gestellt wird. Aber auch auf dem Umschlag muß dieser Titel stehen, und meinen

Seite

Sie etwa, daß auf dem Umschlag mein Name obenan stehe, so setzen Sie immerhin:

H. Heine's

Denkschrift

über

L. Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzausschreiben meines Vornamens Heinrich chockierte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geschrieben, sondern über den Zeitkreis, worin er sich zunächst bewegte, und sein Name war hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, so begreifen Sie leicht, daß mir der Umschlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" ein Greul sein muß, und daß ich Sie schleunigst angehe, ihn zu verändern.

Aber der eilige Campe hatte bereits die ganze Auflage des Titels gedruckt, als dies Schreiben eintraf; und wie einer der bedeutendsten Gegner Heines, Karl Gutzkow, sofort an dem Titel Anstoß nahm, ist oben, S. 7, dargelegt. Heine schrieb am 25/9. 1840 an Campe: Bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel, den Sie mir anhefteten, und den ich nicht ohne Ekel betrachten kann. Mißverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, daß ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten Gutzkow & Konsorten mir nie nahen können. Ich habe dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, mußte ich mich aussprechen.

21_{27} gebrechlichem] gebrechlichen B.
24_{18} Prädigerfamilien, B.
34_{20} famillionär] familiär B.
36_{29} den Armen] dem armen B.
42_{1} Statt der Überschrift Zweites Buch. steht in F: *Sixième partie — Réveil de la vie politique* — $_{2}$ Vor Helgoland, den längerer Zusatz, der sich mit 65_{18}–66_{23} zum Teil berührt:

Partout régnait un calme plat. Le soleil versait des rayons élégiaques sur le large dos de la patience allemande. Aucun souffle de vent n'agitait la paisible girouette sur les pieuses tours de nos églises. Au sommet d'un rocher solitaire perchait un oiseau de tempête; mais il laissait pendre languissamment ses ailes, et semblait croire lui-même qu'il s'était trompé, et qu'aucun ouragan n'était près d'éclater. Il était devenu très-triste et presque découragé, lui qui peu de temps auparavant avait traversé si puissamment et si bruyamment les airs, en annonçant toute sorte d'orages à la bonne et vieille Germanie. — Tout à coup un éclair sillonna le ciel à l'ouest, un coup de tonnerre et un craquement terribles se firent entendre, comme si c'était la fin du monde. — Et bientôt arrivèrent en effet les nouvelles de la grande cata-

strophe, des trois journées de Paris, où bourdonnait de nouveau le tocsin de la colère du peuple. — On croyait entendre dans le lointain le clairon du jugement dernier. — Tout semblait présager l'arrivée de cette débâcle universelle, dont les scaldes scandinaves avaient chanté jadis en tremblant et en claquant des dents; oui, on eût pu s'imaginer voir déjà le gigantesque loup Fenris *ouvrir sa gueule monstrueuse pour avaler la lune d'un seul coup, ainsi que les terribles versets allitérés de l'Edda nous l'avaient annoncé. Mais il ne l'avala pourtant pas, et la bonne lune allemande luit encore jusqu'à cette heure aussi paisiblement et aussi tendrement que du temps de Werther et de Charlotte, de sentimentale mémoire.*

Les feuilles suivantes furent écrites quelques jours avant et quelques jours après la révolution de Juillet Je les intercale ici comme un document propre à constater la disposition d'esprit dans laquelle cet événement trouva l'Allemagne, où au découragement et à l'abattement le plus morne succéda immédiatement la confiance la plus enthousiaste en l'avenir. Tous les arbres de l'espérance refleurirent, et même les troncs les plus rabougris et qui étaient séchés depuis longtemps poussèrent de nouveaux bourgeons. Depuis que Luther avait défendu ses thèses à la diète de Worms devant tout l'Empire rassemblé, aucun événement n'agita ma patrie allemande aussi profondément que la révolution de Juillet. Cette agitation, il est vrai, fut un peu calmée plus tard, mais elle se ranima en 1840, et depuis lors le feu couva sous la cendre sans interruption, jusqu'à ce qu'en février 1848 les flammes de la révolution éclatèrent de nouveau dans une conflagration générale. A présent, les vieux pompiers de la Sainte-Alliance, avec leur vieil appareil de sauvetage politique, sont rentrés en scène; mais leur insuffisance se manifeste également, déjà à cette heure. Qu'est-ce que le sort réserve aux Allemands? Je n'aime pas à prophétiser, et je crois qu'il vaut mieux relater le passé, dans lequel se reflète l'avenir.

J'espère donc que la communication des lettres suivantes se justifiera d'elle-même. Je les ai données dans leur forme primitive, quoique bien des petites inexactitudes qui s'y trouvent, trahissent parfois une ingénuité qui pourra faire sourire le lecteur français aux frais du novice allemand. J'y ai laissé au général Lafayette son ondoyante chevelure d'argent, bien que peu de temps après, quand j'eus l'honneur de rencontrer M. de Lafayette à Paris, j'aie vu ces boucles argentées changées tout prosaïquement en une perruque brune; mais le bon général n'en avait pas moins un air vénérable, et en dépit de son costume moderne et bourgeois, on reconnaissait en lui le grand chevalier sans tache et sans peur, le Bayard de la liberté. Aussitôt après mon arrivée à Paris, je voulus aussi faire la connaissance du chien Médor, mais celui-ci ne répondit pas du tout à mon attente. Je ne vis qu'un vilain animal, dans le regard duquel il n'y avait nulle trace d'enthousiasme; même il y perçait quelque chose de louche et de faux, quelque chose d'intéressé et de rusé, je dirai même qu'il y

Seite

avait de l'industriel. Un jeune homme, un étudiant que je rencontrai, me dit que ce n'était point le véritable Médor, mais un caniche intrigant, un chien du lendemain, qui se faisait nourrir et choyer, et exploitait la gloire du vrai Médor, tandis que celui-ci, après la mort de son maître, s'était retiré modestement, comme le peuple qui avait fait la Révolution. — Le pauvre Médor, ajouta l'étudiant, erre peut-être maintenant dans Paris, affamé et sans gîte, comme maint autre héros de Juillet, car le proverbe qui dit qu'un bon chien ne trouve jamais un bon os, est ici en France d'une triste vérité, — on entretient ici dans de chauds chenils et on nourrit de la meilleure viande une meute de bouledogues, de chiens de chasse et d'autres aristocrates quadrupèdes; vous voyez, reposant sur des coussins de soie, bien peigné et parfumé, et rassasié de biscuits, l'épagneul ou la petite levrette, qui aboient contre tout honnête homme, mais qui savent flatter la maîtresse de la maison, et qui sont même quelquefois initiés dans des vices humains. — Hélas! de telles bêtes viles et immorales prospèrent dans notre société, tandis que tout chien vertueux, tout chien de la vérité et de la nature, qui reste fidèle à ses convictions, périt misérablement et crève galeux et couvert de vermine, sur un tas de fumier! — C'est ainsi que parla l'étudiant, qui me plut beaucoup à cause de son haut point de vue politique. La pluie commença justement à tomber, et comme il n'avait pas de parapluie, je l'abritai sous le mien, pendant un bout de chemin que nous fîmes ensemble. F. — $_{8}$ Pfühle] Phüle B. — $_{15}$ Nach herausgeben, Zusatz: *faire du journalisme,* F. — $_{15-25}$ revolutionäre ... Schlummer fehlt F. — $_{26-28}$ Ich ... ziehen.] *Comme la nation allemande, je veux enfoncer mon bonnet sur mes oreilles et m'endormir.* F.

43_{6-7} Wie die ... sauer. fehlt F. — $_{8}$ die Eisbären] *les Russes, ces ours de la mer Glaciale,* F. — $_{9}$ Glaceehandschuh] *gants blancs* F. — $_{10}$ verteufelten fehlt F. — Nach England? Zusatz: *Puis-je y penser sérieusement?* F. — $_{16-21}$ Als ich ... aufzuziehen. fehlt F. — $_{35-36}$ Unrat unter die Nase rieben] *avaient ... frotté les moustaches d'une certaine essence sentant plus fort mais non mieux que la rose.* F.

44_{7} Süprèms, fehlt F. — Gelees fehlt F.

45_{31} *lynched*] *flinshed* B. *flushed* F. Beides fehlerhaft; die Besserung *lynched* auch zweifelhaft, da sie das *to tar and feather* nicht genau bezeichnet. — $_{36}$ *Helgoland, le 8 juillet 1830.* F.

46_{11} goldnen Geräte] *joyaux sacrés du grand prêtre,* F. — $_{28}$ Nach Abendlands Zusatz: *, Hegel,* F. — $_{31}$ Nach Abstrakte, Zusatz: *leur prédilection pour une donnée idéale,* F.

47_{8} realen Andrang] *irruption éventuelle de la luxure* F. — $_{37}$ Nach sich Zusatz: *pendant vingt ans* F.

48_{3} des absoluten Geistes] *du spiritualisme* F. — $_{4}$ Wie vorher (S. 45) und später (S. 52, 54 etc.) Zusatz: *1830* F. — $_{10-11}$ *de palmiers élancés, éventails de verdure aux ombres rafraîchissantes.* F. — $_{15}$ *pour Lia aux yeux chassieux,* F. — $_{20, 21, 23, 24}$ Judaim B.

Seite

judaïm F. Fehler Heines; vgl. die Bibelstelle. — $_{25}$ Nach nennt Zusatz: *; la Vulgate les appelle mandragores,* F.

49$_{15}$ duftet] *se cache et fleurit, comme la violette sur les ronces,* F. — $_{27}$ Sittlichkeit] *morale* F. — Nach sonst Zusatz: *, induits en erreur par l'étymologie,* F. — $_{28}$ Sitte] *mœurs* F. — $_{29-30}$ Die romanischen ... worden. fehlt F. — $_{38-40}$ Die ... Bedeutung.] *La véritable morale se manifeste par des actions dont la valeur se révèle au cœur de l'homme malgré la forme et la couleur que le temps et l'espace prêtent à ces actions.* F.

50$_{19-20}$ von sich selbst] *de vous-mêmes* F. — $_{33}$ einer ähnlichen] *la même* F. — $_{33-34}$ nämlich, ... sei, fehlt F. — $_{38}$ Nach Beglaubnis Zusatz: *, testamentum* F.

51$_{4-5}$ *et son petit livre est annoncé dans les journaux, à raison de dix sous la ligne.* F. — $_{14}$ Die weißen marmornen Griechengötter] *les dieux grecs qui s'ébranlèrent sur leur socle de marbre blanc,* F. — $_{19}$ Diese ... merkwürdig. fehlt F.

52$_{19-22}$ das ist ... schreiben.] *C'est le style d'un agenda, où l'intelligence absolue, ou si vous voulez le Saint-Esprit, écrit avec la même fidélité, la même simplicité qu'une bonne ménagère met à marquer les dépenses du jour.* F.

53$_{18}$ Justizrat] *conseiller* F.

54$_{1-2}$, indolent ... handelt fehlt F. — $_{10}$ es sei ... dasselbe.] *quoiqu'au fond tout cela soit le même poisson, et qu'on n'exprime par là les trois phases de la salaison.* F. — $_{15}$ gestern, am 28. Juli] *avant-hier, le 29 juillet* F. Fehler. — $_{19-20}$ daß ihm ... ward.] *que l'eau lui en venait à la bouche.* F. — $_{28}$ Barnefrids B.

55$_{11}$ Nach Familiaren Zusatz: *de la secte nazaréenne* F. — $_{13-14}$ und mir ... Mute. fehlt F.

56$_{2}$ syderischen B. — $_{30}$ Barnefrid B. — $_{34-36}$ Mir war, ... loderten. fehlt F.

57$_{3-4}$ zur Feier ... Kuchen. fehlt F. — $_{7}$ Justizkommissarius] *conseiller* F. — $_{17-19}$ dessen ... möge.] *pour inspirer à nos enfants l'horreur de cette sobriété morale,* F. — $_{37}$ *Je cite le vers le plus banal de Schiller.* F.

58$_{23-24}$ die silbernen ... Schulter fehlt F.

59$_{5}$ Der Himmel ... Violinen,] *J'entends des sons de violons,* F. — $_{8}$ smaragdenen fehlt F. — $_{9}$ wie h. Mädchengekicher] *comme une causeries de jeunes filles* F. — $_{14}$ in Nebelheim] *dans votre demeure ténébreuse* F. in Nebelhein B.

60$_{3-5}$ und von einer ... Berlinern. fehlt F. — $_{11-12}$ *M. de Varnhagen* F. — $_{31-33}$, von den Speisen ... Herrn fehlt F. — $_{35}$ Wachende Träume,] *rêves de malade,* F.

61$_{13}$ Philister] *bourgeois* F. — $_{23-24}$ Schweben ... Verlegenheit. fehlt F. — $_{30-31}$ fest ... obendrein fehlt F. — $_{31}$ dreifach fehlt F.

62$_{6}$ *le 9 août* F. Druckf. — $_{22-26}$ Am Ende, ... beständig:] *A la fin il me semblait que j'avais avalé la Bible, l'Ancien Testament avec le Nouveau, et voilà que les saints personnages se mirent à s'agiter et à gesticuler en moi, de sorte que tout se tournait pêle-mêle dans mon ventre. Le roi David jouait de la harpe, mais*

Seite

hélas! les cordes de l'instrument, c'étaient mes propres entrailles. Toute la ménagerie de l'Apocalypse hurlait, et les prophètes chantaient, les quatre grands d'une voix de basse-taille et les douze petits d'une voix de fausset. Tout cela grognait et roucoulait confusément, mais ce chœur de voix était dominé par celle du prophète Jonas, qui criait: F. — $_{29}$–63_1 Aber auch, ... Grobiane,] *Mais vous, prêtres de Baal, et vous, Nemrods assyriens, nobles chasseurs et* gentlemen-riders, *et vous aussi, bourgeois grossiers,* F.

63_{7-13} So ungefähr ... Thee bekam.] *C'est à peu près ainsi que prêchait le prophète, lorsque je fus subitement soulagé et que j'entendis à côté de moi la voix du conseiller prussien, qui me dit: A la bonne heure! Bien vous prend d'avoir enfin rendu toute cette folle lecture que vous aviez dévorée à Helgoland avec ce gros homard, — nous touchons maintenant au port, et une tasse de thé nous rétablira tout à fait. Je suivis son conseil et me trouvai parfaitement bien de la tasse de thé que je me fis donner aussitôt après notre arrivée dans l'hôtel de Cuxhaven.* F. — $_{19-20}$ wohlverdientes Vivat] *des toasts* F. — $_{28-29}$ Heil dir im Siegerkranze,] *toutes les niaiseries de 1814* — F. — $_{32-33}$ und sie lächeln ... Näschen .. fehlt F.

65_{17} Nach frei sein. schließt F; doch vergleiche 42_2.

77_{12} Nach Häßlichkeit, Zusatz: vor einem süddeutschen Winkeldespötchen, welches aussieht wie ein HSt.

78_{17} S.] [Seybold] HSt.

85_{1-4} Statt Es hat ... fürchten. ursprünglich: [So sehr ich die Polen liebe, so sehr mich auch die innigsten Freundschaftsgefühle zu ihnen hinziehen, so sehr ich sie auch in gesellschaftlichen Bezügen achte und werthschätze, so konnte ich doch obige Bemerkung nimmermehr verschweigen. Nicht als ob ich die Popularität der Polen für die Zukunft, für die deutschen Freiheitsinteressen einer späteren Periode gefährlich hielte,] HSt.

86_{14-20} Statt Die Gescheutesten ... verfuhr. ursprünglich: [Ich werde an einem andern Orte von der Sonnenseite der Polen reden, von den Vorzügen, die ihnen, wie sehr sie sich auch unter einander verleumden, nimmermehr abzusprechen sind. Hier leider konnte nur von ihrer Schattenseite die Rede sein, von ihrer Geistesbeschränktheit in politischen Dingen, die uns so Viel geschadet und noch mehr schaden konnte. Diese unglücklichen Polen, welche von der großen Wissenschaft der Freiheit nicht einmal die ersten Elementarkenntnisse besaßen und nur barbarische Rauflust in der Brust und ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopfe trugen: diese unglücklichen Polen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und selbst die Gescheitesten von ihnen ahnten nimmermehr, daſs eine radikale Umwälzung in Deutschland wenig gefördert wird durch Volksaufläufe oder durch ein Stegreifscharmützel, wie in Frankfurt, wo polnischer Scharfsinn angerathen hatte, die Konstabler-Wache mit Pelotonfeuer anzugreifen. Eben so unheilvoll wie spaßhaft war das

Seite

Manöver, womit L., der große polnische Staatsmann, von hier aus gegen die deutschen Regierungen agierte.] HSt.

88_{3} erwies] verwies B.

93_{20} sich rette, B. Druckf.

97_{28} Nach zurückgeblieben. Zusatz: [Es ist wahr, vor der Julisrevolution hatte auch ich den Ansichten und Folgerungen des französischen Demokratismus unbedingt gehuldigt, die Erklärung der Menschenrechte dünkte mir der Gipfel aller politischen Weisheit, und Lafayette war mein Held ... Aber Dieser ist jetzt todt, und sein alter Schimmel ist auch todt, und ich habe Beide noch immer sehr lieb, kann sie aber nicht genau mehr von einander unterscheiden.] HSt.

110_{39} gegen Menzel B. Vgl. $_{37-38}$.

111_{40} Nach anderer war als Zusatz: [ein windiger Wurm, der eine alte Jungfer geheirathet hat, und bei dieser mitleiderregenden Gelegenheit von deinen eigenen Freunden und Sippen ein Almosen erkrochen. Oder du entdeckst, daß dein anonymer Antagonist] HSt.

112_{16-17} Thersites] Tersytes B.

116_{12} zu vor werfen fehlt B.

118_{9} abträten?] abtreten? B. — $_{21}$ nergelnden M. B.

119_{13} Kängurubs] Kingourous B.

122_{2} ihrem] ihren B. — $_{27}$ Nach kann." folgte in HSt längerer gestrichener Zusatz: [Ich kann nicht umhin, eine Parallelstelle aus dem „Franzosenfresser" hier anzuführen, wo Börne in derselben Weise die matte Kleinlist, die geistige Dürftigkeit eines Raumer's beleuchtet. Der ehrliche Menzel hatte diese Bettel in seinem „Litteraturblatte" weidlich herausgestrichen, und Börne macht hierüber folgende Bemerkungen:] Die angeführte Stelle bezeichnet Strodtmann nur nach den Anfangs- und Schlußworten; wir geben sie nach L. Börnes „Gesammelten Schriften", Bd. VI, S. 396—408 (Hamburg 1862), vollständig wieder:

Und wie sie sich unter einander kennen, sich verstehen, einander loben; wie Jeder seiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, diesen Menschen mit der Seele eines Herings — diesen Narren der rechten Mitte, der, wenn Zwei sich stritten, ob Berlin unter dem Wendekreise des Steinbocks oder dem des Krebses läge, augenblicklich entscheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, sobald er dem Restaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine giebt — der die Preßfreiheit einen schwerbeladenen Giftwagen, und zur Entschädigung die Zensur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und dessen rothe Dinte kaltes Fischblut nennt — der, wenn er in die eine Schale seines Witzes die „radikalen Rübchen" geworfen, in die andere die „konservativen Rohrstengel" legt, und mit solcher einfältigen Gemüsweiderpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — diesen lobt Herr Menzel! Es war freilich die bescheidenste Art sich selbst zu loben.

Was uns Herr v. Raumer in seinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen sein Verdienst, er hat hinlänglich bewiesen, daß er englisch verstehet,

und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche empfehlen. Nur davon wollen wir sprechen, wie sich Herr von Raumer in England als Deutscher gezeigt; davon, daß alles Wasser der großen Themse seine schmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und seine preußische Staatsdienerseele aus der reinen und stolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als sie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer bei seinen Urtheilen über die brittischen Staatsverhältnisse mit seiner beliebten Vermittelungsweise zu Werke, wodurch er sich bei Herrn v. Ancillon, dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieser einst als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln gesucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräischen Lehrsatz an; er betrachtet sie als die beiden Katheten eines rechtwinklichen Dreiecks, verbindet sie dann durch die Hypotenuse seiner eignen Meinung, und schwört darauf, das Quadrat seiner eignen Meinung sei für sich allein so groß, als die Quadrate der beiden entgegengesetzten Meinungen zusammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutschen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig spreche, es nur in der menschenfreundlichen Absicht geschieht, daß mich Jedermann verstehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er sich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde seiner Regierung auszuspähen. Nachdem aber Herr von Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staatsdienerpflicht gelobt, sondern von Herzen und aus Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen. Er sucht also diesem Argwohn durch die feierlichsten Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die englische Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England sei alt und aus historischem Boden hervorgewachsen; in Deutschland aber sei das Verhältniß ganz anders. Das ist freilich sehr wahr und natürlich, denn in Deutschland konnte die Freiheit nie alt und zur Geschichte werden, weil man sie immer schon als Keim und im Entstehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von englischen Reformen Gutes spricht, eilt er sich, zu bemerken, daß Preußen diese Reformen schon längst besäße, und trinkt auf die Gesundheit des *ersten Reformators Europa's*, nämlich des Königs von Preußen. Und da einst ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Despoten genannt hatte, *stieg* es dem Herrn von Raumer, *wie spanischer Pfeffer* in die Nase. Wie schade, daß von diesem spanischen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn von Raumer heruntergefallen ist! Vielleicht wären die *radikalen Rübchen* und die *konservativen Rohrstengel* etwas schmackhafter dadurch geworden.

Herr von Raumer besuchte O'Connel, den großen Agitator, wie ihn alle Welt so sehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht

schon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr von Raumer schreibt seinen Freunden, denen er dieses berichtet: Wie! werdet ihr aufschreien, du warst bei O'Connel, du? Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war so billig, mich nicht aufzufressen. Bald aber fällt dem Herrn von Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menschenfresser in ihm gefunden. Was thut er? Er spottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und anderen preußischen Festungen eingesperrt sind, und sagt, die wären nur Knirpse und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachsen! Als würde, stiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr von Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutschen Jünglinge, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Kerker verschmachten müssen, weil sie das Wort Freiheit ausgesprochen oder niedergeschrieben! Er verhöhnt sie, daß sie keine O'Connels geworden! Wie soll ich eine solche Niederträchtigkeit bezeichnen? Ich könnte sie eine preußische nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am besten den Geist des Herrn von Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigne Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eignen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden Dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Klasse aller Ultraliberalen ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöst."

Die deutschen Flüchtlinge sind brave und tüchtige Männer und so hoch gestellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verläumdungen niedriger Regierungsknechte sie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geistes, oder was noch edler ist, durch ihrer Hände

Arbeit. Sie haben selbst in ihrer größten Noth niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe des französischen Volks seit sechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der französischen Regierung, worin sie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterstützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenschaft gibt, haben etwa sieben tausend Polen, Spanier und Italiener Unterstützung genossen, und unter diesen sieben Tausend war nur ein Deutscher. Und diesen kennen wir, er ist einer der bravsten von allen, und nur der Wunsch, seine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menschenliebe der französischen Regierung nicht zurückzuweisen.

Es ist gewiß, daß es unter den deutschen Flüchtlingen auch besoldete Schurken gibt; aber diese sind nicht vom Auslande, nicht von der französischen Regierung, sondern von den deutschen Regierungen besoldet. Das sind Jene, welche die deutsche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und die Schweiz schickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuspähen und zugleich, durch vorsätzliches Lüften ihrer eignen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären sie der Polizei verkauft. Diese deutschen Spione sind es, die am lautesten ihr Vaterland verlästern, und die man am häufigsten in den Büreaus der Pariser Oppositionsblätter findet, wo sie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die schmähendsten Artikel gegen die deutschen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche ihr Vaterland anklagen! Um so schlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzosen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, sondern nur über ihre Gegner (wie sich Herr von Raumer vorsichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zusammen, das ganze Volk kämpfte für seine Freiheit, und es konnte nur besiegt werden, weil seine Tyrannen sich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie Viele waren es, die in Deutschland durch Wort und That für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft? Wurden sie nicht verlassen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tausende, ob sie zwar die Unterdrückung mitfühlten, seitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutschen Patrioten besiegt, sondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn sie sich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeisterung zu mäßigen gesucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wissenschaftliche Liebe zu verwandeln gesucht, — daß diese für ihren mäßigen Freiheitssinn ganz so hart bestraft wurden, als sie selbst für ihren ungestümen; ganz so hart für ihre Geduld, als sie selbst für ihre Ungeduld; ganz so grausam gezüchtigt worden für ihre feuerlöschenden Reden und

Schriften, als sie selbst, welche die Waffen ergriffen — so ist diese Schadenfreude den armen deutschen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel stehen unter einer Fahne, und daher ist ihr Losungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutschen Schriftsteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutschen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer seines patriotischen Vorpostendienstes so weit, daß er das ganze junge Deutschland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Masse beschnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutschen Flüchtlinge wäre dem deutschen Boden nicht entsprossen, sondern gehöre einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälsch des Verfassers der radikalen Rübchen in's Deutsche übersetzt: die meisten politischen Flüchtlinge wären Juden. Und es ist doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit solchen unverschämten Lügen hoffen sie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer sollte doch nicht so erboßt gegen jenen flachen Kosmopolitismus sein, der die Juden in den deutschen Boden hineingezwungen, da er selbst von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuser aller der Berliner jüdischen Bankiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch sein ganzes Leben schmarotzt hat. Wären die Hunderte von politischen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeschieden, könnten sie ein Wort der Klage laut werden lassen, dann würde man, in der Hoffnung, die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schicksale zu schwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, sie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in seinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derselbe: „So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden.“ Wenn Herr Menzel sich und den Herrn v. Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutschen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er sie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß sich unter den deutschen Flüchtlingen keine Juden befinden, so geschah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre besser. Aber entschuldigen muß ich sie. Der Jude kann einmal dumm sein, aber zweimal ist er es selten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutschen Vaterlandes gekämpft. Doch als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem

Seite

Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät den König von Preußen ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit todt geschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Juli-Revolution in Deutschland stattgefunden, nur geringen Antheil genommen und durch diese ihre Vorsicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt christlich deutsche Gesinnung nicht so fremd ist als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit siegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

127_{10} Idelogie B.

143_{22} Nach suchen Zusatz: [und ach, vielleicht der Mann, der es schon gefunden, vergaß einen Becher mitzubringen, und kann Nichts davon schöpfen, um sich und Andere damit zu tränken.] HSt.

144_{26} Nach im Exil! ursprünglich: [Ja, leider, das Regiment der Republikaner haben wir noch zu überdulden, aber, wie ich schon gesagt habe, nur auf eine kurze Zeit. Jene plebejischen Republiken, wie unsere heutigen Republikaner sie träumen, können sich nicht lange halten. Gleichviel von welcher Verfassung ein Staat sei, er erhält sich nicht bloß durch Gemeinsinn und Patriotismus der Volksmasse, wie man gewöhnlich glaubt, sondern er erhält sich durch die Geistesmacht großer Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wissen wir, daß der eifersüchtige Gleichheitssinn in den oberwähnten Republiken alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstoßen, ja unmöglich machen wird, und daß in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Knackwursthändler sich an die Spitze des Gemeinwesens stellen werden... Wir haben's erlebt, durch dieses Grundübel ihres innersten Wesens gehen die plebejischen Republiken gleich zu Grunde, sobald sie mit energischen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf treten.

Dieses Bewusstsein, daß das Reich der Republikaner von kurzer Dauer sein wird, beruhigt mich, wenn ich es allmählich herandrohen sehe. Und in der That,] Dann Fortsetzung: die öde Werkeltagsgesinnung HSt.

146_{29} [ein Geschrei von rohen Stimmen: Es lebe die Republik!] [Es lebe Lamennais!] HSt.

Nachlese zu den Werken in Prosa. (S. 147 ff.)

Benutzt wurden:

AZ = Allgemeine Zeitung.
DD = Deutsche Dichtung, hrsg. v. K. E. Franzos.
Gs = Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Hrsg. v. Gubitz. Berlin.
H = Handschrift Heines. Genauere Nachweise bei den einzelnen Aufsätzen. Bei H zu beachten die Abkürzungen: üdZ = über der Zeile, idZ = in der Zeile.
HSt = Handschrift Strodtmann, von Strodtmann benutzte Originalhandschrift.
HC = Hamburgischer Unparteiischer Correspondent.
Jo = *Journal des Débats politiques et littéraires.*
LG = Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine. Aus dem Nachlasse des Dichters zum ersten Male veröffentlicht. Hamburg 1869.
M = Morgenblatt für gebildete Stände, Stuttgart, Cotta.
Me = Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa, Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1884. (359 S. 8°.) (Supplementband zu H's sämtlichen Werken.)
MH = Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, 1868.
PA = Neue allgemeine politische Annalen. Herausgegeben von H. Heine und F. L. Lindner. Stuttg. u. Tübingen, Cotta.
R = Reisebilder von H. Heine. Zweiter Theil. Hamburg, bey Hoffmann und Campe. 1827. (Für die Briefe aus Berlin.)
RwA = Rheinisch-westphälischer Anzeiger.
St = Heinrich Heines sämmtliche Werke, Rechtmäßige Originalausgabe (besorgt von Strodtmann). Hamburg 1861—63, XXI.
Z = Der Zuschauer. Zeitschrift für Belehrung und Aufheiterung. Hrsg. v. J. D. Symanski. Berlin.
ZW = Zeitung für die elegante Welt.

Andere Drucke, die nur für éinen Artikel oder éine Schrift zu beachten waren, sind bloß bei den einzelnen Arbeiten vermerkt.

Die Romantik. (S. 149 ff.)

Abgedruckt aus RwA, Kunst- und Wissenschaftsblatt 1820, Nr. 31 (zu Nr. 67 des RwA vom 18/8. 20 gehörig).

Seite
151_{9} plastischen RwA. — Nach $_{29}$ Unterschrift: H. Heine. RwA.

Tassos Tod. (S. 152 ff.)

Abgedruckt aus Z 21/6. bis 19/7. 21, Nr. 74, 76, 77, 80, 82, 83, 85, 86.

Seite
154_{18} Beginnt Z, Nr. 76.
157_{6} Beginnt Z, Nr. 77.
159_{14} Aminto. Z. — $_{31}$ Beginnt Z, Nr. 80.

Seite
161_{21} Nachrichten Z.
162_{24} Beginnt Z, Nr. 82.
163_{20} erkauft] verkauft Z.
164_{27} Beginnt Z, Nr. 83.
167_{1} Beginnt Z, Nr. 85.
169_{9} Beginnt Z, Nr. 86.
170 Nach $_{29}$ Unterschrift: Berlin. H. Heine. Z.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach auf das Jahr 1821.
(S. 171 ff.)

Abgedruckt aus Gs 13/8. 21, Nr. 129, Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Seite
174 Nach $_{15}$ Unterschrift: H. Heine. Gs.
175_{1} **Berichtigung.** folgte in Gs 22/8. 21, Nr. 134, Beiblatt: Der Bemerker, Nr. 15. — Nach $_{7}$ Unterschrift: H Heine. Gs.

Briefe aus Berlin. (S. 176 ff.)

Zu Grunde gelegt ist:
R (S. 297—326). In den späteren Auflagen der Reisebilder sind die Briefe aus Berlin nicht wieder abgedruckt worden.

Verglichen wurde:
RwA, Beilage: Kunst und Wissenschaftsblatt; Nummern 6 und 7, vom 8/2. und 15/2. 22; 16 bis 19, vom 12/4., 19/4., 26/4. und 3/5. 22; 27 bis 30, vom 28/6., 5/7., 12/7. und 19/7. 22. Sämtliche Briefteile haben die Überschrift: Briefe aus Berlin. und sind unterschrieben: ....e. RwA.

Seite
176_{2-6} *I.* ... von Hamburg". fehlt RwA. — $_{7}$ Vor: *1.* langer Zusatz in RwA:

Erster Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1821 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtniß. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Friz v. B., Sie, W., die Alterthümer in Soest, selbst die Paderborner Heide, alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen! — Man muß zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehr-

tagemärschen, Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurecht gelegt, und bin schon jetzt — am schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich **nicht** schreiben? d. h., was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversazionsblatte &c. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind, und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den einen interessirt's, wenn ich erzähle: daß Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch sein Trüffel-Eis vermehrt hat; den andern interessirt die Nachricht, daß Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematie; das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Gallerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Assoziazion der Ideen soll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen soll ein Brief folgen. Die zwei ersten werden unverhältnißmäßig lang werden; da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlins andeuten muß. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieser Masse von Materialien? Hier hilft eine französische Regel: *Commencez par le commencement.*

Ich fange also mit der Stadt an, und denke mir, ich sey wieder so eben an der Post auf der Königstraße abgestiegen, und lasse mir den leichten Koffer nach dem schwarzen Adler auf der Poststraße tragen. Ich sehe Sie schon fragen: Warum ist denn die Post nicht auf der Poststraße und der schwarze Adler auf der Königstraße? Ein andermal beantworte ich diese Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein Paar Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der langen Brücke. Sie wundern sich: die ist aber nicht sehr lang? Es ist Ironie, mein Lieber. Laßt uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ein herrlicher Metallguß, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlins. Und ist ganz umsonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Aehnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf; nur daß hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche

Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausstellungen fast das Auge blenden. Laßt uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloßplatz. Rechts das Schloß, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es grau gefärbt, und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breite-Straße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevardt. Und hier wohnt Josty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich Euch Eu'r Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschriebe, die dort aufgeschichtet stehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieser Besees! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekorirt. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zusammengedrängt wie die Bücklinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Creme, und schnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier,
Das Auge sieht die Thüre offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloß gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. Wo ist aber der Garten? fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisirt, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen; es sind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide letztere in römischem Kostüm mit einer Allonge-Perücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben geründete Thurm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sey vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben? habe der gelehrte Witzbold geantwortet: Hier werden Dompfaffen abgerichtet. In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchton aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an den Prediger Theremin. Doch laßt uns draus bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß. Betrachten Sie lieber gleich rechts, neben dem Dom, die vielbewegte Menschenmasse, die sich in einem viereckigen, eisenumgitterten Platz herumtreibt. Das ist die Börse. Dort schachern die Bekenner des alten und des neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich an-

geschrieen: Gib mir all dein Geld! Mögen schon viel zusammengescharrt haben. Die Reichsten sind gewiß die, auf deren fahlen Gesichtern die Unzufriedenheit und der Mißmuth am tiefsten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher ist doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig ist. Mit Recht ist hier der Kaufmann wenig geachtet. Desto mehr sind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den rothausgeschlagenen Röcken. Denn der Lustgarten ist auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemustert wird. Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militairwesen, doch muß ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die Preußischen Offiziere zusammenstehen sehe. Schöne, kräftige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dummstolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervorglotzen. Doch findet man beim größern Theile der hiesigen Offiziere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die man um so mehr bewundern muß, da, wie gesagt, der Militairstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, daß jeder Preuße, wenigstens ein Jahr, Soldat seyn muß, und, vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers, keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiß sehr lästig und drückend; doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsre Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militairdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militairdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisirenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Büreauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit wären. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerzirt? Er schultert, präsentirt und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke. Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen, und Brannteweín trinken, und wenig thun. Hier nebenbei war sonst die Hundebrücke; der König ließ sie niederreißen, und läßt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk da stehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon — die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposantern Anblick, als vor der Hundebrücke stehend nach den Linden hinauf zu sehen. Rechts das hohe, prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das Königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. s. w. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Ueberall verzierende Statuen; doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt. Außer die auf dem Zeughause. Hier stehn wir auf dem Schloßplatz, dem breitesten und größten Platze in Berlin. Das Kö-

nigliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier. Einfach und bürgerlich. Hut ab! da fährt der König selbst vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner; der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in den schlechten Wagen mit zwei ordinairen Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Offiziersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweiheten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie wie der König jedem freundlich wiedergrüßt. Hören Sie: „Es ist ein schöner Mann" flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann" antwortet seufzend die ältere Freundin. „*Ma foi*" brüllte der Husarenoffizier, „es ist der beste Reuter in unserer Armee." —

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schräg über das Opernhaus bemerken. Wie muß der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht safian- oder maroquin-ledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Dozenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen, und sich ergötzen an das pitoreske Schauspiel der leuchtenden Equipagen, der vorüberziehenden Soldaten, der dahinhüpfenden Nymphen, und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphegeneya. *Apollini et Musis* steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draus bleiben? — Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. Gehn denn so viele Philister ins Kollegium? fragen Sie. Still, still, das sind keine Philister. Der hohe Hut *à la Bolivar* und der Ueberrock *à l'Anglaise* machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herrn nicht gern verwechselt seyn möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daß keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen Hermann's und Thusnelda's als Muster von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortrefflichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sey ein — Deutscher! Zusammenleben ist wenig unter den hiesigen Studirenden. Die Landsmannschaften sind aufgehoben. Die Verbindung, die, unter dem Namen Arminia, aus alten Anhängern der Burschenschaft

bestand, soll ebenfalls aufgelös't seyn. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell ist kürzlich sehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediziner, Liebschütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da beide gleichen Anspruch machten an den Sitz No. 4. Sie wußten nicht, daß es in diesem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und beide hatten diese Nummer vom Professor erhalten. Dummer Junge! rief der Eine, und der leichte Wortwechsel war geendigt. Sie schlugen sich den andern Tag, und Liebschütz rannte sich den Schläger seines Gegners in den Leib. Er starb eine Viertelstunde drauf. Da er ein Jude war, wurde er von seinen akademischen Freunden nach dem jüdischen Gottesacker gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und — (Fortsetzung folgt.)

Beginnt RwA 15/2. 22, Beilage Nr. 7. — Die Überschrift der vorigen Nummer und das Datum ist wiederholt. Darauf folgt: (Schluß.) RwA. — Aber ich sehe, Sie hören schon nicht mehr, was ich erzähle, und staunen die Linden an. Ja, das sind die berühmten Linden, wovon Sie so viel gehört haben. Mich durchschauert's, wenn ich denke, auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden, unter diesen Bäumen war der Lieblingsspaziergang so vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Friz, hier wandelte — Er! Aber ist die Gegenwart nicht auch herrlich? Es ist just 12, und die Spaziergangszeit der schönen Welt. Die geputzte Menge treibt sich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Westen? Hören Sie die tiefsinnigen Bemerkungen, die er seiner Donna zulispelt? Riechen Sie die köstlichen Pomaden und Essenzen, womit er parfümirt ist? Er fixirt Sie mit der Lorgnette, lächelt, und kräuselt sich die Haare. Aber schauen Sie die schönen Damen! Welche Gestalten! Ich werde poetisch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbau'n,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Frau'n.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig:
Wandelnde Blumen genannt.

Welch' schöne Federhüte!
Welch' schöne Türkenschawls!
Welch' schöne Wangenblüthe!
Welch' schöner Schwanenhals!

Nein, diese dort ist ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, sondern zu denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militair. — Sie wundern sich, daß alle Männer hier plötzlich stehen bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen just vor

der Akademie-Uhr, die am richtigsten geht von allen Uhren Berlins, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daß dort eine Uhr steht. In diesem Gebäude ist auch die Singakademie. Ein Billet kann ich Ihnen nicht verschaffen; der Vorsteher derselben, Professor Zelter, soll bei solchen Gelegenheiten nicht sonderlich zuvorkommend seyn. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die Ihnen so vielverheißend zulächelt. Und einem solchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen lassen? Wie sie allerliebst das Lockenköpfchen schüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muß es Ihnen angemerkt haben, daß Sie ein Fremder sind Welch eine Menge besternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wo man hin sieht, nichts als Orden! Wenn man sich einen Rock anmessen läßt, frägt der Schneider: mit oder ohne Einschnitt (für den Orden)? Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenstraße? Das ist das Kaffe-Royal! Bitte, laßt uns hier einkehren; ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzusehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müssen Sie mit hinein. Hier schräg über sehen Sie das *Hôtel de Rome*, und hier wieder links das *Hôtel de Petersbourg*, die zwei angesehensten Gasthöfe. Nahe bei ist die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons sind hier die besten Berlins; aber in den Kuchen ist zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groschen schlecht zu Mittag essen wollen, so gehen Sie in die Restaurazion neben Teichmann auf die erste Etage. Jetzt sehen Sie mal rechts und links. Das ist die große Friedrichstraße. Wenn man diese betrachtet, kann man sich die Idee der Unendlichkeit veranschaulichen. Laßt uns hier nicht zu lange stehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es wehet ein fataler Zugwind zwischen dem Hallischen und dem Oranienburger Thore. Hier links drängt sich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier ist das Kaffe de Kommerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne steht über diese Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roß des Darius Hystaspis? Kniet nieder, Ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch diese Sonne ist nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die seltenen Delikatessen sind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt stehen, so ist die Bedienung doch oft sehr langsam, nicht selten ist der Braten alt und zähe, und die meisten Gerichte finde ich im Kaffe-Royal weit schmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, so betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskasten des Jagorschen Parterre ausgestellt sind. Hier hängen neben einander die Schauspielerin Stich, der Theolog Neander und der Violinist Boucher. Wie die Holde lächelt! O sähen Sie sie als Julie, wenn sie dem Pilger Romeo den ersten Kuß erlaubt. Musik sind ihre Worte,

Grace is in all her steps, heav'n in her eye,
In ev'ry gesture dignity and love. (*Milton.*)

Wie sieht Neander wieder zerstreut aus! Er denkt gewiß an die Gnostiker, an Basilides, Valentinus, Bardesanes, Carpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon. Er nennt sich Kosmopolite, Sokrates der Violinisten, scharrt ein rasendes Geld zusammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit *la Capitale de la Musique.* -- Doch laßt uns schnell vorbeigehn; hier ist wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetischer Name. Betrachten Sie die schönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden stehn. Hier wohnt die vornehmste Welt Berlins. Laßt uns eilen. Das große Haus links ist die Konditorei von Fuchs. Wunderschön ist dort alles dekorirt, überall Spiegel, Blumen, Marzipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz. Aber alles, was man dort genießt, ist am schlechtesten und theuersten in Berlin. Unter den Konditorwaaren ist wenig Auswahl, und das meiste ist alt. Ein Paar alte, verschimmelte Zeitschriften liegen auf dem Tische. Und das lange aufwartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Laßt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardienen, und wenn ich etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontinis Kortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Letzten-Straße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehn, und das Brandenburger Thor und die darauf stehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und besteht aus einer Kolonnade von 12 großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt seyn. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt; man sieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Laßt uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chaussee nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die Eine einen Apoll vorstellen möchte. Erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen. Denn es hat sich gewiß schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnet. Die Polizei sollte sich drein mischen.

Jetzt laßt uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Kaffe-Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Courant für eine Person und 6 Gr. C. für zwei Personen, und der Kutscher fährt wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressirt ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nöthig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammenstehen. Laßt uns einsteigen. Schnell, Kutscher. Wie das unter den Linden wogt! Wie mancher läuft da herum, der noch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, der begreift auch das

ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher. — Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher. Nicht wahr, es ist blos das Gesetz der Attrakzion. — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so macht sie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Stael bemerkt sehr scharfsinnig: *Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y aperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.* Herr von Pradt sagt noch etwas weit pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengerassels. Gut, wir sind am Ziel. Halt! Hier ist das Kaffe-Royal. Das freundliche Menschengesicht, das an der Thüre steht, ist Beyermann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerksamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Diensteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laßt uns hineingehn. Ein schönes Lokal; vorn das splendideste Kaffehaus Berlins, hinten die schöne Restaurazion. Ein Versammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die interessantesten Menschen sehen. Bemerken Sie dort den großen breitschultrigen Mann im schwarzen Oberrock? Das ist der berühmte Cosmeli, der heut in London ist und morgen in Ispahan. So stelle ich mir den Peter Schlemiehl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrirenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die gegen ihn über sitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Rezension des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel“ so sehr touchirt hat. Der Ernsthafte ist der Dichter Baron von Maltiz. Aber rathen Sie mal, wer diese determinirte Figur ist, die am Kamine steht? Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisengusse. Aber was kümmern mich alle diese Herren, ich habe Hunger. *Garçon, la Charte!* Betrachten Sie mal diese Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derselben melodisch und schmelzend klingen, *as music on the waters!* Es sind geheime Zauberformeln, die uns das Geisterreich aufschließen. Und Champagner dabei! Erlauben Sie, daß ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloser, haben gar keinen Sinn für alle diese Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten,

armselige Stadtneuigkeiten. Sie sollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was gibt es neues? Er schüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achseln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taschen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, so geht's wie ein Mühlrad. Was gibt's neues, mein lieber Herr Kammermusikus?

Gar nichts. Die neue Oper von Hellwig: die Bergknappen, soll nicht sehr angesprochen haben. Spontini komponirt jetzt eine Oper, wozu ihm Coreff den Text geschrieben. Er soll aus der preußischen Geschichte seyn. Auch erhalten wir bald Coreffs Aukassin und Nikolette, wozu Schneider die Musik setzt. Letztere wird erst noch etwas zusammengestrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Kleins Dido, eine heroische Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Konzerte angekündigt. Wenn der Freischütz gegeben wird, ist es noch immer schwer, Billette zu erhalten. Der Bassist Fischer ist hier, wird nicht auftreten, singt aber viel in Gesellschaften. Graf Brühl ist noch immer sehr krank; er hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theaterintendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonin war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blüchers und Scharnhorsts Statüen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „die Damascener" wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in Romeo und Julie auftreten. Die Karoline Fouque hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Rust behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der Orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Samskrit gehalten. Vom Brockhausischen Konversazionsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfiszirt. Von Görres neuester Schrift: „In Sachen der Rheinlande ꝛc." spricht man gar nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer todtgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehn. Hoffmann gibt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh" einen Roman heraus, der sehr viel politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Uebersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarows gegen die Türken", ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen

drucken läßt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen", die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden.[1] Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und wird in „Staberles Reiseabentheuer" auftreten. Die Neuman soll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben: „Der neue Markt." Sein Lustspiel: „Quintus Messis" wird nächste Woche gegeben. Heinrich von Kleists: „Prinz von Homburg" wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuskript seiner Trilogie: „Die Argonauten", welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurückgesandt worden. Markeur, ein Glas Wasser. Nicht wahr, der Kammermusikus der weiß Neuigkeiten! An den wollen wir uns halten. Er soll Westfalen mit Neuigkeiten versorgen, und was er nicht weiß, das braucht auch Westfalen nicht zu wissen. Er gehört zu keiner Parthei, zu keiner Schule, ist weder ein Liberale noch ein Romantiker, und wenn er etwas medisantes sagt, so ist er so unschuldig dabei, wie das unglückselige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: König Midas hat Eselsohren!

Beginnt RwA 12/4. 22, Beilage Nr. 16. —

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.

Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daß mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht mißverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizire, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, daß sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhl der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn.

[1] werden, RwA. Druckf.

Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wiedersieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber nie hatte ich gedacht, daß Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine ächte Klatschlise, gebehrden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mißmuth hat der Phantasie den Hemmschuh angelegt, und sämmtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Weiberuntreue die Ursache sey. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daß etwa meine Eitelkeit schmerzlich beleidigt worden sey; die Zeit ist vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühsam in Papilloten zu drehen pflegte, einen Spiegel beständig in der Tasche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie auch nicht, daß vielleicht Glaubensskrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Ursache bewirkt meine Betrübniß: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen v. B., ist vorgestern abgereis't! Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muß jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klingeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Konzert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin *la capitale de la musique* nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, daß einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Konzert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fidler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen,

— — — — — —

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillots, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein *Protégé* der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italienische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte ge-

Seite

fährlich zu seyn. Ich will sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daß das Konzert der Seidler drückend voll war, und daß wir jetzt auf Drouets Konzert gespannt sind, weil der junge Mendelson darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. — RwA.

176_{7-8} l. und Berlin, den 1. März 1822. fehlt RwA. Der Text von $176_{9\,ff.}$ schließt sich in RwA unmittelbar an den soeben gegebenen langen Zusatz an. — $_9$ M. v. Webers RwA. — $_{11}$ oder kurzweg den RwA. — $_{13}$ Oranienburger-Thore gehen RwA. — $_{14}$ Königs-Thore gehen RwA. — $_{20-21}$ bis in der Nacht RwA. — $_{21}$ das] folgendes RwA. — $_{25}$ und Liebesfreude RwA.

177_{15-16} hinauffingen. RwA. — $_{19}$ nicht] nichts RwA. — $_{28}$ bis ich mich selbst RwA. — $_{29}$ mich vor winde, fehlt dafür RwA. — $_{31}$ Kasper RwA. — $_{33-34}$ der sich ... nennt, fehlt RwA.

178_2 lispelt RwA. — $_3$ schöne Wetter RwA. — schöne Welt. RwA. — $_4$ nach vor Hut fehlt RwA. — $_9$ hierher kommen,] mal herkommen, RwA. — $_{14-19}$ Es ist eine ... Berlin kömmt. fehlt RwA. — $_{20-21}$ Die schönen ... Hof] Auch die schönen K. können Sie dort sehen, und den ganzen Hof RwA. — $_{25}$ nirgends schönre RwA.

179_{10-11} Und nun verl. m. d. v. L. den ganzen Tag nicht. RwA. — $_{15}$ abgeorgelt, dort wird er RwA. — $_{18}$ das Jägerchor RwA. — $_{25}$ zu Tod RwA. — $_{26}$ Schooß der Geliebten; RwA. — $_{29}$ häschelt RwA.

180_2 Nach Decke. langer Zusatz: Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie desselben wirklich schlecht sey. Im Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. *Mais toujours perdrix?* Sie verstehen mich. Der ganze Freischütz ist vortrefflich, und verdient gewiß jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum 30sten male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billete zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls *furore*. Dieses beweiset hinlänglich, daß man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Parthei gehoben worden sey. Antispontinische Parthei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sey eine politische. Der heftige Partheikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und partheilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlichern Partheikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muß hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens, weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen

gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrezensionen; täglich lies't man: die Mildelhauptman ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, daß man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und daß sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Webers geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe, alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, daß die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchst nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, daß seit der völligen Trennung der Oper von dem Schauspiel, und Spontinis unumschränkter Beherrschung derselben, diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muß, durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder befreundeter Genies, und durch seine eben so natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — *horribile dictu* — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laye im Gebiete der Tonkunst, als daß ich mein eignes Urtheil über den Werth der Spontinischen Komposizionen aussprechen dürfte, und alles, was ich hier sage, sind blos fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michael Angelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!“ So spricht die spontinische Parthei, und die Wände der Palläste schallen wieder von dem unmäßigen Lobe — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontinis Musik angesprochen wird und demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läßt. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Parthei, die natürlicher Weise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Ausländische, aus einigen Komponisten, die ihre Musik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenparthei besteht, ist wohl leicht zu errathen. Viele sind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welscher ist. Andre, weil sie ihn beneiden. Wieder andre, weil seine Musik nicht deutsch ist. Aber endlich der größte Theil sieht in seiner Musik nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille Vieler —[1]

[1] Die Striche bedeuten Kürzungen durch die Zensur.

Jetzt, mein Lieber, können sie sich den Lärm erklären, der diesen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontinis Olympia auf unsrer Bühne zuerst erschien. Haben Sie die Musik dieser Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Posaunen war kein Mangel, so daß ein Witzling den Vorschlag machte, im neuen Schauspielhause die Haltbarkeit der Mauern durch die Musik dieser Oper zu probiren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brausenden Olympia, hörte auf der Straße den Zapfenstreich trommeln, und rief athemschöpfend: Endlich hört man doch sanfte Musik! Ganz Berlin witzelte über die vielen Posaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieser Oper. Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, daß sie diese schöne, dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elephant! Er ist ein Posaunenengel!" (Fortsetzung folgt.)

Beginnt RwA 19/4. 22, Beilage Nr. 17. Überschrift und Datum, wie bei RwA, Nr. 16. Zusatz: (Fortsetzung.) RwA. Kurz darauf kam Karl Maria v. Weber nach Berlin, sein Freischütz wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Parthei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten. Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolirte Spontini und blamirte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebehrdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reis'te nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigirte wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereis't, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Ueber den Werth des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Rezension desselben vom Professor Gubitz im Gesellschafter. Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daß er der Erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Webers Aeußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastirt dagegen das Aeußere Spontinis! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchtete Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit

dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel genannt werden muß: — alles läßt uns gleich den Mann erkennen, aus dessen Geiste die Vestalin, Cortez und Olympia hervorgingen.

Von den hiesigen Komponisten erwähne ich gleich nach Spontini unsern Bernhard Klein, der sich schon längst durch einige schöne Komposizionen rühmlichst bekannt gemacht hat, und dessen große Oper Dido vom ganzen Publikum mit Sehnsucht erwartet wird. Diese Oper soll, nach dem Ausspruche aller Kenner, denen der Komponist Einiges daraus mittheilte, die wunderbarsten Schönheiten enthalten, und ein geniales, deutsches Nazionalwerk seyn. Kleins Musik ist ganz original. Sie ist ganz verschieden von der Musik der oben besprochenen zwei Meister, so wie neben den Gesichtern derselben das heitere, angenehme, lebenslustige Gesicht des gemüthlichen Rheinländers einen auffallenden Kontrast bildet. Klein ist ein Kölner, und kann als der Stolz seiner Vaterstadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreffs „Aukassin und Nikolette" vom 26. Febr. bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von nichts sprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsirte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Mährchen, das[1] der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich-schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder, in loser Verknüpfung, abentheuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik. — Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daß der Musikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff so allgemein bekannt sind. Letztern verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer großen Reise ins Ausland vorbereitet. Das ist ein Verlust für unsre Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung.

Was man in Berlin singt, das wissen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was spricht man in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daß die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daß Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Rezitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Taktschlagen ist bei unserm Ber-

[1] daß RwA.

liner Pöbel, durch Tradizion, noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsre Ureltern in den Thälern Kaschimirs. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Uebergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von *Oc*, die andern die Sprache von *Oui*. Die Bären sind gegen uns übrigen Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine Eselhaftigkeit im geschlossenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geschehen pflegt, sie sind in der Kultur wieder so tief gesunken, daß sie ihre Sprache verloren, und blos das gemüthliche „I—A“ und das kindlich-fromme „Bäh“ behielten.

Wie komme ich aber vom I—A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von diesen muß ich jetzt sprechen, weil ganz Berlin davon spricht, weil sie „der Jungfernkranz“ der Lesewelt sind, weil man sie überall lies't, bewundert, bekritelt, herunterreißt und wiederlies't. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen, lies't alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit „Waverley“, stehen auf mit „Robin dem Rothen“, und haben den ganzen Tag den „Zwerg“ in den Fingern. Der Romon „Kennilworth“ hat gar besonders *furore* gemacht. Da hier sehr wenige mit vollkommner Kenntniß des Englischen gesegnet sind, so muß sich der größte Theil unserer Lesewelt mit französischen und deutschen Uebersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten scottischen Roman: „Der Pirat“ sind vier Uebersetzungen auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglaut bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Dunker und Humblot. Die dritte Uebersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten seyn. Daß es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist voraus zu sehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Uebersetzung des scottischen Ivanhoe beschäftigt, und von der trefflichen Uebersetzerin Byrons können wir auch eine treffliche Uebersetzung Scotts erwarten. Ich glaube sogar, daß diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig-heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Scotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebecka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scotts Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der scottischen Romane in ihrer charakteristischen Aeußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet, und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, blos ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradirte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenoffizier, wird hier sehr gefeiert, und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schillers? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind endlich unsre großen Dichter selbst? Still, still, das ist eine *partie honteuse.*

Ich will nicht ungerecht seyn und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Göthe zollt, der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Göthe nicht das meiste dazu beigetragen haben, daß seine äußere Stellung so glänzend ist und daß er in so hohem Maße die Affekzion unserer Großen genießt? Fern sey es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Göthe ist ein großer Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edeln Weichbilde Frankfurts ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutirt, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurts haben jetzt beschlossen:
Ein Ehrendenkmal Göthen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen" —
So denken sie — „daß Wir des Manns Genossen,
Daß Unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen."

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Göthe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Göthe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Landsleuten mit der Erklärung: „er sey gar kein Frankfurter" das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte

Letzteres soll seitdem — um frankfurtisch zu sprechen — 99 Prozent im Werthe gesunken seyn, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Akquisizion. Aber — um wieder frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst *al pari?* Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Komptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Waarenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleyermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luthers sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muß gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Pflaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit. (Fortsetzung folgt.)

Beginnt RwA 26/4. 22, Beil. Nr. 18; Überschr. wie bei Nr. 17. Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wettische Aktensammlung" (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendas.). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, andere Beckendorf selbst, andere Klindworth, andere Buchholz, andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt, ist Schleyermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Daß die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muß, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversazionslexikon, aus dem sehr natürlichen

Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversazion sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinetsrath), Alopäus, Altenstein, Ançillon, Prinz August (v. Preußen) 2c. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessiren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzth. Berg, trotz seiner haßerregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen seyn. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentazion, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändler-Augen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte, vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glüheten und flammten die Philologen. Es muß den Griechen sehr viel geholfen haben, daß sie von unsern Tyrteen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Plataä. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein Brillen trägt, sondern auch Brillen zu beurtheilen weiß, hatte sich am meisten thätig gezeigt. Der Hauptmann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehn hatten, von hier aus, ohne viel Tyteische Lieder zu singen, nach Griechenland gereis't ist, soll dort ganz erstaunliche Thaten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbeern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, daß das Kleistische Schauspiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daß ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und daß es mehr Werth hat, als all jene Farzen und Spektakelstücke und Houwaldsche Rühreier, die man uns täglich auftischt. Anna Boleyn, die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt just hier befindet, wird einstudirt. Herr Röllstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund." Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier viel darüber geschwatzt, als man hörte, daß bei Willmans in Frankfurt der neue Hoffmannsche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen“ auf Requisizion unserer Regierung konfiszirt worden sey. Letztere hatte nämlich erfahren: das fünfte Kapitel dieses Romans persifflire die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daß unserer Regierung an solchen Persifflagen wenig gelegen sey, hatte sie längst bewiesen, da, unter ihren Augen, hier in Berlin, bei Reimer, der Jean-Paulsche „Komet“, mit Erlaubniß der Zensur gedruckt wurde, und wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Theile dieses Romans die Umtriebeuntersuchungen aufs heilloseste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; Er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „der Floh“ wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereis't. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartholomäo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein ächter Schüler Pinettis! der kann zerbrochene Uhren noch schneller kuriren, als der Uhrmacher Labinski, der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daß der Kerl keine Theologie studirt hat. Er ist ein ehemaliger italienischer Offizier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, das muß man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die, wie ein funkelnder Lichterwald, vor seinem, mit seltsamen Gaukleraparate besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat seinen Schauplatz vom Jagorschen Saale nach dem englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Kaffe-Royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtniß behielt. Versteht sich, daß die meisten aus der musikalischen Chronique skandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logierschen Methode Klavierspielen und Generalbaß lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krank-

heit bald ganz hergestellt seyn. Walter aus Karlsruh wird noch in einer neuen Posse: „Staberles Hochzeit" auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Arragonien" und von Meyerbeer wird jetzt in Mayland eine neue Oper gegeben. Spontini komponirt jetzt Koreffs „Sappho." Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrlos'te Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmeli hat in der Schüppelschen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Rußlands und der Türkei" herausgegeben, die so ganz harmlos nicht seyn sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obscöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. v. Schaden u. dergl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereis't ist, hat so eben herausgegeben: „Licht- und Schattenseiten von Berlin," eine Brochüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldscheine werden bedeutende Geschäfte in Promessen gemacht. Das Banquierhaus L. Lipke u. Komp. hat allein schon beinahe 10000 Stück abgesetzt. Böttiger und Tiek werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menü Menutuli hat aus Italien das Manuskript seines Reisejournals hergeschickt an den Pr. Idler, damit derselbe es zum Druck befördere. Pr. Bopp, dessen Vorlesungen über das Samskrit noch immer viel Aufsehn erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind, wegen demagogischer Umtriebe, arretirt worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrichs vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzessin Wilhelmine mit ihren Kindern darstellend. Wilhelm Hensel wird erst diesen Mai nach Italien reisen. Kolbe ist beschäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorazionen zu Spontinis „Milton". Dieses ist eine schon alte Oper in einem Akte, die hier nächstens zum erstenmal gegeben werden soll. Der Bildhauer Tiek arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Nischen am Eingang des Doms aufgestellt wird. Rauch ist noch immer beschäftigt mit den Basreliefs zu Bülows Statue; diese und die schon fertige Statue Scharnhorsts werden an beiden Seiten des neuen Wachthauses (zwischen dem Universitätsgebäude und dem Zeughause) aufgestellt. — Die ständischen Arbeiten gehn, dem äußern Anscheine nach, rasch vorwärts. Die Notabeln von Ost- und Westpreußen werden

dieser Tage von unserer Regierung entlassen, und alsdann durch die Notabeln unserer sächsischen Provinzen ersetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen, sagt man, sollen die letzten seyn, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man nichts, da sie, wie man sagt, *Juramentum silentii* abgelegt haben. — Unsere Differenzen mit Hessen, wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzessinraube in Bon n, scheinen nicht beigelegt zu seyn; es will sogar verlauten, als sey unser Gesandte am Casseler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer sächsischer Gesandte erwartet. Der hiesige portugiesische Gesandte, Graf Lobrau, ist jetzt definitiv von seiner Regierung entlassen; ein neuer portugiesischer Gesandte wird täglich erwartet. Unser preußischer Gesandte für Portugall, Graf v. Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, ist noch immer hier. Unsere Gesandten bei dem königl. sächsischen und bei dem großherzoglich darmstädtischen Hofe, Herr v. Jordan und Baron v. Otterstädt, sind ebenfalls noch hier. Ein neuer französischer Gesandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des schwedischen Prinzen Oskar mit der schönen Fürstin Elise Radzivil wird hier viel gesprochen. Von der Verbindung unseres Kronprinzen mit einer deutschen Fürstentochter verlautet nichts weiter. Großen Festlichkeiten sieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Alexandrine.[1] — Die Assembleen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein statt finden. Unser Staatskanzler befindet sich jetzt ganz hergestellt, und ist theils hier, theils in Glienicke. — Zur Ostermesse erscheinen: Jahrbücher der königl. preuß. Universitäten. Der Bibliothekar Spieker gibt das Festspiel: Lalla-Rookh heraus. — Der Riese, der auf der Königsstraße zu sehen war, ist jetzt auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Boucher und seine Frau geben jetzt Konzerte in Wien. Maria v. Webers neue Opern heißen: „Euriantbe", Text v. Helmine v. Chezy, und: „die beiden Pintos", Text von Hofr. Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mittheilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben; erstens weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen, und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels Willen, was interessirt es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daß jene Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's diese Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus 2/3 Watte und 1/3 Fleisch, oder aus 2/3 Fleisch und 1/3 Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schrei-

[1] Spontini komponirt zu diesen Festlichkeiten: „Das Rosenfest in Cachimir," worin zwei Elephanten erscheinen.

Seite

ben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte? (Fortsetzung folgt.) RwA.

180$_3$ Beginnt RwA 3/5. 22, Beilage Nr. 19; Überschrift wie bei RwA, Nr. 16, Zusatz: (Fortsetzung.) — $_{3-4}$ *2.* und Berlin, den 16. März 1822. fehlt RwA. Der Text $_5$ Wie man diesen schließt sich unmittelbar an die soeben gegebene lange Lesart von 180$_2$ an RwA. — $_{33}$ Nach Hofkothurn. Zusatz: Ein einziger, allen Ständen gemeinsamer Ball gibt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskripzionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskirte Maskeraden" genannten Bälle im Konzertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, letzterer eröffnet sie gewöhnlich, und für ein geringes Entree kann jeder anständige Mensch daran Theil nehmen. Ueber diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemüthreiche Baronin Caroline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich, wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen die Subskripzionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhotels, und ich habe deshalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel, und Pferdegetrampel und Lermen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die gallonirten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenstern[1] des Hotels, wo die Musik rauschte, gossen kristallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht. RwA. — $_{35-36}$ in allen großen protestantischen RwA.

181$_{19}$ Nach vorstellen. Zusatz: Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts ergötzlicheres kenne, als unbemerkt zuzuschauen, wie sich die Berlinerinnen freuen, wie diese gefühlvolle Busen vor Entzücken stürmisch wallen, und wie diese naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: Neh, des ist schehne! Bei Fuchs waren in der heurigen Ausstellung Bilder aus Lalla Rookh, wie man sie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeste im Schlosse sah. Es war mir unmöglich, von dieser Herrlichkeit bei Fuchs etwas zu sehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausstellung bei allen Konditoren; der Kriegsrath Karl Müchler, der, wie man sagt, berliner Korrespondent in der Eleganten Welt ist, hat bereits in diesem Blatte eine solche Rezcension geliefert.

Von den Redouten im Jagorschen Saale läßt sich nichts erhebliches sagen, außer daß bei denselben die schöne Einrichtung getroffen ist: daß es Jedem, der sich dort zu Tode zu ennuyiren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, sich wieder zu entfernen. RwA. — $_{20}$ schön]

[1] Balle-Etagefenstern RwA.

Seite

herrlich RwA. — $_{21}$ dergleichen] diese RwA. — Parterre des Opernhauses mit RwA. — $_{22}$ das gibt] dieses bildet RwA. — $_{25}$ findet] sieht RwA. — $_{28}$ Musik überrauschend RwA. — $_{29-30}$ Jeder ... erlaubt,] Es ist bemerkenswerth, daß auf den hiesigen Redouten Jeder in einem Maskenanzuge erscheinen muß, und es ist charakteristisch: daß es Niemanden erlaubt ist, RwA. — $_{33}$ Nur] Aber RwA — $_{39}$ Nach Maskenmenge Zusatz: Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu entscheiden, ob der Kerl ein Graf oder Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentazion würde dieses wohl zu erkennen seyn, nimmermehr an dem Anzuge. RwA. — $_{39-40}$ Fast alle ... hier nur] Denn $^{11}/_{12}$ Theile der Männer tragen alle RwA. — $_{40}$ Dieses] Letzteres RwA.

182$_5$ Priesterinnen der *Venus vulgivaga* RwA. — $_{10}$ *grand'* RwA. — $_{18}$ verhüllendes RwA. — $_{27}$ Kopfe] Kopf RwA. — $_{33}$ Nach *belle!* folgt noch: *tu es bon garçon! tu es charmant!"* RwA.

183$_1$ deutschen M. soll der Deutsche deutsch RwA. — $_4$ Russen] Franzosen RwA. — $_{13}$ Beginnt RwA 28/6. 22, Beilage Nr. 27. — $_{13-14}$ 3. Berlin, den 8. Mai 1822.] Dritter Brief. Berlin, den 7. Juni 1822. RwA. — $_{15}$ schwarzseidne RwA. — $_{16}$ dito fehlt RwA. — $_{19}$ Nach Mecklenburg-Schwerin. Zusatz: Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiß schon in der Vossischen oder Haude- und Spenerschen Zeitung und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr wenig seyn. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr wenig darüber sage, und das ist: weil ich wirklich wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referire, so hat das so sehr viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, daß am 25. die Vermählung jener hohen Personen statt finden sollte. RwA. — $_{20-23}$ Man trug ... stattfinden werde.] Aber man trug s. d. h, daß solche noch etwas l. a. werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung statt fände. RwA. — $_{25}$ eine Eilfertigkeit RwA. — $_{28}$ Wagengeroll RwA. — $_{31-32}$ Dennoch] Doch RwA.

184$_2$ Kutscher einer fremden Herrschaft gebühret RwA. — $_3$ ihrem] seinem RwA. — $_5$ reiset. RwA. — $_{5-6}$ Harun-al-Radschid RwA. — $_{10}$ schwerbezöpften RwA. — $_{13}$ karmosinrothes RwA. — $_{22-24}$ zerrend ... Rosse". als selbständiger Hexameter in eine Zeile zu setzen, wie in RwA. — $_{27}$ Seiten] Weichen RwA. — $_{30}$ Portal] Innere RwA. — $_{32-33}$ rothseidnen RwA. — $_{33}$ behängt sind. RwA. — ganz] sehr RwA.

185$_{3-4}$ bewunderten ... schönen] konnten nicht genug bewundern die schönen RwA. — $_{6-7}$ Ich ... und wurde] Ich sah fast beständig nach den blauen Augen dieser schönen Geschöpfe, und ich wurde RwA. — $_{11-35}$ „*Carissime*", ... von Belvedere —"] Carissime, quäkte er, ich sehe, Sie haben Sinn für das Schöne: — — — — RwA. — $_{35}$–186$_1$ Um den ... zeigte ich] Um mich von ihm zu befreien, zeigte ich RwA.

Seite

186$_1$ und heute seinen neuen RwA. — $_{3-4}$ Kirschbraun ... und er] Dem Kammermusiko wurde das Gesicht kirschbraun vor Aerger, und er RwA. — $_{5-14}$ so ein Lump ... losgeschossen werden?"] so ein Lumpenkerl gibt sich für einen — — — —" Dadurch hatte ich das Ding noch schlimmer gemacht, und fiel ihm nun in die Rede: Wissen Sie auch, im Lustgarten werden gleich zwölf Kanonen losgeschossen? — — RwA. — $_{16-17}$ Gesicht, als mir der Kerl vom Halse war, RwA. — $_{20}$ Da] Hier RwA. — $_{21}$ wo] wenn RwA. — $_{31}$ auch fehlt RwA. — $_{32}$ Nach Karl u. s. w. Zusatz: Der Berliner lebt gleichsam in die königl. Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner z. B., daß der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursirt jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben. RwA.

187$_1$ Alexandrine ein Gegenstand der Volksliebe seyn muß; RwA. — $_8$ verheurathet, RwA. — $_{11}$ wie sie als Himmelskönigin war. RwA. — $_{12}$ Lippen] Wangen RwA. — $_{16}$ Nach Monbijou. Bemerkung: (Fortsetzung folgt.) RwA. — Es beginnt hierauf in RwA 5/7. 22, Beilage Nr. 28 [Überschrift und Datum wie bei 183$_{13-14}$, mit Bemerkung: (Fortsetzung).] folgender Zusatz: Besonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienste in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtspännigen goldnen Kutsche mit großen Glasfenstern, und wurden von einer gewaltigen Menschenmenge bestaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an diesem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulazionskur, und hierauf Polonaisenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Rittersaale, und des Abends verfügten sich die hohen und höchsten Personen nach dem Opernhause, wo die von Spontini zu diesem Feste eigends komponirte Oper: „Nurmahal, oder das Rosenfest im Cachemir" gegeben wurde. Es kostete den meisten Leuten viele Mühe, Billets zu dieser Oper zu erlangen. Ich bekam eins geschenkt; aber ich ging doch nicht hin. Ich hätte es zwar thun sollen, um ihnen darüber zu referiren. Aber glauben Sie, daß ich mich für meine Korrespondenz aufopfern soll? Mit Grausen denke ich noch an die Olympia, der ich kürzlich, aus einem besondern Grunde, nochmals beiwohnen mußte, und die mich mit fast zerschlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermusikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper sey? Der antwortete: das beste dran ist, daß kein Schuß drin vorkömmt. Doch kann ich mich hierin auf den Kammermusikus nicht verlassen, denn erstens komponirt er auch, und nach seiner Meinung besser als Spontini, und zweitens hat man ihm weißgemacht, daß letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen schreiben wolle. Man spricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der Nurmahal. Ein Meisterstück kann sie nicht seyn. Spontini hat viele Musikstücke seiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält diese Oper freilich sehr gute

Stellen, aber das Ganze hat ein zusammengestoppeltes Ansehn, und entbehrt jene Konsequenz und Einheit, die das Hauptverdienst der übrigen spontinischen Opern ist. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in diesem Stücke eingewebt ist, soll unvergleichlich seyn. Der Dekorazionsmaler und der Theaterschneider haben sich selbst übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut seyn. Elephanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die Staatszeitung vom 4. Juni rügt einen Artikel der magdeburger Zeitung, worin stand, daß zwei Elephanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit sheakspeareschem Witze: diese Elephanten „sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten". Hat die magd. Zeitung diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedauere ich mit tiefem Seelenschmerz, daß Ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so deh- und wehmüthiger Gebehrde, daß die Staatszeitung Thränen der Rührung weinen soll. Ueberhaupt erkläre ich ein für allemal, daß ich bereit bin, alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Daß zwei Elephanten im Rosenfest vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kameele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldsengel seyn. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, daß keine schwarze Dominos zugelassen wurden, daß alle Anwesende in Schuhen waren, daß man sich um Ein Uhr im Saale demaskiren konnte, und daß die Einlaßbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, daß die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daß der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffet sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das alles mit einer ungraziösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, daß es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffetphalanx zu durchbrechen, um, bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten entzückte alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daß über die Rangordnung, womit ich

Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, blos meine Laune entscheidet, und nicht die Anzienniität. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heims Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin; das will viel sagen. Ueberall hörte man Anekdoten aus Heims Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystifizirt, als ihm derselbe einstmals erklärte: er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden, und das Kuriren zu lernen. Mehrere andre Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Ueberhaupt, ehe man sich dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der Eleganten ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Portd'epéejüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geist der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwerdt an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?" 2c. 2c.

Sie sehen, Theodor Körners Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden: daß es ein besonderes Glück war, daß Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthousiasmirten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamirt und gesungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrichs wieder jugendlich sich bäumte, und das ganze Manöver machte, wenn er eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerinn, wenn sie ein Körnersches Lied hört; sie legt die Hand graziöse auf den Busen, quitscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich muthig wie Johanna von Montfaukon, und spricht: Ich bin eine deutsche Jungfrau.

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer seyn sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfenningsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettiren; und zu mancher Zeit

regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermuthe.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich seinen Humor nicht goutiren. Dagegen hat mich Lebrün aus Hamburg, der hier vor kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrün ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Rezensenten? Was nicht alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daß ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Zirze mich eben so in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der Vossischen Zeitung, und das andre in der Haude- und Spenerschen zum Vorschein kömmt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer derselben ist schon wasserscheu, und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in „Cabiljau und Hiebe". Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch ihrer Bewunderer belästigt werden. Man erzählt: ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all den Menschen, die jeden Augenblick sein Zimmer aufrissen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?" und er habe endlich auf seine Thüre schreiben lassen: Hier wohnt Madame Neumann nicht. (Fortsetzung folgt.)

Beginnt RwA 12/5. 22, Beil. Nr. 29, Überschrift wie bei 187_{16}. Man hat sogar die schöne Frau in Eisen gegossen, und verkauft kleine, eiserne Medaillen, worauf ihr Bildniß geprägt ist. Ich sage Ihnen, der Enthousiasmus für die Neumann grassirt hier wie eine Viehseuche. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst seine Einflüsse. Mir klingen noch die begeisterten Worte in die Ohren, womit gestern ein Graukopf von ihr sprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helenas nicht stärker schildern, als indem er zeigt, wie Greise bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediziner machen ebenfalls der schönen Frau den Hof, und man nennt sie hier scherzweise „die Mediziniſche Venus". Aber was brauche ich so viel zu erzählen, Sie haben ja gewiß unsere Theaterkritiken genau gelesen, und bemerkt, wie sich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der saphischen Ode an die Venus. Ja, sie ist eine Venus, oder, wie ein altonaer Kaufmann sagte, eine Venussin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Wespenstachel in die Schaale hymettischen Honigs, die der fromme Rezensent unserer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt

(der Titel dieses Blattes ist Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: in der Rezension über das Gastspiel der Mad. Neumann Nr. 63 der Spenerschen Zeitung vom 25. Mai muß Zeile 26 statt „von leichtbewegten Minnespiel" „von leichtbewegten Mienenspiel" gelesen werden. — Gestern spielte die schöne Frau in Claurens neuem Lustspiele „der Bräutigam aus Mexiko". In diesem Stücke gaukelt auf eine höchst anmuthige Weise eine leichte, originelle, fast märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune ansprechen muß. Dieses Stück hat auch Vielen gefallen, so wie überhaupt alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers kömmt, hier erstaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber sie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, ist aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thaler jährlich. Der ehemalige Schauspieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, ist dem Professor Gubitz die Direkzion des poetischen Theils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daß sich derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Oekonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker, und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles das verbindet, was zu einer solchen Direkzion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, daß er sie annehmen wird, da die Redakzion des Gesellschafters, für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat großen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich großem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigirt es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Aengstlichkeit gränzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Deçenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthousiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesieen so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Lieutenant Leithold, der kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigirt wird, „Kuriositäten und Raritäten" betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree" und „der märkische Bote" sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daß ein Theil meines zweiten Briefes aus dem Anzeiger darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Zensur das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, daß ich ihn kaum füllen

könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort ausgezogen bin. — Blondin mit seiner Gesellschaft gibt vor dem Brandenburger Thore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er läßt Columbus in Otahaity landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. — Die Statüen von Bülow und Scharnhorst werden diese Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauchs Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blüchers Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorirter Zimmer. Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daß der edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendelsohn, Joseph Mendelsohn, der Schöpfer dieses Instituts sey. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern westf. Anzeiger sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer, und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvorkommende Artigkeit zu verpflichten. — Josty besorgt die Restaurazion und die Konditorei. Die Aufwärter tragen alle braune Livreen mit goldnen Tressen, und der Portier imponirt besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. — Es geht der *Capitale de la musique* wie jeder andern *Capitale;* man konsumirt in derselben, was in der Provinz produzirt wird. Außer dem jungen Felix Mendelsohn, der, nach dem Urtheile sämmtlicher Musiker, ein musikalisches Wunder ist, und ein zweiter Mozart werden kann, wüßte ich unter den hier lebenden Autochtonen Berlins kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, daß unser Landsmann Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieser hat vieles komponirt, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Liederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall finden, und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüth an, und es ist voraus zu sehen, daß dieser junge Künstler einst einer der berühm-

testen deutschen Komponisten wird. — Spontini verläßt uns auf eine lange Zeit. Er reis't nach Italien. Er hat seine Olympia nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italienische Bouffone haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonks Prozeß ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der Abendzeitung und im Konversazionsblatte enthaltenen Aufsätzen[1] über den Fonkschen Prozeß, und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleiden gegen den Unglücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte, man sage: daß der Kölner Pöbel Fonks arme, unmündige Kinder insultirt habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird.“ Ich bin ebenfalls überzeugt, daß unser gefühlvoller[2] König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Prozeß selbst nicht theile. Ueber letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen in's Blaue hineinraisoniren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herrn, die von der ganzen Sache gar nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Ueberhaupt, meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge nichts. „Wozu“, sprach er gestern, „diese Oeffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder ein anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch, referire darüber, bei verschlossenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studirter Mann, der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristische Kollegien wohl testirt hat, und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judizium als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch wunders, welch höchst wichtige Person er sey, weil so viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben —“ Doch ich will den weisen Aus-

[1] Aufsätze RwA. — [2] gefühlvolle RwA.

kultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentirt eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man mißgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gern erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei", wie einst der unvergeßliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene ächte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nazionalegoismus basirt ist, jene ächte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinsflasche quillt, und jene ächte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmlender Proselitenmacherei.

Bei unserer Universität gibt's gar nichts neues, außer daß zwei und dreißig Studenten relegirt worden, wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegirt zu werden; sogar das bloße Konsiliirtwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daß jenes strenge Urtheil gegen die 32 noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen; sie sind Reste jenes alten Korporazionswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, daß jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und daß sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfortische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studirende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wieder zu kommen, von hier abgereis't, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unsern Stadtgefängnissen verwahrt. Die meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befaßt haben. (Fortsetzung folgt.)

Beginnt RwA 19/7. 22, Beil. Nr. 30. Überschrift und Datum wie bei 183_{13-14}; vor dem Datum Zusatz: (Schluß.). Man spricht davon, daß Ludw. Tiek bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakespeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandtschaft, die unsere Differenzen mit Hessen, wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung, reguliren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll-(Wohl-)habende" nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambizion; die „letzte Straße" will jetzt Dorotheenstraße heißen Man spricht davon, daß dem großen Friz eine Statüe auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussee bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen gibt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Hauptmarktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keine mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurück geblieben. Ja ich habe noch nicht mal die falschen Wanderjahre gelesen, die so viel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, daß unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sey. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouiren wollte, da es ihm doch gewiß keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verf. sey, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, daß er es nicht sey. Den Legazionsrath v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber dieser machte dasselbe bekannt. Von letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Göthe's gehört, und Göthe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Alterthum am Rhein" selbst erklärte: daß Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Göthe selbst zu seyn, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn einem Göthe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugniß gibt. — Außerdem spricht man von dem deutschen Gil-Blas, den Göthe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Göthe hat es durchgefeilt und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Literatur, wieder einen Theil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eins der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Göthe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt daß andre Selbstbiographen, z. B. Rousseau, blos ihre leidige Subjektivität im Auge hatten. Ein Theil von Göthe's Biographie wird aber erst nach seinem Tode erscheinen, da er alle seine weimarschen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht. Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, eben so wie seine Dramen, mehr Gemüthschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revoluzionsstoff, den sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Southey in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule". Aber Childe-Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seignalt", die Brockhaus in einer deutschen Uebersetzung herausgibt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Aechtheit darf man gar nicht zweifeln. Das *Fragment sur Casanova* in den Werken des Prinzen *Charles de Ligne* ist ein

glaubwürdiges Zeugniß, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daß es nicht fabrizirt ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden[1]. Italienische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venezianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Theil soll schon heraus seyn, aber er ist hier noch nicht zu bekommen, da, wie ich höre, die Zensur bei dem Brockhausischen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „der Verfolgte.“ In der poetisirenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte, ächte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Ueberfluß, und ich erwarte viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens eins derselben „der heilige Chrysostomus“ in Druck erscheinen, und ich glaube, daß es Aufsehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind — Ueber Hoffmann's „Meister Floh“ versprach ich Ihnen in meinem Vorigen mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer[2]. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir anfangs sehr unanständig vorkommen; in Gesellschaft mußten, bei Erwähnung desselben, meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich lispelte immer: Hoffmann's Roman, mit Respekt zu sagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menschen“ (3r Theil, 9s Kap. über die Art mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, daß letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Thiere“, die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Zitat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

---

[1] Dazu Anmerkung: *Ich nicht! — D. H.* RwA. — [2] Dazu Anmerkung: *Ist bekanntlich seitdem gestorben. D. H.* RwA.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tyß, der in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser, Meister Floh genannt, ist ein gar gescheuter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsentiren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamahe, die Tochter des König Sekakis, ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im goldnen Topf und in andern Romanen Hoffmann's, worin derselbe naturphilosophische Theaterkoup angewandt ist. Ueberhaupt ist die Gemüthswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkührlich durcheinander geschossen hätte, würde man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre sich daran ergötzt haben; ich glaube, daß ein Roman keine Allegorie seyn soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmanns frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die Phantasiestücke ergötzen. In den Elixiren des Teufels liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen *the monk* von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden seyn. In den Nachtstücken ist das Gräßlichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel Serapionsbrüder gesammelt sind, und wozu auch Klein Zaches zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der Theaterdirektor ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem Elementargeist ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber Prinzessin Brambilla ist eine gar köstliche Schöne, und wem diese durch ihre Wunderlichkeit nicht den Kopf schwindlicht macht, der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den einen noch den andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean-Paulscher Roman fängt höchst barock und burleske an, und geht so

fort, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die, mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit, schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines exzentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich-geheimnißvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinzt hervor eine häßlichverzerrte Alteweiberfratze, die, mit unheimlicher Hastigkeit, ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Ueber die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Briefen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser läßt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nazionen, z. B. der Franzosen, der Engländer u. s. w. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nazion einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostelequipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter, (Goldschmidt), oft finster (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen; mag er auch noch so dürftig und titellos seyn. Fürsten und Fürstinnen kajoliren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im pariser Salon heißt der Minister *Monsieur* und die Herzogin *Madame*. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familenähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honorirt wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reis't, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt[1], ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentiren, der arme Deutsche verschließt sich in seiner[2] einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchstpoetisch sind, aber nirgends existiren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von

---

[1] verschleußt RwA. — [2] seine einsamen RwA.

Seite

der frühesten Spies-, Cramer- und Vulpius-Zeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann rc., und dieser Romancharakter hat viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nazionen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphihosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie! RwA.

Über Polen. (S. 188 ff.)

Abgedruckt aus Gs 17—29/1. 23, Nr. 10—17.

190_{21} Polenröcke] Pol-Röcke Gs.
194_{4} Beginnt Gs, Nr. 11.
197_{28} *de factu* Gs.
198_{8} Beginnt Gs, Nr. 12.
199_{36} *C'étoit* Gs.
200_{21} Beginnt Gs, Nr. 13.
204_{1} Beginnt Gs, Nr. 14.
208_{10} Beginnt Gs, Nr. 15.
209_{23} wie eine Pfau Gs.
210_{27} Beginnt Gs, Nr. 16.
211_{6} bei dem Knieen Gs. — $_{19}$ Nach sollen Zusatz: *(?)* Gs.
213_{23} Buffo] Buffon Gs.
214_{3} Beginnt Gs, Nr. 17. — $_{5}$ erfahrenerer] erfahrener Gs.
215_{29} einzelnen] einzelne Gs.
217_{7} Nach nennt. Unterschrift: - - - -e. Gs.

I. „Gedichte von Johann Baptist Rousseau“ und II. „Poesien für Liebe und Freundschaft“. (S. 218 ff.)

Abgedruckt aus Gs 14/7. 23, Nr. 112, Beilage.

221_{26} Nach Natur. Unterschrift: . . . . e. Gs.

Albert Methfessel. (S. 222 f.)

Abgedruckt aus Gs 3/11. 23, Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten. — Erster Druck in LG (Strodtmann) voller Fehler.

Seite

222_{1} Überschrift fehlt Gs. — $_{2}$ Vor Unsere gute steht: Hamburg. Gs.
223_{17} Nach anerkennen. Unterschrift: —y. Gs.

Beers „Struensee“. (S. 224 ff.)

Abgedruckt aus M 11—22/4. 28, Nr. 88, 89, 90, 94, 95, 96, 97; unter den „Correspondenz-Nachrichten“; Überschrift nur: München. Titel: Beers „Struensee“ fehlt; keine Verfasserangabe.

Seite

225_{3} Aufblähen] Aufblühen M.
227_{5} „Frankreich und Deutschland“ M. — $_{8}$ Beginnt M 12/4. 28, Nr. 89.
228_{28} Beginnt M 14/4. 28, Nr. 90.
230_{7} unter andern M. — $_{32}$ Beginnt M 18/4. 28, Nr. 94.
234_{5} Beginnt M 19/4. 28, Nr. 95.
236_{3} Beginnt M 21/4. 28, Nr. 96.
237_{25} Beginnt M 22/4. 28, Nr. 97.

John Bull. (S. 239 ff.)

Abgedruckt aus PA 1827, Heft 1, S. 69—75.

Seite

241$_{17}$ welche] welches PA.

243$_{39}$ Nach John Bull. Unterschrift: H. H. PA. Im Register des Bandes: John Bull. Von H. Heine. PA.

Die deutsche Litteratur von Wolfgang Menzel. (S 244 ff.)

Abgedruckt aus PA 1828, 27. Band, Heft 3, S. 284—298.

Seite

247$_{35-36}$ Herr Menzel] H. M. PA.

250$_{9}$ verbergen] verbargen PA.

255$_{5}$ geheimem] geheimen PA.

256$_{25}$ Fußtapfen PA. — $_{33}$ Nach möchte. Unterschrift: H. Heine. PA.

Johannes Wit von Dörring. (S. 257 f.)

Abgedruckt aus

DR = Deutsche Revue, hrsg. v. Fleischer, 2. Jahrgang 1878, September, Heft 12; S. 401 f. Mitgeteilt von Strodtmann unter dem Titel „Ein ungedruckter Aufsatz H. Heine's".

Seite

257$_{6-7}$ der Königin der Maria, Königin Elisabeth DR. Druckf.

258$_{39}$ Nach könnten. Unterschrift: H. Heine. DR.

Über körperliche Strafe in England. (S. 259 ff.)

Abgedruckt aus PA 1828, Band 27, Heft 4, S. 390—392.

Seite

259$_{1}$ Überschrift von uns eingesetzt. In PA: Nachbemerkungen. und zwar anschließend an den Aufsatz eines Ungenannten über körperliche Strafe. — $_{17}$ Paragraphe PA.

261$_{10}$ Nach andermal! Unterschrift: H. Heine. PA.

Änderungsvorschläge zum Tulifäntchen. (S. 262 ff.)

Abgedruckt aus St XIX, 380—401.

Der Thee. (S. 278 f.)

Abgedruckt aus der „Wesernymphe. Novellen und Erzählungen. Hrsg. v. Th. v. Kobbe. Bremen, bei Wilh. Kaiser". 1831, S. 231—233. — Überschrift: Der Thee. Von H. Heine.

Einleitung zu Kahldorf über den Adel. (S. 280 ff.)

Zu Grunde gelegt ist:

H = Heines Handschrift, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau; 30 S. in 4°; gerieftes gelbliches Papier; Wasserzeichen: *AD V& S,* darüber Wappen mit Jagdhorn und Verzierungen, die oben in eine fünfzackige Krone ausmünden.

Verglichen wurde:

K = Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke. Herausgegeben von H. Heine. Nürnberg, bei Hoffmann und Campe. 1831. (152 S. 8°; hier von Belang S. 1—30; von der Zensur stark entstellt; daher für uns nicht maßgebend.)

In dem Buche *De la France, Paris, Eugène Renduel, 1833* (vgl. Bd. IV, S. 566 und 567) brachte der Verleger in dem *Avertissement de l'éditeur,* S. VII—X, eine Übersetzung der Stelle 280_{4}-282_{10} (Der gallische ... Kursus eröffnen?). Für uns ohne Wert.

Seite

280_{1-4} Überschrift: [Programm.] [Vor[wort]rede des Herausgebers.] H. Dann nur: Einleitung H. K. — $_{6}$ Teutschland K. Ebenso später, auch Teutsche etc.

281_{1} tranzendentale H. K. — $_{4}$ philosophischen K. — $_{6}$ Nachbarn K. — $_{7}$ [eine] dennoch eine H. — $_{11}$ Franzosen, [die so viel [Waches Wirkliches] zu schaffen [sollten] wobey sie sorgsam wachend, sich nicht im mindesten der] denen so viel H. — $_{16-17}$ eben so [stark] wie H. — $_{27}$ oder [unterdessen] seitdem H. — $_{32}$ Emigranten, die [längst schon] üdZ: [beständig] [unterdessen] [immerfort] idZ: gegen H. — $_{34}$ Mystizismus, der [der Katholizismus] üdZ: der Pietismus, idZ: der Jesuitismus [die Pedrastie,] H. — $_{35-36}$ Hegel, [jener] [üdZ: der idZ: Orleans der Philosophie, der selbst [ihre] in ihrer ersten] der Orleans H.

282_{1} vielmehr üdZ: [gesetzlich] idZ: ordnete, H. — $_{15}$ [des] aus den H. — $_{19-20}$ Statt vorigen July erst vorig Jahr H. — $_{29}$ Mittelstande; K. — die [nieder] unteren H. — $_{37}$ [gringe] verhältnißmäßig gringe H. — geringe K.

283_{5-6} der [königlichen] gekrönten Giftm. H. — $_{12-14}$ Nach Christentums folgt: [das morsche Gebäude des Priestertums] zu Grunde lächelte [und üdZ: zugleich idZ: [als Kammerherr,] de[s]m Despotismus demselben die Fa dem Despotismus die Fackel vortrug, nicht um ihm (wie Alfieri meint,) als höfischer Kammerherr sondern als ein Schalk der] [dessen] [um ihm als Kammerherr zu dienen,] [sondern um seine Blößen und Gebrechen vor aller Welts Augen zu beleuchten,] H. Dann nach Christenthums, üdZ: den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus idZ: zu Grunde lächelte; — dann nach den angeführten ausgestr. Zeilen: als Lafayette, H. — $_{16}$ Idee [einer freyen Staats] [der] üdZ: einer freyen idZ: Constituzion, H. — $_{22}$ erst [von vorn an] erlernen, H.

284_{1} [Mittel] Beförderungsmittel H. — $_{4}$ über [die] üdZ: jene H. — $_{5}$ Franzosen, [die] [üdZ: wodurch idZ: es möglich [machte,] wurde, daß sie späterhin] die nachher zur H. — $_{11-12}$ Preßfreyheit [sie raubt den Worten] üdZ: [leidenschaftl Kühnheit] idZ: des Demagogen den Zauber der Neuheit, sie | sie raubt der k. Spr. d. Demagogen [raubt sie den] üdZ: allen H. — $_{14}$ Gegenrede [sie gewöhnt das Volk [die] jede Parthey mit partheyloser Ruhe anzuhören] üdZ: und sie H. — schon [jene] üdZ: die L. H. — $_{17-18}$ Burg- und [Klostertr] Kirchentrümmer H. — $_{22}$ sieht. [Aber] Es ist H. — $_{23}$ sehr [gut] angenehm H. — $_{27}$ [einführbar ist] üdZ: eingeführt wird. H. —

Seite

$_{29}$ seinen ... Lebens. üdZ in H. Es folgt ausgestrichener, zum Teil fast unlesbarer Zusatz; fast unlesbar vor allem dadurch, daß Heine über die ausgestrichenen Worte andere, für die betr. Stelle ganz sinnlose, übergeschrieben hat. Nach $_{28}$ Gelassenheit folgt: [das Henkeramt auch[1] Menschen verrichten werde, und daß Monsieur Sanson, als er S. Allerkristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Censor von Paris im Handwerk ablöste.

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewußt geworden, als die Unruhen die Europa bewegen, auch bis in die Stadt meines [zeitigen] zufälligen Aufenthalts gedrungen waren, und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb Gottlob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des anderen Tags war schon alles wieder beschwichtigt durch die allerhöchstweisen Maßregeln der hochweisen Stadtväter, die wahrlich unter den Steinen, die[2] ihnen ins Haus geworfen[3] waren, den Stein der Weisen gefunden hatten. — Ich aber verbrachte [damals eine schlechte Nacht] sehr schlecht die Nacht als jene Unruhen vorfielen — ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revoluzionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI, und dann auch an Carl I, und grübelte nach wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sey, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief träumte mir: ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die[4] nach einem großen Hause empor gaffte, das ungefähr wie Witehal aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüst erhob, wo, auf einem schwarzen Blocke ein weißes Allonge Allongeperückenhaupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske und zum Vorschein kam eines wohlbekannten Censors wohlbekanntes Sündergesicht[5]. — $_{33}$ eben aus [Angst vor dem Richt] wahnsinniger H.

285 $_{7}$ erfüllten — H. — $_{8}$ barikatirte K. — $_{13}$ näherten H. — $_{18}$ drey [Tage] heldenmüthigen H. — $_{19}$ Lilien; K. — $_{22}$ muthwilliges [Blutvergießen] üdZ: Morden, H. — $_{24}$ Rückkehr [aus] von Versaille, H. — $_{27}$ und [fris] hübsch frisiren H. — $_{32}$ edle, [legendenhafte] legendenartige H.

286 $_{2}$ der [mit arger Art] üdZ: frevelhaft H. — $_{7}$ wie [letztere] üdZ: diese Bildung H. — $_{20}$ einmischen zuerst an jetziger Stelle, dann nach Beweißthümern endlich wieder nach Disputanten H. — $_{21}$ wogegen [die] weder die H. — $_{22}$ Infanterie K. — $_{33}$ und Besser. K. — $_{38}$ und [er] behauptet H. — Zote, daß [der Erbadel in der Natur begründet sey, indem] durch adlige H. — adelige K.

287 $_{1-2}$ Zeugung, [und] er H. — $_{2-3}$ Geburtsprivilegien, [jene die der Adelige] [jene ehrenvollen] [und Offizier] üdZ: das Vorzugsrecht bey idZ: einträglichen H. — $_{4}$ Adligen [vorzugsweise] üdZ: dafür idZ: belohnen [für das große] üdZ: soll, idZ: daß H. — $_{5-6}$ gegeben

[1] an nach auch fehlt H. — [2] Fraglich. — [3] Hier übergeschrieben Ein feste Burg ist unser Gott was Strodtmann, der die Stelle nicht entziffern konnte, in den Text setzte. — [4] Schreibfehler: das H. — [5] Letztes Wort sehr zweifelhaft; unlesbar.

Seite

hat [auf der Welt zu ko] [geboren zu werden] [in einem adligen Bette gezeugt und geboren zu werden, und wie dergleichen Meinungen in der Schrift] [u. s. w. —] [und so weiter; —] [gegen solche bestialische Behauptungen und noble Prätenzionen erhebt sich ein ruhiger Streiter,] [diesen Champion üdZ: des Erbadels idZ: erhebt sich] anschließend an gegeben hat üdZ: geboren zu werden, und so weiter; dagegen erhebt sich ein idZ: ein Streiter, H. — $_{6-7}$ üdZ: und aberwitzigen H. — $_{9}$ altadeliger K. — $_{15}$ selb[er]st H. — $_{18}$ adeligen K. — Präten[z]sionen H. — $_{20}$ [als] während H. — $_{21}$ [Während] Indem H. — $_{26}$ [gle] sogleich H. — [hinunter von der Terrasse] die Terrasse H. — $_{29}$ [immer] noch immer H. — $_{30}$ [die Aristokratie] der Adel sey üdZ: als idZ: [der] Vermittler H. — $_{36}$ der [Herr] Graf H.

288$_{2}$ [mittheilen] üdZ: hersetzen: H. — $_{14-15}$ der üdZ: edle idZ: Graf [sich] durch Halbkenntnisse [tauschen] [täus] getäuscht H. — $_{29-30}$ Falle ist, [und den politischen Aberglauben als sey der Adel die Stütze des Königthums widersprechen wollte,] sagte [mit Recht] üdZ: einst: die Adligen [seyen] üdZ: sind H. — $_{30}$ die Adeligen K. — $_{33}$ [diesen Vergleich] üdZ: letzteren H. — $_{35}$ sich [an die Stelle des] anstatt des H.

289$_{1}$ Nach Capital üdZ: [auf die Höhe] H. — $_{5}$ üdZ: ebenfalls H. — $_{7}$ üdZ: nur H. — Grundsätzlichen aus Grundsatz H. — $_{13}$ eigne] eignen K. — $_{14}$ Präten[z]sionen, und [werfe] schwatze H. — $_{15}$ [daran abmühen möge, damit] damit beschäftigen H. — $_{19-20}$ allerley üdZ: herkömmlichen idZ: Realbefreyungen; [sondern] üdZ: die Hauptsache besteht idZ: vielmehr in H. — $_{24}$ [alle] üdZ: die idZ: bürgerlichen H. — $_{26-28}$ an sich bringen. Solchermaßen können sie die V..... zwingen, gegen einander K. — $_{26-30}$ die Völker [daheim bewachen] üdZ: durch ihre untergebene Soldaten idZ: in Respekt halten, üdZ: [können] hierauf: [durch ihre untergebenen Soldaten, oder sie in der Fremde gegen einander fechten lassen, wenn solches den aristokratischen Interessen frommt und wenn gar diese Völker sich [gegen diese] verbünden und fraternisiren möchten] dann noch hineingeschrieben nach Respekt halten, [durch] üdZ: [diplomatische Künste verhetzen [und] können] idZ: gegen einander zu fechten, [wenn sie sich wider die aristokratischen Interessen auflehnen] Schließlich jetzige Fassung H. — $_{38}$–290$_{6}$ Während ... Hudson Lowe.] Während des Friedens besorgte Oestreich die Interessen des Adels, folgen anderthalb Zeilen Zensurstriche, dann: und wie der unglückliche Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und es folgen zehn Punkte, dann: war dessen Hudson Lowe — — K.

290$_{4}$ wurden [die] auch die H. — $_{6}$ üdZ: war H. — $_{8-9}$ die [sich] mit Stiefel und Sporen üdZ: und [noch] bespritzt mit Schlachtfeldblut idZ: zu einer H. — $_{9-10}$ Schlachtfeldblut zu einer stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg — — — —, nur jene K. — $_{12}$ [aber] jedoch H. — $_{13-14}$ und in [ihrer jetzigen plötzlichen Volkwerdung] dem großen H. — $_{14}$ [sie] üdZ: die Revoluzion H. — $_{16}$ [bey di] in dieser H. — $_{17}$ d[ie]as H. — aus den Händen K. — läßt. [— Da frey] [Nach] {Welche Verlegenheit für den Adel! Der englische Bull

Seite

kann sich nicht] welche H. — $_{19}$ von den [frühe] üdZ: früheren idZ: Anstrengungen [des früheren Kampfes], H. — $_{19-21}$ und er hat seitdem ... Papstes; fehlt, Zensurkürzung durch zwei Gedankenstriche angedeutet K. — $_{20}$ Kur, [recht viel] üdZ: täglich [die beste] idZ: Eselsmilch [genossen] üdZ: getrunken, H. — $_{23-25}$ wenigsten [die Hauptstöße über dem] üdZ: den idZ: Feinden die Spitze biethen, wie früherhin; denn [ach! durch das] der ist [noch] am meisten erschöpft, und nun ursprünglich fühlt sich matt in allen Gliedern vor durch das H. — $_{27-28}$ obendrein [infizirt] amputirt H. — $_{28-29}$ Nach nicht üdZ: [Staberle] heroisch idZ: aufgelegt [die Kriegsuniform anzuziehen und] den [her] Agam. d. A. gegen [Paris zu spielen] Frankreich H. — $_{30}$-291$_4$ Staberle ... abzuspeisen. fehlt; Lücke durch mehrere Zeilen Zensurstriche angedeutet K — $_{32}$ [die] jetzt die H.

291$_4$ abzuspeisen — [Das bringt ein Vieh um, sagt Staberle.] H. — $_5$ flammt [wieder die Begeistrung] üdZ: immer mächtiger die H. — $_6$ die [Welt] ganze Welt H. — $_7$ [sie] üdZ: [es] idZ: sie bringt H. — $_8$ ohne [adlige Domestiquen] üdZ: Edelknechte, idZ: ohne [briliant] Courtisanen H. — $_9$ sonstige[n]r [Schranzen] üdZ: [Un] idZ: [wesen —] üdZ: Herrlichkeit H. — $_{9-12}$ Aber die ... fortschafft — fehlt; drei Zeilen Zensurstriche K. — $_{11}$ Regimes, [das] üdZ: die H. — $_{19-20}$ er ist [gezwungen] genöthigt [der] üdZ: ihr idZ: Vorkämpfer [einer Parthey] zu werden [die ihm fremd und feind ist. Denn [wenngleich] üdZ: ruht auch H. — $_{21}$ auf dem antifeudalistischen Princip K. — $_{25}$ [Gesetzgebung] üdZ: Freyheit H. — geringsten K. — $_{27}$ [Nikolas] Kaiser N. I. wegen jenes Prinzip H. — Nikolaus I. K. — $_{30}$ [Vorkämpfer] Vertreter H. — so [ist] üdZ: wurde doch idZ: er H. — $_{31-32}$ derselben, [Liberalen] üdZ: [als] nachdem idZ: deren siegende Ideen von [bürgerlicher] üdZ: konstituzioneller H. — $_{33}$ üdZ: eben H. — $_{34}$ üdZ: das frank und freye H.

292$_{3-4}$ üdZ: von Gottes Genade eingesetzten idZ: Königthums üdZ: [von Gottes Gnade] H. — $_{4-5}$ Fürstenlästerer K. — $_{6-7}$ Purpurmantel [aus der byzantinisch altfränkischen Verlassenha] [und den] üdZ: mit allem idZ: Goldflitterkram aus der byzantinischen [altfränkischen] Verlassenschaft H. — $_8$ vo[n]m [Franz] ehmaligen H. — ehemaligen K. — $_{12}$ Euch, arme Rothkäppchen K. — $_{16-17}$ üdZ: und uns allen idZ: ist [Angst] üdZ: so bang H — $_{17}$ auch [die] üdZ: wir H. — $_{18}$ Rothkäppchen K. — $_{22}$ Ukasuisten und Knutologen fehlt K. - üdZ: noch H. — $_{30}$ üdZ: betrachtet werden und H. — $_{34}$ [ist auch] üdZ: [wäre] idZ: wäre auch H. — Vor Ja, wir ausgestrichen: [Nicht als ob wir dem guten Eigenwillen unserer Monarchen mißtrauten,] H.

293$_3$ wir [sind] wissen, H. — $_4$ und [wenn] üdZ: ist idZ: auch mahl einer unter ihnen [ist], H. — $_{5-6}$ so [ist das] üdZ: [macht] bildet der idZ: doch H. — $_6$ wenn [seine] die H. — $_8$ es [doch] nur um, H. — $_{18-19}$ [einen Königso] ein Königskind, H. — $_{20}$ voraus [lernt] H. — üdZ: lernt H. — $_{21}$ [müssen] üdZ: muß man idZ: doppelt hohe Schranken [gebaut werden] [bauen] errichten, H. — $_{26}$ wenn [die Geschichte] üdZ: sie H. — Nach $_{34}$ Unterschrift: Geschrieben den [achten] üdZ: 8ten idZ: Merz 1831. Heinrich Heine. H. K.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung. (S. 294 ff.)

Abgedruckt aus LG, S. 306 ff. Der Herausgeber Strodtmann bemerkt dazu nur (S. 404): „Der Aufsatz ‚Verschiedenartige Geschichtsauffassung' stammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre." Überschrift wahrscheinlich von Strodtmann.

Lebensabriß. (S. 297 ff.)

Abgedruckt aus: *Études sur L'Allemagne au XIXe siècle par M. Philarète Chasles, Paris MDCCCLXI*, S. 273 ff. — Überschrift fehlt; obige von uns eingesetzt. Unterschrift: *S. Henri Heine.*

Meyerbeers „Hugenotten". (S. 301 ff.)

Abgedruckt aus AZ 8/3. 36, Nr. 68, Hauptblatt und Beilage. — Überschrift fehlt, Namensangabe ebenfalls. Chiffre: ⊿ AZ.

Einleitung zum „Don Quichotte". (S. 304 ff.)

Abgedruckt aus

DQ = Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt; mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot, und mit einer Einleitung von Heinrich Heine. Erster Band. Stuttgart 1837. Verlag der Classiker. S. XLV—LXVI.

Seite

304_1 Überschrift: Einleitung von Heinrich Heine. DQ. — Der Name in DQ stets Don Quixote geschrieben.

306_{35} seiner] seinem DQ.

323_3 Nach gezeichnet ist. Unterschrift: Geschrieben zu Paris im Carneval 1837. Heinrich Heine. DQ.

Der Schwabenspiegel. (S. 324 ff.)

Abgedruckt aus

J = Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang. 1839. Mit H. Heine's Bildniß. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839. (S. 335 bis 362.) — Text mannigfach entstellt, aber nur so überliefert. Vgl. S. 324, Anm.

Überschrift: IX. Der Schwabenspiegel. Von Heinrich Heine. J.

Seite

327_8 mit der] mit dem J.

331_1 das sich] der sich J.

333_{22} Schubartschen] schillerschen J. Sicherlich nur Versehen oder Schreibfehler Heines.

335_3 Old-Baily J. — $_{27}$ laß] laßt J.

337_{10} flüsterten] flisterten J.

Schriftstellernöten. (S. 338 ff.)

Abgedruckt aus

ZW 18—20/4. 39, Nr. 75—77. Ergänzt durch

HSt = Handschrift Heines, von Strodtmann benutzt, damals im Besitz von G. Kühne. Diese Ergänzungen stehen in St XX,

211 ff. Abweichungen dieses Druckes von ZW, die vermutlich nicht auf die Handschrift zurückgehen, vermerken wir mit dem Zeichen St.

Seite

339_{5} Leidenschaftlicheren, St. — $_{21}$ königlich sächsischen fehlt ZW.
340_{26} gradezu St. — $_{29}$ Vorsichtsmaßregeln St.
341_{24} Bundestagsbeschluß St.
342_{1-3} Freilich ... möglich. fehlt ZW. — $_{8}$ Gehülfen ZW, Gehilfen St. Ersteres einzusetzen. — $_{14}$ seine häscherlichen Schelmereien] sich ZW. Unser Text, aus St entnommen, fußt sicherlich auf HSt. — $_{15}$ Beginnt ZW 19/4. 39, Nr. 76. — $_{16}$ Teile] Theil St. — $_{20}$ und $_{25}$ Adrian] A. ZW. — $_{26}$ derselbe, ... schrieb. fehlt ZW. — $_{36-37}$ nachdem ... herumgeführt, fehlt ZW.
343_{1} Adrian] A. ZW; wie 342_{20}. — $_{3-4}$ so ein ... allmächtig, fehlt ZW. — $_{11}$ könnten] können St. — $_{38}$-344_{1} Sie an ... herumgeführt und fehlt ZW.
344_{26} Schüking, Dingelstädt ZW.
345_{18} pretenziösen ZW. — $_{19-23}$ daß ich nicht ... bloßgestellt worden. fehlt ZW. — $_{25-28}$ und wenn ich ... zurückgelassen haben. fehlt ZW. — $_{30}$ über diesen Frevel] hierüber ZW; ersteres, in St, sicherlich aus HSt.
346_{9} königlich sächsischen fehlt ZW. — $_{12}$ königlich sächsische fehlt ZW. — $_{18}$ in Leipzig fehlt ZW. — $_{18-19}$ welches ... enthielt, fehlt ZW. — $_{20}$ königlich sächsische fehlt ZW. — $_{21}$ in Grimma fehlt ZW. — $_{25}$ Mit Kurz, beginnt ZW 20/4. 39, Nr. 77. — $_{35}$ in welchen ZW. — $_{36}$-347_{2} Leider ... Paris — —" fehlt ZW.
347_{3-5} Theodor ... konnte. fehlt ZW; deshalb auch Fortsetzung: auch ZW. — $_{26}$ Beurmann aus HSt; ******** ZW.
348_{18-19} Handlanger seine Arbeiten (zu gebrauchen), ZW. — $_{30}$ zu Runkel, ZW. — $_{31-32}$ sündigt ... Willen fehlt ZW. — $_{33}$ besondern St.
349_{23} Thür ZW. — $_{38}$ jener] jene ZW.
350_{32} Nach 1839 Unterschrift: Heinrich Heine. ZW. HSt.

Paris, 4. Februar 1840. (S. 351 ff.)

Abgedruckt aus der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" 1884, November, Heft 2, S. 209 ff. Titel: „Heine über Laube. Ein ungedruckter Bericht Heines aus Paris. Mitgeteilt von G. Karpeles." In der Handschrift gestrichene Stellen vermerken wir hier mit dem Zeichen HK. — Der Aufsatz war für AZ bestimmt, wurde aber nicht aufgenommen. Karpeles bemerkt: „Der Schluß — ein Begleitbrief an den damaligen Chefredakteur Dr. Gustav Kolb — war schon zerrissen, als ich das Schreiben empfing. Nur die Unterschrift und der Passus Ich liebe Sie sehr, sind allein unversehrt geblieben."

Seite

351_{22} Nach zurückkommen. — Zusatz: [Aus Spanien sind günstige Nachrichten angelangt, welche jedoch auf die Börse nicht bedeutend wirken. Man erwartet von dort her nicht viel Erfreuliches.] HK.
352_{13} Vor Rothschild ursprünglich: [Madam] HK. — $_{15}$ Nach einfach ursprünglich: [ihrem Gemahle] HK. — $_{29}$ seine [einzige] fürstliche HK.

Seite

353$_{19}$ Nach ausgeben. Zusatz: [Für die Verwaltung der Bibliothek wäre] [Die Stelle eines Bibliothekars würde wohl am besten von einem Tischler oder Kunstdrechsler verwaltet werden. Denn die Bibliothek des Prinzen besteht bis jetzt nur aus wohlgehobelten Mahagonibrettern. —] HK. — $_{23}$ Nach betreiben wird. Zusatz: [Geld ist seine Losung. Er fordert jetzt Geld für den Herzog von Nemours, nachher wird er dessen für den Herzog von Joinville fordern, später für den Herzog von Aumale, dann für den Herzog von Montpensier; er wird auch für ihre Frauen Geld fordern und wenn ihn der geduldige Himmel so lange erhält, auch für die lieben Enkel. Wenn er der Vater seiner Unterthanen wäre, welch' ein Glück für das französische Volk! Jeder Franzose bekäme eine Dotazion von einigen hunderttausend Franks. —] HK.

Paris, 20. November 1840. (S. 356 ff.)

Abgedruckt aus

H = Handschrift, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau; 2 Bogen blaues Papier in 4°, Wasserzeichen: *Dumoulin* — Vorher äußerst fehlerhaft und mit willkürlichen Änderungen abgedruckt von G. Karpeles in DD 15/6. 1887, Bd. II, Heft 6, S. 181 ff. — Überschrift: seitwärts links [Für die Allg. Ztg.] rechts: ✡ Paris [den] 20' Novemb. In der Mitte ein kaum zu entzifferndes Wort, vielleicht *Frankreich*, von fremder Hand. H.

Seite

356$_{7}$ [wie] üdZ: als idZ: der Dienst H. — $_{12}$ [sprach] rief einst: [die bedeutungsvollen Worte:] ich bin H. — Nach Freyheit! folgte ursprünglich: [Nicht jeder Diener meint es so ehrlich mit seinem Herren wie jener[1] Robespierre, der mit der schauerlichsten Gewissenhaftigkeit seine Arbeit verrichtete.] H. — $_{14}$ Haiducken [die sich nur durch [den] ihre korperliche Größe auszeichnen,] von ausgezeichnet H. — $_{15}$ naseweise[n] H. — $_{16}$ Diese[s Bedientenvolk] Leute H. — $_{17}$ sind [zu schlecht] vielleicht zu H. — [zu] dienen zu k. H. — $_{22}$ Demokra[s]tie H. — $_{26-27}$ ihres [vertrautesten Kammerdieners] üdZ: Haushofmeisters H. — $_{27}$ Tonsur [!]. — H. — $_{30}$ der sicherste von fremder Hand ausgestrichen und erst ein sicherer dann ein ziemlich sicherer dafür eingesetzt H. — $_{33}$ gesprochen [;]: H.

357$_{3}$ nemlich H. — $_{4}$ Demokra[s]tie H. — $_{5-8}$ Der Satz Die römische ... tadelswert. ist zum Teil ausgestrichen und von fremder Hand gebessert in: Die römische hat seinen Eifer *mit kalter Entschiedenheit abgelehnt.* H. — $_{11}$ setzte, [und] mit der Ketzerey [Brüderschaf] fraternisirte, H. — $_{12}$ [bloß] [aussetzte!] preißgab! H. — der [Lamennais,] üdZ: römisch idZ: katholische H. — $_{13}$ sich am Ende [sich] H. — $_{15}$ üdZ: ob dieser heroischen Selbstaufopferung, H. — $_{17}$ schlafen: [und] er sieht H. — Lichtchen, [um sein Lager] die um H. — $_{19}$ Hollengluten H. — $_{22-23}$ seine[r Imaginazion]s eingewurzelten Kindheitsglaubens; [und die Freunde] so erzählen H. — $_{24}$ ge-

[1] Schreibfehler: jenes H.

Seite

schieht, [urtheilen besser von der Stärke seines Geistes. — Vor einigen] geben der Stärke H.

358$_1$ von [schönen Fähigkeiten] üdZ: etwas weiblicher Natur, H. — $_{3-4}$ [Letztere] üdZ: Diese praktische Gemüthlichkeit idZ: offenbart [sich] üdZ: er H. — $_7$ zwar [sehr] üdZ: hinlänglich H. — $_8$ [aber] üdZ: jedoch H. — $_9$ Frankreich [aufs] mit H. — $_{17}$ [mit] in schäbbiger Lederjacke, [belastet mit Heu=] mit Striegel H. — $_{20}$ In [dieser] besagter H. — $_{25}$ Stellen [wo der Vfr] und zwar H. — $_{26}$ [der Sache] ist eben, daß [dergleichen] üdZ: solche Dinge jetzt H. — $_{27}$ werden aus wird geändert H. — $_{28-29}$ [Das] üdZ: [Die] Hören Sie: In den Capitel n VIII [und] —XVI, [sagt] üdZ: [findet] idZ: [der Vfr] [enth] der Apokalypse H.

359$_{2-3}$ auch [gefährlicher.] furchtbarer. H. — $_4$ [so] war H. — $_{6-7}$ Apokalypse [. Die symbolischen Thiere], üdZ: den die *Revue democratique* bietet. H. — $_8$ In [dem Comité] üdZ: einem heutigen[1] idZ: *comité du* H. — $_{10}$ der [blutige] üdZ: bittere *Rope-aps*[*y*]*inthos*. H. — $_{12-13}$ und dem [dreyeckigen] Federhut H. — $_{16}$ [Kammer] Pairskammer H. — $_{24}$ Die [Abdr] Debatten über H. — $_{25}$ [von] bis H. — $_{27}$ üdZ: eine H.

Thomas Reynolds. (S. 360 ff.)

Abgedruckt aus AZ 28/11. 41, Nr. 332, Beilage, und 29/11. 41, Nr. 333, Beilage. Chiffre: ✡ Erster Artikel reicht bis erfolgte nach einigen Tagen." 366$_{32}$ Hierauf: (Beschluß folgt.) AZ. — Zweiter Artikel, von 366$_{33}$ ab, mit derselben Überschrift, Chiffre und Datierung. Zusatz: (Beschluß.) nach dem Datum.

Hamburg. (S. 372 f.)

Abgedruckt aus AZ 26/5. 42, Nr. 146, Beilage. Überschrift: Hamburg. Der Aufsatz steht in der Zeitungsabteilung *Frankreich.* — Chiffre: ✡ AZ.

Vorwort. (S. 374 ff.)

Abgedruckt aus dem 2. Bande des oben 374 Anm. angeführten Buches. 8 Seiten, nicht beziffert. Unterschrift: Heinrich Heine.

Die Februarrevolution. (S. 377 ff.)

377$_1$ Titel nicht von Heine. — $_2$–379$_{11}$ **der erste Artikel**, vom 3. März 1848, abgedruckt aus LG (S. 329 ff.), wo über die Vorlage nichts gesagt ist. Titel: Die Februarrevolution. LG. — LG ist offenbar entlehnt aus AZ 9/3. 48, Nr. 69, Hauptblatt, das wir erst nachträglich aufgefunden haben. Die notwendigen Besserungen des von Strodtmann gebotenen Textes können wir daher nur hier angeben. — $_2$ Chiffre und Datum: ✡ Paris[2], 3 März. Dann Text in derselben Zeile unmittelbar folgend. AZ. — $_{15}$ Zu erfahren Anmerkung: Die Vertretung deutscher Nation am Bund wird als Gegenzauber wirken. R. d. A. Z. AZ.

---

[1] Schreibfehler: heutiger H. — [2] Druckf.: Pais AZ.

Seite

378_2 mich zufällig befand AZ Dies einzusetzen. — $_{13}$ ebenfalls wieder mit AZ Dies einzusetzen.

379_2 fünfzehn] 15 AZ. — $_3$ wohnte] wohnt AZ. Einzusetzen. — $_{12}$–382_9, **der zweite Artikel**, abgedruckt aus

H = Handschrift im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau. 1½ Bogen blaues Papier, ohne Wasserzeichen. Größtenteils von der Hand eines Schreibers, nur die Stelle 381_{24}–382_3 Dieses Buch ... Herrn de Lamartine. von Heine selbst geschrieben; außerdem zahlreiche Korrekturen. Die Hand des Schreibers bezeichnen wir im Folgenden durch Kursivdruck, diejenige Heines wie immer durch Fraktur. — Der Aufsatz vorher abgedruckt in DD 1/4. 1887, Bd. II, Heft I, S. 4 f.

379_{12} Überschrift: ○ Paris den 10ten Merz. H. — $_{19-20}$ [*Auch*] üdZ: Nicht bloß die Kuhpocken sondern auch idZ: *die Revoluzion waren ihm* H. — $_{21}$ geheimen nachgetragen H. — $_{22}$ [*beständig*] *kränkelten.* H. — $_{30}$ üdZ: Arabiens H. — $_{31}$ Privatdozent nachgetragen H.

380_5 [*auch*] üdZ: sogar H. — $_{10-11}$ *mit der* [*prosaische*[*n*]ren *Werkeltagstracht des Republikanismus*], üdZ: republikanischen Blouse H. — $_{15}$ *wie* [*er ein*] üdZ: man einen H. — $_{18}$ *andere* [*Jacke*] üdZ: Tracht H. — $_{25-26}$ *über das* [*große*] üdZ: ungeheure H. — $_{34-35}$ *Ernst weht* [*darin! Dieser versöhnende Odem kühlt die Wunden, dieses milde Wetterleuchten erhellt die Zukunft, fortscheuchend das unheimliche Grauen.*] üdZ: in seinen Worten, die Wunden abermals übergeschr.: der Gegenwart üdZ: kühlend und das Grauen vor der Zukunft fortbannend! H.

381_2 *an die*[*se*] *hohe* H. — $_6$ [*und der*] üdZ: und wegen der H. — $_{14}$ *jauchste* H. — $_{20-21}$ *als ich "die Girondisten,,* [*las, dieses letzte*] üdZ: von de Lamartine erschienen, dieses idZ: *Werk* [*von Lamartine,*] *dessen* H. — $_{27}$ nemlich die [merkwür] [denkwürdigsten und] abentheuerlich[sten]en H. — $_{29}$ Koribanten H. — $_{33}$ [die] in den H.

382_5 dennoch nachgetragen H. — $_{7-8}$ *Banner* [*des Ruhms,*] *das* H. — $_{8-9}$ *ihm* [*das*] üdZ: jene[s] idZ: *rothe Blut*[*banner*] üdZ: fahne idZ: [*des Schreckens*] *aufdringen wollte*[.], vor welchem uns der Himmel noch lange bewahre. H. — $_9$ Am Schluß dieses Artikels, schräg geschrieben: Liebster Kolb! Ich kann gar nicht mehr sehen u keine zwey Schritte gehen. Ihr armer Freund H. Heine. H. — $_{10}$–383_9, **dritter Artikel**, abgedruckt aus

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau; 2 Blatt blaues Papier in 4°, ohne Wasserzeichen, nur je eine Seite beschrieben. Vorher gedruckt in DD 1/4. 87 und 15/4 87 Bd. II, Heft 1 und 2, S 5 f. und 54. mit einem Schluß vom 7. Mai 1847, der selbstverständlich nicht hierher gehört (vgl. Nachträge zu den Lesarten, in diesem Bande). Auch die von dem Herausgeber Karpeles gegebene Nachschrift DD, S. 4 steht nicht bei dem letzteren Aufsatz, sondern bei dem Aufsatz vom 21/3. 1843, der mit bedeutenden Veränderungen, unter dem Datum des 6. Mai 1843, in die „Lutetia" aufgenom-

Seite

men wurde (vgl. Bd. VI, S. 368 ff. und Bd. VII, unter den Nachträgen zu den Lesarten). — Der Schluß von H offenbar verloren gegangen; vielleicht schloß sich unmittelbar das in dem Text erwähnte französische Diktat an. — Vor dem Datum die Chiffre ◯ H. —

$_{13-15}$ muß, [zu einer französischen Feder meine Zuflucht neh] unbeutscher als je, die Vermittlung einer französischen Feder [in Anspruch nehmen] [heute] benutzen. [Wenn Sie es der Mühe werth halten diese flüchtigen Mittheilungen in die heimische Mundart zu übertragen,] Halten Sie es [etwa] üdZ: nun H. — $_{17-19}$ Verbrämungen [der Schreibart], welche noch an die [alte] aristokratische Roccocozeit de[r]s [Literatur] deutschen [Schreibweise] üdZ: Schriftthums idZ: erinnern. D. H. der Schön[rednerey]schreiberey hat [ebenfalls] ein Ende H. — $_{20-21}$ wird [nemlich] üdZ: jedenfalls H. — $_{21-22}$ Periodenbaus [wird gebrochen,] üdZ: muß abgeschafft [werden] idZ: und [zumal] üdZ: [auch] idZ: [die Tyranney der] üdZ: [Zuchtruthe] [zumal die] idZ: [Grammatik wird nicht mehr eine schnöde Zuchtruthe seyn] üdZ: die Zuchtruthe der Grammatik H. — $_{23}$ üdZ: muß [abges] gebrochen werden. H. — $_{26}$ Styls [müssen wir dekretiren.] H. — $_{27}$ Hat te H. — üdZ: H[y]ipolith H. — $_{28}$ Sinne, [gehabt,] als H. — üdZ: famoses H. — $_{30}$ ein [so] zu [großer] üdZ: theurer H. — $_{31}$ [so] üdZ: zu idZ: edles H. — [Herz], üdZ: Gemüth H. — $_{33}$ Zahmen üdZ: Gründlingen des Marais H.

383$_1$ gewissen [Hoh] [revoluzionären] üdZ: uneigennützigen Berg- idZ: Höhe H. — $_2$ [sind.] seyn mögen. H. — $_{2-3}$ Der [geheime] [wahre] Gedanke [dieses] jenes angefochtenen [Cirkulars] üdZ: Rundschreibens H. — $_6$ [fort-] fort[schaften], üdZ: kehrten H. — $_7$ üdZ: sie H. — $_8$ Nach Besen. — ausgestr Zusatz: [Sogar in de[n]r [deu] ersten Sitzung des deutschen Clubs [in] der *Salle Valentino* hat sich dieser Erfahrungssatz [sehr betrübsam für] herausgestellt und zwar sehr betrübsam für die alten Sturm- und Dranghelden der dreyziger Jahre [, die seitdem Männer des gesetzlichen Fortschritts].] H. — $_{10}$–385$_{24}$, **vierter Artikel,** abgedruckt aus

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau; 1½ Bogen blaues Papier in 4°, ohne Wasserzeichen; 4½ Seiten beschrieben, 6. Seite als Umschlag dienend; Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb. à Augsbourg. en Bavière* Poststempel: *Paris 23 Mars 48* ferner zweimal das Zeichen *(H)* und einmal, unten, *60* Ferner zweites Poststempel: *Augsburg 26 Mar. 1848* Siegel: H H Chiffre wie zuvor ◯ Vorher fehlerhaft abgedruckt in DD 15/4. 87. Bd. II, Heft 2, S. 54 f.

$_{11-12}$ die [tollsten Wahn] üdZ: hitzigsten Phantasie- idZ: geburten H. — $_{14}$ Schehezerade H. — $_{15-16}$ allzu [grelle Verletzung der Färbung,] üdZ: [Zauberfärberey der Übergänge] wunderliche Sprünge idZ: und der schlaftrunkene üdZ: [und wundergläubige] idZ: Sultan ließ [ihr gar manche allzuwundergläubige] üdZ: sich die grellsten idZ: Verletzungen H. — $_{17-18}$ gefallen; — [über wäre ihm] [hätte sie ihm eine Geschichte aufgetischt] [Geschichten aufgetischt]

Seite

[statt eines Gespinstes ihrer Einbildungskraft, der Geschichte von den verwünschten Fischen, die in der Bratpfanne zu reden beginnen, ganz einfach von unseren modernsten Tagesbegebenheiten eine kurze] üdZ: [die Geschichte idZ: der modernsten Tagesbegebenheiten] üdZ: hätte jedoch die erfindungsreiche Dame sich unterstanden die idZ: Vorgänge H. — $_{19-20}$ erzählen, [wahrhaftig] üdZ: so wäre [gewiß] idZ: der [alte] üdZ: Sultan idZ: Schariar [wäre mit Unmuth] üdZ: gewiß vor H. — $_{22-24}$ [menschlich] üdZ: wie Menschen idZ: reden, war schon [ein stark Stück,] üdZ: keineswegs glaubwürdig idZ: u. s. [schon] üdZ: bereits idZ: gegen alle [Vernünft] herkömmlichen H. — $_{26-29}$ gar [das unmögliche, [überwahnsinnige] Zauberstück] die unmögliche n von übelgesinnten Tollhäuslern [und aberwitzigen Revoluzionshexen] ausgeheckte n Zauber[historie], üdZ: „Revoluzionen, die [in Deutschland, ja an der Wien passirt seyn soll en — schlagt dieser Lügnerin den Kopf ab!„] üdZ: an den stillen Ufern der Donau und der Spree statt gefunden haben idZ: sollen! üdZ: Dummes Weib! dumme Geschichten!„ [und gefallen mir] H. — $_{29}$ That, [das] die H. — $_{30}$ Nach entledigt folgte noch: [und sie hat üdZ: jetzt idZ: ein sehr kurioses Ansehen.] H. — $_{34}$ [Neue aus neue] Neuigkeiten H. — $_{35}$ [Uns die] [Wie] üdZ: So idZ: plötzlich H. — [Und] üdZ: Doch H. — $_{38}$ nur [der] üdZ: ein idZ: lachende r H.

384$_{1}$ [Ein] Es läßt H. — $_{4}$ läßt sich [mit] noch [großer] viel leichter H. — $_{5}$ [worden] ward H. — $_{6}$ Erst: auf Wartegelt hätte stehen müssen dann: sich mit Wartegeld gesät[1] endlich üdZ: Fassung unseres Textes H. — $_{7-8}$ üdZ.: den Nazionalgardisten idZ: den Vorsprung abgewonnen, üdZ: hätten H. — $_{9-10}$ Erst: Hat man e. m. R. behauptet, H. — $_{10}$ in den Julius[tagen]revoluzion H. — $_{12}$ [sagen]. üdZ: behaupten H. — $_{13}$ prestidigitatorisches] prädigigatorisches doch sind die Silben digiga undeutlich geschr. H. — $_{14}$ [befunden] [probiren] üdZ: erproben H. — da [es im In] [nicht] [im Interesse der ganzen Menschheit geschah]. üdZ: sie [das Kunststück] zum Benefiz der H. — $_{16-17}$ Erst: Zum [Glück] üdZ: [Heil] Glück für Frankreich, für die ganze Welt ist aber Dann Fassung unseres Textes H. — $_{21}$ [Edle Pa] Tapfere H. — $_{21-22}$ Friedens, [eine Tafelrunde der [auser] hohen] üdZ: wahre H. — $_{25}$ [und] Dupont H. — Nach dennoch erst noch: haben diese Namen H.

385$_{4}$ Homogeneität H. — mich [ein] das sicherste Merk[zeichen], üdZ: mahl, idZ: daß [das] üdZ: die H. — $_{6}$ die [nach] üdZ für idZ: de[m]n Siegesfall ihre [Schild] auserwählten H. — $_{8-9}$ [Intelligenz] üdZ: Erleuchtung H. — $_{9}$ aber [hat] war H. — $_{11}$ junger [Enthus] Mann H. — $_{13}$ [und von] schlank H. — [Inspirirt, im dringenden Momente] Dieser H. — $_{17}$ Erst nach laut wurden Folgendes: und dieser Zettel, der auf der Spitze eines Bajonets dem Redner auf der Tribüne hingereicht [ward] und von diesem verlesen ward, verblieb Dann: und als jener Zettel, den man auf der Spitze eines Bajonets dem Redner auf der Tribüne zukommenließ, von letzterem Endlich Fassung unseres Textes H. — $_{19}$ hingereicht [ward] H. —

[1] Zu ergänzen: „gesättigt haben würde"; gesät ist aber kaum lesbar.

$_{20-21}$ wurde[n]. Ganz Paris [bestätigte den anderen Morgen, wie durch Af] [ebenfalls durch Af] stimmte später H.

Denkschrift. (S. 386 ff.)

Abgedruckt aus Me, S. 272 ff. Überschrift dort: „II. Bruchstück aus einer Denkschrift über Heine's Verhältnis zur Augsburger Allg. Zeitung."

Seite

388$_{20}$ des kranken] der kranken Me. — $_{32}$ gelegen fehlt Me.

Offenes Sendschreiben an Jakob Venedey. (S. 390 f.)

Abgedruckt aus Me, S. 280 ff. Überschrift wie oben; vorher noch: *III.* Me. — Der Herausgeber Engel bemerkt über das Manuskript: „Es besteht aus 4 Folioblättern, deren erstes eine Art von Disposition enthält, flüchtig hingeworfene Notizen und einzelne Wörter, die bei der Ausführung nicht alle Verwendung fanden." Jenes „Notizenblatt" enthält Folgendes:

Ein Achilles der Memmen. Der alberne Lumpazius — Knote-Fechter. — Kümmeltürke.

Sokrates-Nathan der Weise. — Dieser Pegasus, der geflügelte Esel. — Gereimte Nachttöpfe.

Es giebt keine Kinder (Esel) mehr.

Mehr als ein Esel heißt Martin.

Kobes ist ein Karnevalscharakter — Kobes ist ein Charakter.

Keine Kasse ist sündlich — die Tugend einer Kasse ist, daß sie zahlt; das schlimmste: kauft und nicht bezahlt.

Zuletzt: ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen wie Maßmann. Der Spaß war, daß Dieser Latein verstand — er aber versteht es nicht — Langweiligkeit ist nicht komisch.

Die Natur erschuf Dich zum Abtrittsfeger — schäme Dich dessen nicht, deutscher Patriot, es sind die Latrinen Deines deutschen Vaterlandes, die Du fegst.

Achilles der Unwissenheit.

Vergleich mit der zerquetschten Wanze. —

Das Billet roch nach Lavendel, kam also aus der Tasche holder Weiblichkeit, nicht aus der Ihrigen, denn so viel ich mich erinnere, rochen Sie nie nach Lavendel, im Gegentheil.

Auch eine Thräne war dran, eine fette, dicke, eine männliche Thräne — eine deutsche Reichsthräne — Rührung 2c.

Zebra, schwarzrothgold gestreift —

Simpel in der Schule — singend für ein Fettmännchen.

Sucht Taillandier auf.

Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts. (S. 392 ff.)

Abgedruckt aus LG, S. 361 ff. Der Herausgeber Strodtmann schreibt (S. 407): „Auch die Eingangsworte zur französischen Übersetzung eines lappländischen Gedichts scheinen aus dem Ende des Jahres 1855 zu stammen. Es war bisher nicht zu er-

mitteln, auf welchen Verfasser und welche Dichtung desselben sie sich beziehen." Die Überschrift rührt höchst wahrscheinlich von Strodtmann her.

Loeve-Veimars. (S. 395 ff.)

Abgedruckt aus LG, S. 349 ff. Der Herausgeber Strodtmann bemerkt dazu (S. 406 f.):

„Die Lebensskizze des am 7. November 1854 zu Paris verstorbenen Schriftstellers Loeve-Veimars ist einer Vorrede entnommen, welche Heine im Winter 1855—56 als Einleitung zu einer französischen Übersetzung des ‚Neuen Frühlings', der ‚Heimkehr'-Lieder und eines dritten, nicht namhaft gemachten Gedichtecyklus (oder vielleicht auch des ‚William Ratcliff') schrieb, welche zu einem zweiten Bande seiner ‚Poëmes et Légendes' vereinigt werden sollten. Von dieser unvollendeten, vielleicht letzten Arbeit des Dichters ist leider die zweite Manuskriptseite verloren gegangen; der noch erhaltene Anfang lautet, wie folgt:"

Der „Neue Frühling" und die vorstehenden zwei Pièces sollten eine Trilogie bilden, wovon ich nur den ersten Theil unter dem erwähnten Titel in der Revue des deux Mondes mitzutheilen gedachte. Ich glaubte, daß es unmöglich sei, diese Gedichte nur einigermaßen genießbar ins Französische zu übersetzen, und ich wollte vielleicht auch das Publikum nicht mit einer allzu großen Dosis von Rosen-, Mondschein- und Nachtigallen-Frikassée überfüttern. Die Übersetzung des „Neuen Frühlings" hatte jedoch einen bessern Erfolg, als ich erwartete, und ich kann nicht umhin, über die besonderen Umstände, welche mich hier begünstigten, dem theilnehmenden Leser einige Andeutungen mitzutheilen. Ich hatte nämlich vor geraumer Zeit mit meinem Freunde Taillandier, der so vortrefflich das Buch „Lazarus" übersetzt, über die größeren Schwierigkeiten gesprochen, welche eine Übertragung des „Neuen Frühlings" böte, und dieser Freund äußerte, daß er dennoch einen Versuch machen wolle. Späterhin dachte ich, daß dieses Projekt wohl in Vergessenheit gerathen sein möchte, ich unternahm selbst die Arbeit, und ich hatte eben die Übersetzung des „Neuen Frühlings" vollendet, als mein Freund Taillandier

Hier bricht die in LG abgedruckte Handschrift ab.

Gedanken und Einfälle. (S. 400 ff.)

Abgedruckt aus LG, S. 183 ff. Der Herausgeber Strodtmann bemerkt über die Handschrift nichts. Anordnung und Überschrift rühren höchst wahrscheinlich von ihm her.

Seite
442₁₁ Pajes] Prajes LG.

Memoiren. (S. 453 ff.)

Zu Grunde gelegt ist Me, S. 83—208. Über die Handschrift, die uns leider, trotz eifriger Bemühungen, unzugänglich blieb, berichtet der Herausgeber Engel:

„Das in diesem Bande abgedruckte Manuskript der zweiten Memoiren weist im Original die Seitenzahlen — von Heine's eigner Hand — auf: 1 bis 5, und 31 bis 147. Es ist auf übergroßen Foliobogen mit weichem Bleistift geschrieben und enthält zahlreiche Korrekturen und Durchstreichungen. Die Schrift ist sehr ungleich: manchmal an die besten Tage des Dichters erinnernd, in denen seine Schrift geradezu einer kalligraphischen Vorlage glich, — dann wieder zittrig, unbehilflich, wie sie die schmerzvollen Krämpfe seiner entsetzlichen Krankheit mit sich brachten. Vereinzelte Irrthümer in Stil, Orthographie u. s. w. beweisen, daß Heine nicht die Zeit gefunden, das flüchtig Hingeschriebene einer letzten Feile zu unterziehen. Manchmal fehlt ein ‚nicht', oder es fehlen mehrere Silben eines Wortes, oder es schleicht sich ein Lapsus ein wie ‚Lampsakus' statt ‚Pittakus', — alles Dinge, die Heine, der ängstlichste Korrektor seiner eigenen Manuskripte vor dem Druck, sonst gewiß verbessert hätte."

Ferner:

„Ich habe mich bei der Herausgabe der Memoiren und der andern bisher ungedruckten Schriften Heine's natürlich streng an seinen Wortlaut, ja Buchstabenlaut gehalten und nur da ändernd eingegriffen, wo ein offenbarer Schreibfehler vorlag. Leider war dies, bei der Art der Abfassung, ziemlich oft der Fall. Heine's Orthographie beizubehalten war nicht gut möglich mit Hinblick auf die der Gesammtausgabe. Heine ist merkwürdig modern in seiner Orthographie, schreibt ‚Akzion' u. dergl., hält aber zugleich zäh an dem ‚y' statt ‚i' am Ende der Wörter fest, worüber er sogar einmal ein langes Postskriptum an Campe erläßt. Auf das y in ‚bey' verzichtete er übrigens nach einer Einrede Campe's und wollte nur ‚seyn' von ‚sein' unterschieden wissen."

Mit Me_1 bezeichnen wir die „einzelnen Blätter aus den ersten Memoiren, gefunden im Manuskript der zweiten Bearbeitung" (Me, S. 199—208).

Verglichen wurde:

HF = Facsimile der Handschrift Heines zu 488_{7-22}. in Nr. 7 von Ga.

Ga = Gartenlaube. Jahrgang 1884, Nr. 6—17. Überschrift: „Heinrich Heine's Memoiren über seine Jugendzeit. Herausgegeben von Eduard Engel." Ga. — Ga, Nr. 6 enthält Einleitung; Nr. 7 beginnt der Text, überschrieben: *I.* Ga. — In Ga, Nr. 17, S. 287[a], steht zur Entschuldigung der dort vorgenommenen Textverstümmelungen: „Die vereinzelten, geringfügigen Auslassungen, welche an den betreffenden Stellen als solche bezeichnet worden, hat die ‚Gartenlaube' lediglich mit Rücksicht auf ihren Leserkreis vornehmen zu müssen gemeint; die Stellen enthielten unnöthige Derbheiten, von denen sehr zweifelhaft ist, ob Heine sie bei einer letzten Durchsicht — die bekanntlich nie erfolgt ist, selbst hätte stehen lassen." Die Auslassungen von Ga sind keineswegs immer bezeichnet; zu mehreren der Auslassungen ist gar kein Grund zu erkennen. — Der Text von Ga mußte trotz der Entstellungen von uns zu Rate gezogen werden, da er einige Lesarten enthält, die zur Besei-

tigung von Fehlern in Me dienen können. An mehreren Stellen, wo Ga mehr bringt als Me, hat man den Eindruck, daß Ga im Manuskript gestrichene Worte aufnehme.

Seite

458 Die Zeilen der Einleitung sind mitgerechnet. — $_{27}$ Statt teure ursprünglich erlauchte geschr.; vgl. Me, S. 73. — $_{36-37}$ oder ein ſelbſtquäleriſcher Überdruß fehlt Ga.

459$_{2}$ der Öffentlichkeit fehlt Ga.

460$_{7}$ mit Andacht fehlt Ga. — $_{14}$ wandernden fehlt Ga. — $_{17}$ an obenerwähntem Feiertage fehlt Ga.

462$_{18}$ Nach Rülpſen Zusatz: *(hoquet)* Me.

463$_{2-3}$ die alle ... erduldet hätte. fehlt Ga. — $_{17}$ Nach ſtirbt folgt noch: In uns ſelbſt liegen die Sterne unſeres Glücks. Ga. Dafür fehlt der Satz $_{28}$ Ga. — $_{26-27}$ Letzteres ... Zukunft. fehlt Ga. — $_{28}$ Vgl. $_{17}$.

464$_{24}$ weltlichen fehlt Ga.

465$_{13-14}$ Meine Mutter ... beobachtet. fehlt Ga. — $_{22-23}$ der Jurisprudenz ... Wiſſenſchaft. fehlt Ga. — $_{29-30}$ und es ... Art. fehlt Ga. — $_{31}$–466$_{5}$ verdanken ... ſteht.] verdanken wir das geprieſene römiſche Recht, welches im grellſten Widerſpruch mit der Religion, der Moral, dem Menſchengefühl und der Vernunft ſteht. Ga.

466$_{6}$ brachte jene .... Studien zu Ende, Ga. gottverfluchten durch 7 Punkte ersetzt. — $_{18}$ Beginnt Ga Nr. 8. Überschrift: *II.* Ga. — Sie] Meine Mutter Ga.

467$_{17}$ vier fehlt Ga.

468$_{25-26}$ mit bewölkter Stirn fehlt Ga.

469$_{23}$ überbietet, Ga. — $_{26}$ ſehr treffend fehlt Ga.

470$_{2}$ die Primeur] den Erſtling Ga. — $_{10-11}$ Einen ſolchen ... rechtfertigen. fehlt Ga. — $_{15}$ verumglimpfte fehlt Ga. — $_{18}$ erledigt] entledigt Ga. — $_{22}$ Beginnt Ga Nr. 10. Überschrift: *III.* Ga. — letzterer] meiner Erziehung Ga. — $_{27}$ um] über Ga.

471$_{2}$ frevle] frivole Ga. — $_{7}$ zu halten ſei Ga. — $_{7-8}$ an das Heiligſte Ga. — $_{29-30}$ ſogenannten fehlt Ga. — $_{31}$ die vor völlig fehlt Ga.

472$_{2}$ beſonders fehlt Ga. — $_{9}$ Die Nachbarn nannten ihn den Doktor, fehlt Me, aus Ga ergänzt. — $_{10}$ ſein vor Bruder fehlt Ga. — $_{11}$ geweſen, und Ga — $_{13}$ nicht vor auch fehlt Ga. — $_{14-15}$ mit ihren Urinflaſchen fehlt Ga. — $_{15-16}$ Bitten ... was] Bitten, daß er ihnen doch ſagen möchte, was Ga. — $_{18}$ mit ihren Urinflaſchen fehlt Ga. — $_{28}$ mit meiner] mit einer Ga.

473$_{14}$ Doch fehlt Ga. — $_{19-20}$ der frommen] frommer Ga. — $_{20}$ verknüpfen. Ga. — $_{21}$ morſche Ga.

474$_{9}$ Unter den A. d. D. befanden ſich auch Ga.

475$_{18-19}$ ſowie auch] ſowie ſowie Ga.

476$_{2}$ alle franzöſiſchen Ga. — $_{8-9}$ ſonderbar ... Vers:] ſonderbar genug Citazionen in allen Sprachen vorkamen, unter andern fand ich oft den franzöſiſchen Vers: Ga. — Diese Lesart ist ungenau entlehnt aus Me$_{1}$. Dort steht statt $_{8-10}$ franzöſiſche Citate ... *vivre.* mit längerem Zusatz Folgendes:

— — — Citazionen in allen Sprachen. Unter andern fand ich oft den franzöſiſchen Vers:

„Où l'innocence périt il est un crime de vivre."

Die Familientradizionen über diesen Großoheim machten einen solchen Eindruck auf den Knaben, daß meine jugendliche Phantasie sich Tag und Nacht mit ihm beschäftigte, daß ich mich ganz in ihn hineinlebte, daß ich das Leben des längstverstorbenen Mannes gleichsam fortzusetzen glaubte.

Während mehrerer Jahre träumte ich, wie einen fortlaufenden Roman, die früheren Erinnerungen jenes Lebens. Örtlichkeiten und Zustände, die ich vorher nie gesehen, erschienen mir wie alte Bekannte. Ich sah hier Menschen mit wildfremden Trachten, deren fremdklingende Sprache mir dennoch verständlich war, während ihre Physiognomien mir alte Liebe oder verjährten Haß einflößten. Ich selbst sprach dabei von Dingen, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und dieses retrospektive Traumleben ließ Empfindungen und Gedanken in mir zurück, die vielleicht im Widerspruch mit meinem eigentlichen Naturell, dennoch mein späteres Tichten und Trachten bestimmten.

Doch dieses Thema könnte mich zu weit führen. Zu rechter Zeit fällt mir auch ein, daß charitable Personen unlängst sogar in wohlbezahlten Inseraten dem Publico insinuierten, ich spräche immer mit besonderem eitlem Wohlgefallen von meiner Sippschaft mütterlicher Seite, während ich von der väterlichen Sippschaft sorgsam schwiege; dies geschähe, meinten sie, aus demselben Grunde, weßhalb auch Goethe in seinen Memoiren seinen Großvater, den Schultheiß, der mit hoher Peruque im Römer saß, so wohlgefällig oft erwähnt und mit keinem Wort von seinem andern Großvater spricht, der als ein ehrsames Schneiderlein bescheiden auf seinem Tische hockte und die Hosen der freien Reichsstadt Frankfurt ausbesserte.

Ich habe zu solchen Insinuazionen immer achselzuckend geschwiegen und dem lieben Gott gedankt, daß man mir nichts Schlimmeres nachzusagen wisse.

Die Thatsache hat ganz ihre Richtigkeit, nur die Interpretazion ist falsch und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel in meiner Natur liegt.[1] Ich sprach wenig von meinen väterlichen Sippen und Magen, weil mein Vater, der als Fremder sich in Düsseldorf niedergelassen, dort keine alten Muhmen besaß, die mich in seine Familienchronik frühzeitig einweihen konnten, und er selbst, bei seiner Schweigsamkeit, mich nie mit alten Geschichten unterhielt.

Nur einmal, als ich noch ein kleines Bübchen, stellte ich ihm eine dahin gerichtete Frage — ich erinnere mich, es war an einem jener schönen, sonnigen Sonntage, die ich zu Hause zubringen durfte, während ich die übrigen Wochentage in der öden Klosterschule schmachtete, da bat ich meinen Vater, mir zu sagen, wer mein Großvater gewesen sei? und halb unwirsch halb lachend gab jener mir zur Antwort: Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart.

Kaum trat ich des andern Tags in den großen Schulsaal des Klosters, wo bereits meine kleinen Kameraden versammelt waren, so be-

[1] Die Stelle lautete ursprünglich: — — und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel mein Fehler ist und jedes Verbergen in dieser Beziehung mir in meinem demokratischen Stolze — —. Me_1.

Seite
richtete ich ihnen gleich die große Neuigkeit, die mir mein Vater mitgetheilt, und sie ging gleich von Mund zu Munde, und dabei wurde geschrieen und gelärmt und wurden die Bänke umgeschmissen, die Tintenfässer auf den Boden geworfen, sogar die Tafeln purzelten von den Wänden, und der laute Refrain war immer der Großvater, der ein kleiner Jude war und einen großen Bart hatte.

Als der Lehrer plötzlich in den tosenden Saal trat und nach dem Urheber dieses Unfugs forschte, ward die ganze Schuld auf meinen Großvater geschoben, und da ich denselben nicht verläugnete, trafen mich die Prügel, die — — Me_1. — $_{27-28}$ Klappern ... jedes andre. fehlt Ga. — $_{33}$–477_2 Der Zweck ... Gedankens. ist in Ga ausgelassen, da diese Stelle „sich der Wiedergabe entziehe“. Der letzte Satz ist dort verändert in: Dem Publikum hat ein physikalisches Kunststück von je mehr Bewunderung eingeflößt, als alle Mirakel des ewigen Gedankens. Ga.

477_3 Beginnt Ga Nr. 11. Überschrift: *IV.* Ga. Großoheim und die Familientraditionen über ihn haben die E. Ga. — $_7$ Nach Schicksale, Zusatz: meine jugendliche Phantasie beschäftigte sich Tag und Nacht so mit ihm, daß ich mich ganz in ihn hineinlebte und Ga. — $_{21}$ Verhältnisse und Zustände, Ga. — $_{23}$ sicherm Fuß und sicherm Ga. — $_{24-25}$ Nach sonderbaren, Zusatz: wildfremden Ga. — $_{25-26}$ Physiognomien, die mir alte Liebe oder verjährten Haß einflößten, und denen ich dennoch Ga. — $_{27}$ wildfremde] fremdklingende, Ga. — $_{30}$ sagte, wovon ich früher keine Ahnung hatte und die mit meiner Ga. — $_{32}$ Zustand des Traumlebens Ga. — $_{35-36}$ fatale Sympathie und Antipathie, die vielleicht im Widerspruch mit meinem eigentlichen Naturell, ja sogar m. H. Ga. — $_{39}$ Vor Wenn ich steht: Sie hat mein späteres Dichten und Trachten bestimmt. Ga.

478_8 Nöthen Ga. — $_{18}$ Solidarität und sind nicht bloß die Erben sondern auch die Schuldner. Die ganze Menschheit liq. Ga. — $_{27-28}$ Familienmitglieder Ga. — $_{32}$–479_5 Ich will hierüber ... Goethe vorwarf.] — — Die Rechtsbestimmungen (der Römer)[1] in Bezug auf Testamente sankzionieren hier den grinsenden Eigenwillen der Selbstsucht, des starren Personaldünkels, der bis übers Leben hinaus seine Besitzthümer mißbrauchen will und der am Ende unter dem Namen *familia* nur seine Haussklaven kennt.

Doch ich will mich nicht in allgemeine Betrachtungen verlieren, und ich will die Gelegenheit benutzen, die sich mir hier bietet, einer Insinuazion zu begegnen, die vor mehr als sieben Jahren in diverse Journale eingeschmuggelt und seitdem sehr charitabel ausgebeutet worden. Jene Insinuazion besteht in der scharfsinnigen Entdeckung, daß ich in meinen Schriften immer von meiner Familie mütterlicherseits spräche und nie von meinen väterlichen Sippen und Magen, ein eitles Verschweigen, das man auch in Wolfgang Goethe's Memoiren wahrnehme, wo beständig von dem Großvater, der als Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt stuhlte, die Rede ist — — — — Me_1. — Der Anfang dieser Stelle Die Rechtsbestim-

[1] (der Römer) wahrscheinlich Zusatz des Herausgebers Engel.

Seite

mungen ... in allgemeine Betrachtungen verlieren, aus Me_1 aufgenommen in Ga; dann fortgefahren wie $_{32}$: ich will hierüber Ga.

479_{12} Republik] freyen Reichsstadt Frankfurt Ga. — $_{13-15}$ vertreten, ... dahin] vertreten. Was mich selbst betrifft, so habe ich zu solchen Insinuazionen immer geschwiegen und dem lieben Gott gedankt, daß man mir nichts Schlimmeres nachzusagen wisse. Jene böswilligen und oft ausgebeuteten Interpretazionen und Insinuazionen möchte ich dahin Ga. Vgl. die Lesart zu 476_{8-10}, woher der Anfang dieser Stelle entlehnt. — $_{16}$ Nach ward, Zusatz: und wer mich kennt, weiß, wie wenig Geburtsdünkel in meiner Natur liegt. Ga. Entlehnt aus der Lesart zu 476_{8-10}. — $_{25}$ Nach ersetzen. Zusatz: In die Familienchronik meines Vaters konnten sie mich nicht frühzeitig einweihen; Ga. Dann Fortsetzung: nur über die Ga. — $_{29-32}$ Natur, ... Gelegenheit wahr,] Natur, er sprach nicht gern und unterhielt mich nie mit alten Geschichten. Nur einmal, als ich noch ein kleines Bübchen, stellte ich ihm eine dahin gerichtete Frage. — Ich erinnere mich, es war an einem jener schönen, sonnigen Sonntage, die ich zu Hause zubringen durfte, während ich die Werkeltage über in der öden Franziskaner-Klosterschule schmachtete — da nahm ich eine Gelegenheit wahr, Ga. Vgl. 476_{8-10}.

480_{1-2} als ich ... fand,] als ich in den großen Schulsaal des Klosters trat, wo bereits m. kl. K. v. waren, Ga. — $_3$ Nach erzählen Zusatz: die mir mein Vater mitgetheilt Ga. — $_9$ Nach Tintenfässern, Zusatz: die Bänke wurden umgeschmissen Ga. — $_{14}$ Vor Saal Zusatz: tosenden Ga. — $_{17}$ der Untersuchung fehlt Ga. — $_{19}$ und ich büßte] und da ich denselben nicht verleugnete, büßte ich Ga. — $_{31}$ es war Ga; er war Me — Dickerscheid Ga. — $_{34-38}$ Der Liberalismus ... beizumessen sind. fehlt Ga. — $_{40}$-481_2 nämlich ... so groß, fehlt Ga.

481_2 daß] und Ga. — $_{3-4}$ Rede war, lief mir e. u. E. gruselnd ü. d. Rücken. Ga. — $_{10}$ Beginnt Ga Nr. 12. Überschrift: *V.* Ga.

482_{13} „Es folgten im ursprünglichen Manuscript hier noch drei Zeilen unten auf dem Blatt und auf dem nächsten Blatt oben, welche mit einer Schere abgeschnitten sind ... wahrscheinlich von Maximilian Heine ..." Bemerkung Engels Me. — $_{19}$-483_{29} Ich haben oben... zu paradieren.] — — Ich sagte oben, daß die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Keineswegs meinte ich hiermit einen Mangel an Männlichkeit, was gewiß von dem Sohn, der ein lebendes Zeugnis derselben ist, eine ebenso ungerechte wie unziemliche Äußerung wäre. Ich hatte nur seine äußere Erscheinung im Sinne, und da wollte ich nur andeuten, daß seine Formen nicht straff und drall und seine Gesichtszüge nicht strenggemessen waren, daß vielmehr alle Contouren bei ihm sich weich und zärtlich rundeten und auch seine Gesichtszüge nichts Markiertes hatten. In seinen späteren Jahren ward er wohlbeleibt, aber auch früher muß er etwas fett gewesen sein, wie ich nach einem Porträt schließe, welches aus seiner ersten Jugendzeit datiert und das wir leider durch eine Feuersbrunst verloren.

Mein Vater wird hier dargestellt in rother Uniform, der Kopf kreideweiß gepudert und versehen mit einem höchst anmuthigen Haarbeutel. Das Porträt ist mit Pastelfarbe gemalt, was ein glücklicher Umstand

Seite

ist, da die Ölfarbe durch ihre glatte Lasur allen rosigen Gesichtern, die keine hervortretenden Züge besitzen, eine gewisse Fadheit ertheilt, während die Pastelfarbe namentlich bei gepuderten Köpfen alle Fadheit des Gesichtes mit jenem Blüthenstaub verdeckt, die der Puder denselben anzustreuen pflegt, und das gepuderte Haar, das selbst auf Ölgemälden eine so schlechte Wirkung macht, gewährt dem Pastelmaler ein vortreffliches Mittel, jene fatale rosige Fadheit zu neutralisieren, zu poetisieren.

Auf dem erwähnten Porträt meines Vaters wird das Gesicht von dem kreideweiß gepuderten Haar und der weißen Kravatte ganz encadriert und erscheint dadurch dunkler und kräftiger. Auch die rothe Farbe der Uniform, die auf Ölgemälden so schauderhaft auszusehen pflegt, macht hier einen guten Effekt, da ebenfalls das Gesicht dadurch gehoben wird.

Die Schönheit meines Vaters[1] auf jenem Porträt trägt weder den Typus der Antike, noch den Typus der Renaissance, sondern sie ist ganz modern, und wie der Haarbeutel bedeutsam ankündigt: sie gehört der sogenannten Haarbeutelperiode, welche wir auch Rokoko nennen, sie erinnert an einen hübschen Schäfer von Watteau auf einem der kostbarsten Fächer der Frau von Pompadour. Me_1. — $_{20-23}$ Ich will ... Zeugnis derselben. fehlt Ga. — $_{21-26}$ Erscheinung ... waren.] Erscheinung, und da wollte ich nur andeuten, daß dieselben nicht straff und drall und seine Gesichtszüge nicht streng gemessen waren, sondern vielmehr weich und zärtlich gerundet waren; Ga. — $_{28}$ fett] wohlbeleibt Ga. — $_{30}$ Nach welches Zusatz: aus seiner ersten Jugendzeit datirt und das Ga; vgl. die Lesart zu 482_{19}–483_{29}. — $_{31-34}$ Mutter . . . darstellt.] Mutter leider verloren ging. Mein Vater wird hier dargestellt als ein junger Mensch von etwa . . . . . Haupt kreideweiß gep. u. v. m. einem höchst anmuthigen Haarb. . Ga. Vgl. Lesart 482_{19}–483_{29}.

483_2 letztere] diese Farbe Ga. — $_5$ Nach Züge Zusatz: sowie jene fatale rosige Fadheit der Oelbilder Ga. — $_{11}$ desselben] meines Vaters auf jenem Porträt Ga. — $_{17}$ geschwängerten] gesättigten Ga. — $_{27}$ habe es] habe einen hübschen Schäfer Ga. — $_{37}$ jedoch die Ansprüche des fortschreitenden Zeitgeistes waren u. Ga. — $_{39}$ Nach Säckchen Zusatz: *(sachet)* Me. Fehlt Ga.

484_{7-16} Die rote ... des Prinzen, eines] Die rothe Uniform auf dem Porträt ist eine hannövrische, und mein Vater trug sie etwa in seinem achtzehnten Jahr, als er im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland den französischen Feldzug in Flandern mitmachte, ich glaube in der Eigenschaft eines Proviantmeisters, welches die Franzosen *officier de bouche,* die Deutschen einen Mehlwurm nennen. Doch seine Hauptcharge war die eines Günstlings des Prinzen, eines — — — Me_1. — $_{7-8}$ Portrait Ga. — $_{9-11}$ Im Gefolge ... Eigenschaft] Mein Vater trug sie etwa in seinem achtzehnten Jahr, als er sich im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland befand zu Anfang der französischen Revolution und d. Feldz. i. Fl. u. Br. mitmachte, ich glaube

[1] meines Vater Me.

Seite

in der Eigenschaft Ga. Vgl. Lesart 484_{7-16}. — $_{19}$ fest fehlt Ga. — $_{28}$ protegierte] beschützte Ga.

485_{17} verstelle.] verstellte. Ga. — $_{23}$ stammte] stammt Ga.

486_{5} trefflichsten] vortrefflichsten Ga. — $_{9}$ ebenso] so Ga. — $_{28}$ geschah ihnen kein Ga

487_{32} klüngelt] klängelt Ga.

488_{7-22} Dieses erinnert ... ausgebeutet zu werden. facsimiliert in Ga, Nr. 7 (HF). — $_{7}$ [Jede Behauptung] dieses Ga. — $_{8}$ welcher [mit Ueberlegung] Ga. — $_{11}$ würden [gewiß] wahrscheinlich [sagen] [uns] behaupten Ga. — $_{13}$ wie [man] nach der [hollan] Meinung Ga. — $_{14}$ verdorbe[n]s Ga. — $_{15}$ obgleich [dieses] ich Ga. — $_{20-22}$ Pfiffigkeit, [um bei den Machthabern der Erde für [als] ununtauglg gehalten zu w] [um untauglich zu gelten] [Menschen] wodurch sie b. d. Machth. d. E. f. untauglich [gelten] erscheinen möchten w. w. a. ausgeb. zu werden [Aber sind wir vielleicht wirklich nur ver aus] Ga. — $_{33}$ unserm Ga.

489_{34} Beginnt Ga Nr. 14. Überschr.: *VI.* Ga.

490_{12} den Velveteen] die Velveteens Ga. — $_{23}$ auch fehlt Ga. — $_{28}$ und sogar Ga. — $_{37}$ verdankte.] verdanke. Ga.

491_{25} immer fehlt Ga.

492_{3-4} Zu so habe ich ... abgestreift, bemerkt der Herausgeber Engel (Me, S. 155): „Um ein Beispiel zu geben von der Sorgsamkeit, mit welcher Heine nach dem passendsten Ausdruck suchte, folge hier der Wortlaut des Manuskripts ohne Rücksicht auf Durchstreichungen: — — so bin ich von aller Eitelkeit befreit ... die persönliche Eitelkeit ... seit Jahren nicht mehr von jener Eitelkeit behaftet ... alle jene Eitelkeit abgestreift, die ... genas ich seit längst von jener Eitelkeit ... so giebt es für mich auch nicht mehr jene Rücksichten der Eitelkeit, womit. All diese Ansätze hat Heine wieder durchgestrichen und statt derselben den im Text gedruckten gewählt."

493_{2} Gruß zu, Ga. — $_{30-31}$ Gassenbuben fehlt Ga.

494_{4-5} brühwarm . . . kamen, fehlt Ga. — $_{23}$ jeder] in jeder Ga. — $_{33}$ kleine] kleinere Ga.

495_{8} Beginnt Ga Nr. 15, Überschr.: *VII.* Ga. — $_{15}$ altersgrauen Ga. — $_{21}$ werden] worden, Ga. — $_{27}$ drin] darin Ga.

496_{25-27} da in ihrer ... verbräunte, fehlt Ga. — $_{27}$ so] darum Ga. — $_{36}$ ihr bester Kunde Ga.

497_{3} den oben erwähnten Ga. — $_{27}$ wollte] wolle Ga. — $_{31}$ es so ehrlich; Ga.

498_{6-7} Tag ... ich ihm auf] Tag nach dem erwähnten Begegniß bey meinem Vater traf ich ihn auf Ga.

500_{2-8} eine gewisse ... abgekühlt. fehlt Ga; angegeben, daß Lücke vorliegt. — $_{9}$ rettete dann den R. Ga. — $_{14}$ sei nach gesund fehlt Ga. — $_{17}$ verliebten fehlt Ga. — $_{22}$ heurathete Ga. heirathete Me. Ersteres zweifellos in der Handschrift. — $_{23}$–502_{11} indem sie ihre ... zur Göcherin trieb. fehlt Ga, ohne Angabe der Auslassung.

502_{12} schon fehlt Ga. — $_{13}$ als früher fehlt Ga.

504_{7} Beginnt Ga Nr. 16, Überschr.: *VIII.* Ga.

Seite

505_{29} heurathen. Ga. heirathen Me.
506_{4} *„moult*] *„moulet* Me.
507_{15} anderen] andern Ga. — $_{37}$ Beginnt Ga Nr. 17, Überschrift: *IX.* Ga.
508_{25} eigenen] eignen Ga.
509_{22-23} ebenfalls ... Religion, fehlt Ga. — $_{35}$ gescheute Ga. gescheidte Me.
510_{22-25} und es wäre ... denn fehlt Ga. — $_{24}$ so doch] sondern Me. Offenbar Lesefehler.

Testamente. (S. 512 ff.)

Überschrift und Numerierung von uns.

512_{2} ff. **I.** Entlehnt aus

MH, S. 108—112. Überschrift: *34. Das Testament. a.* MH. — Nachträglich erhielten wir noch zur Vergleichung:

H = Handschrift von MH, im Besitz des Herrn Karl Meinert in Dessau. Ein Bogen in 4°, blaues Papier, kein Wasserzeichen. Alle 4 Seiten beschrieben. Der Text von H ist natürlich maßgebend. MH hat willkürlich gebessert.

$_{5}$ Nach habe. großer Absatz und Linie. H. — $_{6}$ andere] andre H. — $_{10}$ Gold] Geld H. — $_{11}$ Nach Würden, Zusatz: im Exil und arm. H. — $_{13}$ verabscheuete H. — $_{15}$ weil am Ende einer Zeile zuerst ausgewischt, dann noch einmal geschrieben. H. — $_{16-17}$ vielleicht] fast H. — $_{17}$ Zustande H. — $_{20}$ Mirat] Mira H. — $_{21}$ Sichel Dr. M. und M. Mignet, *secretaire perpetuel de l'academie* etc. H. Vor Sichel kleiner Raum freigelassen (zur Einfügung des Vornamens?), die französischen Worte ohne Accente. H. — $_{25}$ Verleger] Freund und Verleger H. — $_{27}$ Honnorar H.

513_{7-8} gern kleine Summen] jene kleine Summe H. — $_{16}$ Herrn Drs Herman Detmoldt zu Hanover H. — $_{18-19}$ genehm, . . . wollte.] genehm, üdZ: wenn letzterer[1], Heinrich Laube, idZ: der meine persönlichen Privatverhältnisse am besten kannte, mit einem kurzen Lebensabriß, [und letzterer, der mir in literarischen Bezügen nahe stand, mit einer Uebersicht meiner schriftstellerischen Thätigkeit][2] die Gesammtausgabe begleiten wollte. H. — $_{21}$ geringsten] gringsten H. — $_{22}$ in Paris] zu Paris H. — $_{25}$ Nach angehöre Zusatz: (wenigstens offiziell) H. — $_{34}$ Schwierigkeiten, so genügt mir ein [minder theures] Terrain [für einige Jahre] üdZ (über einige): [zehn] idZ: der wohlfeilsten Art. H. — $_{36}$ teuern] theuren H.

514_{3} heitere] heitre H. — $_{7}$ Die Spätere Nachschrift. ist auf S. 4 unmittelbar angeschlossen, mit etwas veränderten Schriftzügen. H. — $_{10}$ ihn aus ihm; letzter Strich des Buchstabens ausgewischt H. — $_{23}$ wundere] wundre H. — $_{28}$ ff. **II.** Abgedruckt aus MH, S. 113—115. Überschrift *b.* Vgl. 513_{2}.

516_{1} ff. **III.** Abgedruckt aus H. Heine's Leben und Werke. Von Adolf Strodtmann, 2. Aufl., 2. Bd., Berlin 1874, S. 427—432.

---

[1] Gebessert aus ersterer H. — [2] Hierzu die Randbemerkung: (Ausgestrichen von mir H. Heine.) H.

Seite

521_{3} ff. **IV.** Abgedruckt aus Me, S. 267 ff. Überschrift: „I. Bruchstück aus dem deutschen Entwurf zu einem Testament Heine's." Me.

522_{12} Statt vernichten ursprünglich: verbrennen in der Handschr. von Me.

Kleine Mitteilungen und Erklärungen. (S. 523 ff.)

Überschrift natürlich von uns.

523_{2} ff. **Bitte.** Abgedruckt aus Gs. 31/10. 21, Nr. 174, Beilage: Bemerker Nr. 19.

$_{10}$ ff. **Boucher, der Sokrates der Violinisten.** abgedruckt aus Z 15/12. 21, Nr. 150.

524_{1} ff. **Mit Bedauern habe ich** ... abgedruckt aus Gs 29/5. 22, Nr. 85, Beilage: Bemerker Nr. 9.

$_{18}$ ff. ***Decane, vir excelse*** ... abgedruckt aus St XIX 206 ff.

528_{1} ff. **Promotionsthesen.** Abgedruckt aus St XIX 219 f.

529_{1} ff. **Anmerkung.** Abgedruckt aus PA 1828, Bd. 27, Heft 4.

$_{13}$ ff. **Erklärung.**

Zu Grunde gelegt: ZW 30/11. 33, Nr. 235.
Verglichen wurde: AZ 28/11. 33, Ao. Beil. Nr. 425.

Überschrift in ZW: *Heine's Erklärung.* Hierauf folgen einige Zeilen der Redaktion (Heinrich Laube), die den Inhalt des Artikels der Leipziger Zeitung (vgl. oben S. 544) kurz wiedergeben und folgendermaßen schließen: „Diese Dinge betreffend, schreibt nun Heine an uns, die Leute glaubten wahrscheinlich, er werde wie sonst immer alle Lügen unbeantwortet lassen, aber die Göthe'sche Silberne-Löffel-Periode sey vorüber." Zu diesen Eingangsworten fügte die Redaktion noch folgende Anmerkung hinzu:

„Zu noch größerer Aufhellung dieser Angelegenheit machen wir auf den Artikel vom 20. Novbr. unsers pariser Correspondenten in den nächsten Nummern aufmerksam, wo die Angelegenheit eines Breitern besprochen, und ein Duell Heine's erzählt wird, das er vor kurzem mit einem Franzosen gehabt hat. Es wird dies aber erwähnt, weil hierbei viel vom Todtschießen und dergleichen gesprochen ist, und weil Heine dem Franzosen gegenüber gerade die deutschen Interessen vertreten hat. Daß auf die ganze Heine'sche Angelegenheit so viel historische Wichtigkeit gelegt wird, dürfte die nicht wundern, welche erkennen, daß sich Angriff und Vertheidigung nicht um eine persönliche Privatsache dreht. D. Red."

Dieser Korrespondenzartikel ist aber nicht erschienen und die Mitteilung der ZW beruht zum Teil auf Irrtum. — Überschrift in AZ nur: Erklärung.

529_{21} Lügen] Zeitungslügen AZ. — $_{24}$ daher] also AZ. — $_{26-27}$ ferner, daß mir nie die Thorheit kam, zu äußern, ich brauchte AZ.

530_{1} Ausbruch AZ. — $_{2}$ Lüge] Unwahrheit AZ. — $_{3}$ habe ich den Schuz des Herrn AZ. — $_{4}$ von Werthern ZW. — $_{7}$ habe fehlt AZ. — $_{9}$ geben] besorgen AZ. — $_{10}$ ebenfalls] auch AZ. — $_{11-12}$ nicht

Seite

produziert ... erdichtet;] nicht vorgewiesen haben, wenn nicht die Gegner behauptet hätten, er sey von mir erdichtet; AZ. — $_{13}$ Nach ich Zusatz: außerdem AZ. — vielleicht fehlt AZ. — $_{14-15}$ ganz unn. Kennzeichen] die Merkmale AZ. — $_{15}$ nicht zugleich hinlängliche AZ. — $_{16}$ über den] von dem AZ. — $_{16-18}$, welcher ... hatte fehlt AZ. — $_{18-19}$ Über die grobe Ausflucht, über die anonyme Insinuation, als AZ. — $_{20}$ nach Boulogne direkt gesandten fehlt AZ. — mit fingirter AZ. — $_{21-22}$ besonderen AZ. — $_{23}$ Paris, 19 November 1833. AZ.

530$_{25\text{ ff.}}$ **An die hohe Bundesversammlung.** Abgedruckt aus AZ 10/2. 36, Nr. 41, Beilage. Verglichen wurde: Jo 30/1. 36. — In AZ ist der Brief folgendermaßen eingeleitet: „†Frankfurt a. M., 5 Febr. Bereits haben mehrere deutsche Blätter die Eingabe, die Hr. H. Heine an die deutsche Bundesversammlung richtete, mitgetheilt, und zwar nach einer Uebersetzung aus dem Französischen (aus dem Journal des Débats). Die nach Deutschland gekommene Originalschrift Heine's lautet so, wie wir sie unten folgen lassen. Wir bemerken dazu nur, daß Hr. Heine sich irrt, wenn er von einer Verurtheilung durch den hohen Bundestag spricht. Der betreffende Bundesbeschluß sprach kein Urtheil aus, sondern stellte es den Regierungen blos empfehlend anheim, ob nicht größere Strenge gegen Tendenzen, wie sie sich in den neuesten Produkten einiger Schriftsteller aussprächen, geübt werden sollte. Manche Regierungen haben jenen Bundesantrag noch gar nicht publizirt, andere haben ihm durch Maaßregeln entsprochen, jedoch nicht in der anfänglich besprochenen Ausdehnung eines unbedingten Verbots, sondern nur (wie jezt in Preußen) unter dem Vorbehalt der vorläufigen Censur des eigenen Staats. Die erwähnte Bittschrift, wie Hr. Heine selbst sie nennt, lautet:" Nun folgt Überschrift und Text wie oben. — Vor $_{26}$ Anrede: *Messeigneurs,* Jo. — $_{30}$–531$_{1}$ weder mündlich noch schriftlich fehlt Jo.

531$_{6-7}$ gegen alle Anklagen fehlt Jo. — $_{8}$ hochteuren fehlt Jo. — $_{8-9}$ Denkfreiheit] *liberté de discussion* Jo. — $_{11}$ vor Ihnen] *devant vos Seigneuries* Jo. — $_{12-13}$ freies Wort] *de me défendre* Jo. — $_{13}$ Nach Interdikt Zusatz: *momentanément* Jo. — $_{14}$ alles, was ich schreibe,] *mes écrits présens et à venir* Jo. — $_{15}$ Diese Worte] *La démarche que je fais près de vous* Jo. — $_{15-17}$ Wenn ich ... welches] *Il m'est impossible de m'abstenir, car l'opinion publique interprêterait mon silence contre moi, Elle* Jo. Dann Fortsetzung: *y verrait* Jo. — $_{20-21}$ und $_{22-23}$ meine Schriften und hervorgegangen sind] *que ma plume a été guidée* Jo. — $_{23-25}$ nicht bloß ... gefeiertsten] *non seulement quelques écrivains de telle ou telle école littéraire désignée sous le nom de* Jeune Allemagne, *mais la plupart de nos plus illustres* Jo. — $_{29-31}$ *Ne croyez pas, Messeigneurs, que je songe à me prévaloir, pour vous braver, de ce que je suis hors de* Jo. — $_{31}$ ich ehre] *j'honore et honorerai* Jo. — $_{31-32}$ einer geliebten Heimat] *de notre chère Allemagne* Jo. — $_{33-35}$ ohne Besorgnis ... darzubringen.] *en ce qu'elle doit*

Seite

vous être un gage de la sincérité des sentimens de considération parfaite et de profond respect que je professe pour vos Seigneuries. Jo. — $_{36-38}$ *Henri Heine, docteur en droit.* Jo. Ort und Datum fehlt Jo.

532$_{1\text{ ff.}}$ **Litterärische Anzeige.** Abgedruckt aus St XX 137.

$_{9\text{ ff.}}$ **Erklärung.** Beide Erklärungen, die Wihlsche und Heines Parodie abgedruckt aus ZW 28/5. 39, Nr. 102. Kleine Ergänzungen zu Heines Erklärung aus HSt.

533$_{29-31}$ freilich ... aber fehlt ZW, ergänzt aus HSt.

534$_{27}$ erschnappen] schnappen ZW.

535$_{10-11}$ Fußtritte ... Fall. fehlt ZW, ergänzt aus HSt.

$_{15\text{ ff.}}$ **Bruchstück.** Abgedruckt aus

H = Handschrift Heines im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau; 1 Blatt in 4°, blaues Papier, ohne Wasserzeichen. Auf der Rückseite Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb. Augsbourg. en Bavière.* Poststempel: *Paris 27 Fevr 1840* Außerdem rotes Ankunftsstempel: *C. F. 3. R* Das Bruchstück vorher abgedruckt mit Weglassung der französ. Eingangsworte in der Neuen Freien Presse 1887, Nr. 8191.

$_{15}$ Titel „Bruchstück" natürlich von uns eingesetzt. — $_{17}$ *plus* vor *genereux* üdZ. H. — $_{26}$ [und] überhaupt H. — hat derselbe üdZ H. — $_{34}$ Nach Kanone. Bemerkung: Liebster Kolb! Ich beziehe mich auf mein letztes Schreiben, worauf ich eine Zeile, nur einen Wink, Antwort erbitte. Unterdessen zweifle ich nicht an der[1] guten Willen der Redakzion der Allg. Ztg., behalte sie i[ns]m Auge und grüße Sie freundschaftlichst H. Heine. H.

536$_{1\text{ ff.}}$ **Mitteilung.** Abgedruckt aus HC 18/8. 41, Nr. 194.

$_{22\text{ ff.}}$ **An den Herrn Redakteur des „Unparteiischen Korrespondenten" in Hamburg.** Abgedruckt aus HC 11/2. 46, Nr. 36. Überschrift und Unterschrift wie im obigen Texte.

537$_{14\text{ ff.}}$ **Berichtigung.** Abgedruckt aus AZ 25/4. 49, Nr. 115. Beilage.

539$_{1\text{ ff.}}$ ***Au Rédacteur.*** Abgedruckt aus Jo 12/1. 53.

---

[1] So!

Nachträge.

I. Zum Text.

Wir tragen hier aus MH (s. oben S. 559) ein Gedicht nach, das Heine seinem Bruder Maximilian gewidmet hat. Aus den einleitenden Worten in MH heben wir hervor:

„Er erkundigte sich besonders nach unserem Winterleben, und da gab es gar vielen Stoff von den großen Bällen, Soireen, Piqueniks, Maskenbällen, Theatern und dergleichen zu erzählen, so daß er mich oft in heiterster Laune mit den Worten unterbrach: ‚So flogst Du von Kuhschwanz zu Kuhschwanz!‘

„Nun muß ich zur näheren Verständigung dieses so trivial klingenden Ausdrucks die Erklärung zufügen, daß in der Studentensprache ‚Kuhschwanz‘ ein Tanzvergnügen der ungenirtesten Art genannt wird. ...

„Am letzten Morgen, als ich von ihm Abschied nahm, riß er plötzlich aus einem Buche ein weißes Blatt Papier, und schrieb mit raschen Zügen folgendes Gedicht, das er mir dann vorlas, und, wehmüthig lächelnd, unter Kuß und Umarmung einhändigte:“

An meinen Bruder Max.

Max! Du kehrst zurück nach Rußlands
Steppen, doch ein großer Kuhschwanz
Ist für Dich die Welt: Plaisir
Bietet jede Schenke Dir.

Du ergreifst die nächste Grete,
Und beim Klange der Trompete
Und der Pauken, bum! bum! bum!
Tanzest Du mit ihr herum.

Wo Dir winken große Humpen,
Läßt Du gleichfalls Dich nicht lumpen,
Und wenn Du des Bacchus voll,
Reimst du Lieder wie Apoll.

Immer hast Du ausgeübet
Luther's Wahlspruch: Wer nicht liebet
Wein und Weiber und Gesang —
Bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Möge, Max, das Glück bekränzen
Stets Dein Haupt, und Dir kredenzen
Täglich seinen Festpocal
In des Lebens Kuhschwanz=Saal!

Paris, den 20. Juli 1852. Heinrich Heine.

Auch das Gedicht aus „Almansor" (II 276 f.) und die Widmungsverse an Lewald (III 398, Anm. 2) hätten in der Nachlese zu den Gedichten (Bd. II) noch einmal abgedruckt werden sollen.

II. Zu den Anmerkungen.

Band I. S. 39 f. Die Grenadiere. Bei Strophe 5 schwebte dem Dichter folgende Str. aus der schottischen Ballade „Edward" vor:

Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!
„Die Welt ist groß, laß sie bettlen drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie bettlen drin,
Ich seh' sie nimmermehr — O!"

S. 175. Seegespenst. — Die Anregung zu diesem Gedichte gewann Heine vielleicht durch eine Stelle in E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Der goldene Topf" (Hoffmanns Werke, Ausg. des Bibl. Instituts, Bd. II, S. 252):

„Prasselnd und zischend fuhren die Raketen in die Höhe, und die leuchtenden Sterne zersprangen in den Lüften, tausend knisternde Strahlen und Flammen um sich sprühend. Der Student Anselmus saß in sich gekehrt bei dem rudernden Schiffer; als er nun aber im Wasser den Widerschein der in der Luft herumsprühenden und knisternden Funken und Flammen erblickte, da war es ihm, als zögen die goldnen Schlänglein durch die Flut. Alles, was er unter dem Hollunderbaum Seltsames geschaut, trat wieder lebendig in Sinn und Gedanken, und aufs Neue ergriff ihn die unaussprechliche Sehnsucht, das glühende Verlangen, welches dort seine Brust in krampfhaft schmerzvollem Entzücken erschüttert. ‚Ach, seid ihr es denn wieder, ihr goldenen Schlänglein, singt nur, singt! In eurem Gesange erscheinen ja wieder die holden lieblichen dunkelblauen Augen — ach, seid ihr denn unter den Fluten?' — So rief der Student Anselmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er sich gleich aus der Gondel in die Flut stürzen. ‚Ist der Herr des Teufels?' rief der Schiffer, und erwischte ihn beim Rockschooß."

Vgl. hierzu Xanthippus, Was dünket euch um Heine, Leipzig 1888, S. 42 (im ganzen eine wertlose Schmähschrift voll einseitiger Parteiverblendung).

S. 357 f. Der Asra. — Heines Quelle findet sich in dem Werke De l'amour von De Stendhal (Marie Henri Beyle), 1. Aufl. 1822. In der Ausg. von 1856 (Paris, Lévy) stehen S. 177 ff.

Fragments extraits et traduits d'un recueil arabe intitulé Le divan de l'amour compilé par Ebn-Abi-Hadglat (manuscrits de la bibliothèque du roi n. 1461 et 1462)

nach einer von einem Mohammed erzählten Geschichte:

Ce Djamil et Bothaina, sa maîtresse, appartenaient tous les deux aux Benou-Azra, qui sont une tribu célèbre en amour parmi toutes les tribus des Arabes. Aussi leur manière d'aimer a-t-elle passé en proverbe, et Dieu n'a point fait de créatures aussi tendres qu'eux en amour.

Sahid, fils d'Agba, demanda un jour à un Arabe: „De quel peuple es-tu? — Je suis du peuple chez lequel on meurt quand on aime, *répondit l'Arabe.* — Tu es donc de la tribu de Azra? *ajouta Sahid. — Oui, par le maître de la Caaba! répliqua l'Arabe. — D'où vient donc que vous aimez de la sorte? demanda ensuite Sahid. — Nos femmes sont belles et nos jeunes gens sont chastes", répondit l'Arabe.*

Quelqu'un demanda un jour à Arouâ-Ben-Hezam: „Est-il donc bien vrai, comme on le dit de vous, que vous êtes de tous les hommes ceux qui avez le cœur le plus tendre en amour? — Oui par Dieu! cela est vrai, répondit Arouâ, et j'ai connu dans une tribu trente jeunes gens que la mort a enlevés, et qui n'avaient d'autre maladie que l'amour."

Vgl. auch Schack, „Ein halbes Jahrhundert", Stuttgart u. Leipzig 1888, Bd. 3, S. 193 f. (Diese Nachweise zum Asra verdanke ich Hrn. Prof. Erich Schmidt in Berlin.) In dem Aufsatz von G. Karpeles: „Die Quelle von Heines Asra" („Schorers Familienblatt" 1888, Nr. 37), wird auf dieselbe arabische Quelle hingewiesen, ohne daß aber de Stendhals Buch, aus dem Heine zweifellos geschöpft hat, ermittelt wäre.

S. 360. Der Mohrenkönig. — Die Anregung zu diesem Gedichte gewann Heine durch den Anfang der Erzählung „Der Letzte der Abenceragen" von Chateaubriand:

Als Boabdil, der letzte König von Granada, sich gezwungen sah, das Reich seiner Väter zu verlassen, hielt er einen Augenblick Rast auf dem Gipfel des Berges Padul. Von dieser Höhe herab erblickte man das Meer, wo der unglückliche Maurenfürst sich nach Afrika einzuschiffen gedachte; man erblickte auch Granada, die Vega und den Xenil, an dessen Ufern sich die Zelte Ferdinands und Isabels erhoben Beim Anblick dieses schönen Landes und der Cypressen, welche noch hie und da die Gräber der Mameluckeu bezeichneten, brach Boabdil in Thränen des Schmerzes aus. Da nahm die Sultanin Aixa, seine Mutter, welche ihm nebst den Großen seines ehemaligen Hofes in das Land der Verbannung folgte, das Wort und sprach zu ihm: Beweine nur jetzt wie ein Weib ein Reich, das du nicht die Kraft gehabt hast, wie ein Mann zu verteidigen. — Sie stiegen herab von der Höhe des Berges, und zum letzten Male für immer erblickte ihr Auge Granada.

(Vgl. Chateaubriands Atala, René und Der Letzte der Abenceragen. Deutsch von Maria von Andechs. Leipzig, Bibl. Institut, S. 137.)

S. 371. Präludium und Vitzliputzli. — Zu diesem Gedichte ist Heine angeregt worden durch das Werk „Cruautés horribles des conquérants du Mexique. Mémoire de Don Fernando d'Alva Ixtlilxochitl", abgedruckt in der großen Sammlung „Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, publiés pour la première fois en français par H. Ternaux-Compans" (Paris 1838). Die handlungsreiche Erzählung jenes Buches hat Heine wesentlich gekürzt und in manchen Zügen verändert. Der Gott heißt dort, S. 13, Vitzilopochtli; der Vitzliputzli war Heine bereits aus Simrocks Puppenspiel vom Dr. Faust bekannt (Frankfurt am Main 1846), und eben durch dieses, in welchem der Gott zum Teufel heruntergekommen ist, dürfte Heine zu dem Schluß seines Gedichtes angeregt worden sein. — Die Grundzüge des Gedichtes erinnern ferner an desselben Ixtlilxochitl Werk „Histoire des Chichimèques ou des anciens rois de Tezcuco", in der französischen Ausgabe des erwähnten Ternaux-Compans („Voyages, relations et mémoires originaux etc."), Bd. 2, S. 243 ff. (Paris 1840). — Aus diesem Sammelwerke scheint auch das Gedicht „Bimini" geschöpft zu sein (Bd. II, S. 125).

Band II. S. 208 ff. Die Audienz. — Die 11. Str. ist (mit kleinen Änderungen) entlehnt aus dem Puppenspiel „Doktor Johannes Faust", hergestellt von Karl Simrock, Frankfurt am Main 1846, S. 20. Dort singt Kasperle zu Ende des 1. Aufzuges:

Sauerkraut und Rüben,
Die haben mich vertrieben:
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich bei ihr blieben.

Band IV. S. 124 ff. Nach der Schrift „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine" (Frankfurt am Main 1840), S. 74 ist Börne das Vorbild zum kleinen Simson im „Schnabelewopski".

Band VI. S. 18. Mit dem vornehmen Industrieritter, dessen Berufsgeschäfte die Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder bilden, ꝛc. ꝛc. ist Herr Friedland (Calmonius) gemeint; vgl. Bd. VI, S. 89 u. 499, und oben S. 450.

S. 28. Die Angabe, daß Blücher die Absicht gehabt habe, wenn er Napoleon lebendig gefangen nähme, ihn „aushauen" zu lassen, soll durch Jakob Venedey verbreitet worden sein. Auch soll Venedey jene vermeintliche Absicht eifrig verteidigt haben. Vgl. H. Laubes „Erinnerungen 1841—81", S. 45.

III. Zu den Lesarten.

Zu Bd. I, S. 8—9, Vorrede zur dritten Auflage,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift Heines, im Besitz des Herrn Karl Meinert in Dessau. Enthält nur die Verse der Vorrede, nicht die nachfolgende Prosa; statt dessen folgt in H, auf der dritten Seite, das Gedicht Ritter Olaf (s. u.). H besteht aus 1½ Bogen

blauen Papiers, in 4°; alle 6 Seiten beschrieben. (beginnt mit dem halben Bogen); kein Wasserzeichen.

Überschrift Vorrede zur dritten Auflage. fehlt; statt dessen: [*IV.*] Die Sphynx. H. — 1_1 [war] üdZ: ist H. — 3_3 schluchset H. — 6_1 Sphynx, H. Ebenso später. — 7_1 Der [stumm] weiße Blick, H. — 7_4 [Als wollten sie Alles g] üdZ: Und lächelten [süßes] holdes idZ: Gewähren. H. — Unterschrift, obwohl mitten auf S. 3 von H, mit anderer Tinte eingefügt: Heinrich Heine. H.

Zu Bd. I, S. 23—27, Traumbilder Nr. 8:

14_4 des Herren Nachbars auch in L_{5-8}. — 24_1 hat] hatt' G. L_{1-5}. — 32_4 trat] tritt L_5 ff.; offenbar Fehler; vorher stets trat; so 11_2, 18_2, 22_2, 26_2, 38_2.

Zu Bd. I, S. 31, Lieder Nr. 3:

4_4 Niemanden G. L_{1-5}. Niemandem L_6 ff.

Zu Bd. I, S. 37 f., Romanzen Nr. 4:

I. 3_4 thät' G. L_{1-4}. thäte L_5 ff.

Zu Bd. I, S. 38 f., Romanzen Nr. 5:

4_4 luftig G. L_1. lustig L_{2-5}. luftig richtig.

Zu Bd. I, S. 41—46, Romanzen Nr. 9:

30_3 dunkeln L_6 u. $_7$. dunklen L_5 u. $_8$.

Zu Bd. I, S. 54, Romanzen Nr. 19:

1_1 unsre G. L_1. unsere L_{2-5} etc.

Zu Bd. I, S. 71, Lyrisches Intermezzo Nr. 14:

3 Mündlein L_8 ff.; Mündchen L_{1-7}.

Zu Bd. I, S. 72, Lyrisches Intermezzo Nr. 17:

1_2 in G. L_1. im L_{2-5} etc.

Zu Bd. I, S. 81, Lyrisches Intermezzo Nr. 41:

2_2 Ich will nicht sein T. L_{1-2}. Und nicht sein L_{3-5} etc.

Zu Bd. I, S. 183 f., Nordsee II Nr. 4:

Aus Heines Brief an Merckel vom 1/1. 27 ergibt sich, daß V. 37 statt ausschilt erst ausscheltet geschrieben war. Zu V. 38 bemerkt er: Die „Metze" lass' ich mir aber nicht nehmen, die muß stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort giebt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang".

Zu Bd. I, S. 187 ff., Nordsee II Nr. 6:

Aus Heines Brief an Merckel vom 1/1. 27 ergibt sich, daß in V. 40 statt gottbefruchtete erst gottgeschwängerte geschrieben war.

40*

Zu Bd. I, S. 273—276, Ritter Olaf,

konnte noch verglichen werden:

H, vgl. oben Nachtrag zu Bd. I, S. 8—9. Unser Gedicht beginnt auf S. 3 Mitte und schließt S. 6, Ende. Überschrift: [*V.* Ritter Olaf.] [*V.*] Ritter Olaf. H.

I. Arabische Ziffern 1, 2, 3 für die drei Abteilungen des Gedichtes H. — 2_1 Und der König spricht zum Henker: H. — 2_2 Pfaffen] Priester H. — 3_1 Orgel[töne] rauschen, H. — 3_4 Geht das neuvermählte Ehpaar. H. — 4_3 [schaut] üdZ: blickt H. — 4_4 Und die rothen Lippen lächeln. H. — 5_1 Und mit lächend rothen Lippen H. — 6_{1-2} — Ich bitte || Laß bis Mitternacht mich leben, H. — 6_4 Banquet H. — 8_{1-3} Und der Konig spricht zum Henker: „Unserm Eidam sey [gewähret] [gefristet] üdZ: das Leben idZ: Bis um Mitternacht [sein Leben] üdZ: gefristet — H.

II. 2_1 beginnt, [und] Herr H. — 4_2 flüstert] spricht H.

III. 3_1 Königskinds H. — 2_4 [Wohl] üdZ: Schon H. — Str. 3 fehlt H. — 4_2 schweifen aus schweben gebessert H. — 4_4 Die in den [Luft] Lüften [leben] pfeifen. H. — 5_2 auf den Auen; H. — 5_3 sie [sind] üdZ: [blicken] [schaun] Dann sind durch Punkte wieder geltend gemacht. H. — 5_4 Fraue.] Frauen. H. — 6_{2-4} [Ich sterbe Eurentwegen — || Ich segne Eure süße Huld || Mit meinem letzten Segen.] Dann jetzige Fassung, nur: 6_2 mein] das H. — Unterschrift: Heinrich Heine. H.

Zu Bd. I, S. 304, 310—312, Zeitgedichte Nr. 6, 13, 14, 15:

Die Gedichte Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris. — Die Tendenz. — Das Kind. — und Verheißung sandte Heine am 6/1. 42 unter dem Titel: Schwarz-roth-goldene Gedichte. an Gustav Kühne für die „Elegante Welt“. „Der Zensor, Prof. Bülau, strich die Gesamtüberschrift, sowie die Schlußstrophen des ersten Gedichtes. Die drei andern Gedichte wurden daher allein in Nr. 19 der ‚Zeitung für die elegante Welt‘, vom 27. Januar 1842, abgedruckt“ (Strodtmann).

Zu Bd. I, S. 317, Zeitgedichte Nr. 21.

Me, S. 306 f. bringt neue Lesarten zu dem Gedicht Verkehrte Welt. Darnach lautete 2_1–5_1 ursprünglich:

Die Affen bauen ein Pantheon
Für große Menschen und Helden,
Nachtwächter heirathen Nachtigall'n
Wie deutsche Blätter melden.

Das arme Kameel, der Freiligrath,
Macht eine Löwenmiene,
Und ein gestiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.

Die deutschen Bären glauben nicht mehr

Dann Fortsetzung wie im Text Bd. I.

Zu Bd. II, S. 24 f., Nachlese I Nr. 47 u. 48:

Zuerst gedruckt in der Schrift von Schmidt-Weißenfels „Über Heinrich Heine“ (Berlin 1857, S. 18 f.) Derselbe bemerkt dazu: „Von dem ersten der hier beigefügten, bisher noch ungedruckten Gedichte, ist die damals mit Blei angefertigte Copie jetzt ziemlich verlöscht gewesen, so daß es mir schwer wurde, manche Worte zu lesen und genau so zu geben, wie ich sie vom Original abgeschrieben hatte. Indessen ist mit Ausnahme eines Verses, den ich gänzlich auslassen mußte, diesen Gedichten kein bemerkenswerter Abbruch geschehen.“ – Beide Gedichte waren ohne Überschrift in der Handschrift; das zweite „ist wörtlich dem Originale treu“. Strodtmann, von dem die Überschriften herrühren, hat im Texte kleine Besserungen vorgenommen, die wir billigen:

Nr. 47. 1_2 glaubt'] glaubte SW (= Schmidt-Weißenfels). – 1_4 konnt'] konnte SW. – Die ausgelassene Strophe (Vers SW) dürfte zwischen der 3. u. 4. gestanden haben.

Nr. 48 1_2 u. 5_2 Führt'] Führt SW. – 4_4 Drin] Darin SW.

Zu Bd. II, S. 178, Nachlese IV Nr. 18,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau; nicht von Heine geschrieben, mit Ausnahme der Überschrift Festgedicht; wie es scheint rührt auch eine Besserung in V. 31 von ihm her. Ein Bogen in 4°, blaues Papier, ohne Wasserzeichen. Alle 4 Seiten beschrieben. Nach der Überschrift eine ausgestrichene *I.* H.

$_{31}$ schweren Nöthen, wie es scheint von Heine selbst in Schweren-Nöthen, geändert H. – $_{38-41}$ (Ob ihm gleich der Beduine || [Schlesinger] üdZ: Moriz früh idZ: gelehrt den Rummel). H. – $_{51}$ die Schleuße H. – $_{60}$ Kaskaden tollkühn brausen H. – $_{62}$ stehen, H. Fehler! – $_{64}$ [Die Polacken] üdZ: Edle Polen idZ: und sich laufen, H. – $_{67-72}$ Statt Ja, er ist fast ... Breite! ursprünglich: Ja, er ist ein großer Fluß! || Dieser Welt Stolz und Genuß – Dann ausgestrichen und am Rande Fassung unseres Textes. H. – $_{68}$ wo[s] H. – $_{71}$ Trockne[s]n H. – $_{73}$ Hier] Ja, H. – $_{74}$ beßres] schön'res H. – $_{75}$ Es] Er H.

Zu Bd. II, S. 187, Nachlese IV Nr. 23.

Dies von uns wieder aufgefundene Gedicht war auch in der „Europa“ 1851 abgedruckt worden.

Zu Bd. II, S. 488 ff., Deutschland, Kaput XXVI:

Nach 490_{12} scheint folgendes Bruchstück zu gehören, das wir Me, S. 300 f. entlehnen:

[Gar mancher, der schlecht im Leben riecht,
Wie wird er erst künftig duften
Am Galgen! Es roch nach Blut und Koth
Und nach gehenkten Schuften.]

Die Äser, die schon vermodert längst
Und nur noch historisch gestunken,
Sie dünsteten aus ihr letztes Gift,
Halb Todte, halb Halunken.

Und gar das heilige Gespenst,
Die auferstandene Leiche,
Die ausgesogen das Lebensblut
Von manchem Volk und Reiche,

Sie wollte noch einmal verpesten die Welt
Mit ihrem Verwesungshauche!
Entsetzliche Würmer krochen hervor
Aus ihrem faulen Bauche —

Und jeder Wurm ein neuer Vampyr,
Der wieder tödtlich gerochen,
Als man ihm durch den schnöden Leib
Den heilsamen Pfahl gestochen.

Es roch nach Blut, Taback und Schnaps
Und nach gehenkten Schuften —
Wer übelriechend im Leben war,
Wie mußt' er im Tode duften!

Es roch nach Pudeln und Dachsen und auch
Nach Mopsen, die zärtlich gelecket
Den Speichel der Macht und fromm und treu
Für Thron und Altar verrecket.

Dies war ein giftiger Moderdunst,
Entstiegen dem Schinderpfuhle, —
Drin lag die ganze Hundezunft,
Die ganze historische Schule.

Zu Bd. III, S. 422_{24}-424_{16},

vgl. die Lesarten von Bd. V, 291_{12}.

Zu Bd. VI, S. 139 ff., Artikel I,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau. 3 Bogen in 4°, blaues Papier, ohne Wasserzeichen. Vierte Seite des 3. Bogens diente als Umschlag. Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb à Augsbourg. en Bavière.* Poststempel: *Paris 12 Fevr 40* Ankunftsstempel: *C. F. 3. R* Der Artikel in der Fassung von H vorher sehr fehlerhaft abgedruckt in DD 1/6. 87, Bd. II, Heft V, S. 127 ff. Links oben auf S. I von H: Für die Allg. Zeitung. H.

Seite

139_1 Ziffer *I.* fehlt natürlich H. — $_2$ 25. Februar 1840] den 12ten Februar. H. — $_4$ beobachtet] betrachtet H. — $_9$ diesen Erwerbnissen kommt H. — $_{10}$ Tradizionen H. — $_{11}$ [der] jener H. — $_{12-13}$ mehr als [andere] üdZ: die idZ: Monarchen üdZ: anderer Länder durch

Seite

die heilige Oehlung geschmeidigt wurden, H. — $_{14}$ eine m. o. m. priesterliche Haltung H. — $_{15-17}$ dissimulatio, (wir Deutschen haben nur ein einziges üdZ: rohes idZ: Wort für beides, nemlich Heucheley!) zu dieser gesellt sich bey Ludwig Philipp noch eine natürliche Anlage, so daß H. — $_{17}$ wohlwollend H. — $_{19}$ es uns auch H. — Tiefen H. — $_{20}$ weit] sonderlich H. — $_{21-22}$ ist eine [Ant] Sympathie oder Antipathie gegen Personen nie der H. — $_{23-24}$ *(la force des choses)* fehlt H. — $_{25}$ hart gegen seine eignen Empfindungen, ist er auch H. — $_{27}$ ist in der That ein sehr H. — $_{28}$ etwa fehlt H.

140$_{1-2}$ Einen wie des Anderen bedienen, sobald er ihrer nöthig hat, H. — $_{3}$ daher fehlt H. — sagen [für] wer H. — $_{4}$ Könige H. — $_{4-6}$ oder unangenehmsten ist. Ich glaube er haßt sie alle beide, und zwar aus Handwerksneid, weil er eigentlich Minister ist, H. — $_{7}$ Ende auch fürchtet H. — $_{8}$ politische fehlt H. — $_{9}$ Guizot sey ihm weniger zuwieder H. — $_{10}$ Impopularität H. — König H. — $_{12-13}$ das steifleinen kalvinistische W. G. muß abstoßend auf den H. — $_{14}$ einen fehlt H. — $_{15}$ eine vor kecke fehlt H. — $_{15-16}$ eignen H. — $_{16-17}$ beleidigend] verletzend H. — $_{17}$ ihm] ihn H. — behagen] erbauen H. — $_{18}$ Hierzu] Dazu H. — $_{20}$ Naturen] Personen H. — $_{20}$–143$_{19}$ Gar bedeutend . . . entsprossen sind. in H ganz abweichend: Gar bedeutend mißfallen muß ihm daher ein Guizot, der nie diskurirt, sondern immer dozirt und der, wenn er seine Thesis bewiesen hat, konzise Gegenargumente verlangt, den König mit[1] fast störender Strenge anhört, und ihm manchmal Beyfall nickt, wie einem Schulknaben, der sein Examen gut bestanden hat[2]. Bey Thiers geht es dem König noch weit schlimmer, der läßt ihn gar nicht zu Worten kommen, verloren in die Strömungen der eignen Rede; Thiers kann vom Morgen bis Mitternacht[3] sprechen, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geistesblitze hervorsprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend: man möchte sagen ein gesprochenes Feuerwerk. — Bis jetzt ist der König der eigentliche Minister, der wahre Chef des Conseils, der Lenker aller Politik, und wenn er auch die heutigen Titularminister wechselt und durch andere Strohmänner ersetzt, so wird er doch immer jene alleinwichtige Stellung bewahren, bis außerordentliche Ereignisse ihn zwingen zu Gunsten Guizots oder Thiers zu abdiziren. Zwischen diesen beiden und nur zwischen diesen beiden hat er die Wahl. Da er aber in diesem Falle, wie ich oben angedeutet, keineswegs seinen persönlichen Sympathien, sondern nur der Macht der Dinge Gehör schenkt, da er nur der äußeren Nothwendigkeit, den Bedürfnissen seiner Situazion Gehorsam leistet[4], so müssen wir diese genau ins Auge fassen, wenn wir eine Antwort suchen auf jene unaufhörliche, banale, langweilige und doch so wichtige Frage: wer von beiden wird endlich herrschender Minister werden, Guizot oder Thiers? —

---

[1] [die] üdZ: konzise Gegenargumente [mit fast störender Strenge anhört] verlangt, [die Rede des] üdZ: den idZ: König[s] mit H. — [2] der sein [Pensum] üdZ: Examen idZ: gut [herg] [bestanden] [besteht.] üdZ: bestanden hat. H. — [3] [Abend] üdZ: Mitternacht H. — [4] Erst: leisten wird, H.

In dieser Beziehung haben wir es zunächst mit der Stellung zu thun, die der König dem Ausland gegenüber, seit dem Beginn seiner Regierung, eingenommen hat und noch immer behauptet. Für seine ausländische Stellung trug er von jeher mehr Sorge als für die inländische, die ihm jetzt ganz gesichert scheint[1]; und er mag wohl Recht haben, daß die heimathlichen Gegner unschädlich sind, solange nicht von außen der entzügelte Kriegssturm die glimmenden Funken des Partheikampfs anfacht. Frieden, Frieden um jeden Preis, war daher sein ganzes Streben seit der Juliusrevoluzion, und in der Eintracht mit den fremden Kabinetten, mit der hohen Oligarchie welche Europa regiert, sah er eine Bürgschaft für die innere Ruhe Frankreichs, für die Sicherheit seiner Krone und seines Halses. — Selbsterhaltung ist der ingeborene[2] Trieb jedes Geschöpfes, gleichsam sein erstes Gesetz, und nur höhere Wesen überwinden den niedrigen Erhaltungstrieb und stürzen sich in die Abgründe der Begeisterung, wo der Leib untergeht, aber die Seele ihre unsterblichen Siege feyert. Laßt uns daher nicht ungerecht seyn gegen Ludwig Philipp, er handelt seiner Natur gemäß, und am wenigsten die Franzosen sollten einen uneigennützigen Aufschwung von ihm erwarten; denn in der That, er ist eben der Mann wie sie ihn suchten, er ist ein wahrhafter Repräsentant jener Bourgoisie, welche anno[3] 1789 die Revoluzion begonnen und 1830 vollendet hat, und einen König wählte nach ihrem Ebenbilde: einen guten Familienvater, einen Schutzvogt des Eigenthums, von bürgerlich tugendhaften Sitten, vorurtheilsfrei in Beziehung auf Geburtsadel, aufgeklärt in Betreff der Religion, liberal, tolerant, haushälterisch, erwerbthätig, wohlbeleibt, wohlunterrichtet, besonders in der edlen Rechenkunst[4], kurz einen braven Mann. Hätten die Franzosen den ersten besten Spezereyhändler der Rue Saint-Denis zum Könige gewählt, er würde unter denselben Verhältnissen nicht anders gehandelt haben wie Ludwig Philipp und würde ebenfalls den Interessen seiner Person und seines Hauses alle Nazional- und Staatsinteressen geopfert haben. Ein solcher Spezereyhändler der Rue Saint-Denis, dem die feineren Redensarten und Manieren der Courtoisie nicht so vertraut gewesen wären wie einem Enkel des heiligen Ludwigs, hätte die Freundschaft der ausländischen Mächte gewiß mit weit plumperer Sprache erbettelt und hätte vielleicht die hohen Potentaten kniefällig angefleht: "O schonet meiner! Verzeiht mir, daß ich so zu sagen den französischen Thron bestiegen, daß das tapferste und intelligenteste Volk, nein, ich will sagen eine Handvoll von dreyzig Millionen Unruhestiftern und Gottesläugnern mich zu ihrem Könige gewählt hat! Verzeiht mir, daß, wenn ich wollte, alle Trajane, Antonine und Mark-Aurele dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, vor mir zittern müßten! Verzeiht mir, daß ich mich verleiten ließ aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen und Civillistengelder in Empfang zu nehmen; — ich war ein un-

[1] Erst: Für seine inländische Lage trug er von jeher weniger Sorge als für die ausländische, und sie scheint ihm jetzt ganz gesichert. H. — [2] [inwoh] ingeborene H. — [3] *anno* üdZ: H. — [4] Erst: besonders in den Künsten der Industrie. H.

erfahrenes Gemüth! Ich bitte Euch unterthänigst, zwingt mich nicht, die für Euch, ich will sagen für die Menschheit[1], gefährlichsten Kriege zu führen, wie es der Korse that; — ich will Euch ja Alles zu Liebe thun, was ich Euch an den Augen absehen kann — —„ Nein, eine solche plumpe Sprache hat Louis-Philipp[2], wir müssen es zu seinem Ruhme sagen, nie geführt, eine solche Taktlosigkeit hat er sich nicht zu Schulden kommen lassen! Er wußte mit weit[3] anständigeren Manieren und mit besserem Tone die Bundesgenossenschaft, und sogar die Verschwägerung mit der europäischen Oligarchie zu erwerben. Letztere[4] freylich empfindet für ihn keine große Liebe, aber sie hat ihn in ihren Schooß aufgenommen, aus besonders gnädiger Rücksicht. Er leistet ihr so große Dienste! Mit den 300,000 Kisten Opium, die China höflichst ablehnt, würde[5] England das französische Volk nicht so wirksam einschläfern und[6] entnerven, wie Ludwig Philipp es thut durch sein Regierungssystem. Mit allen Ketten, die ihm seine nordischen[7] Eisengruben liefern, würde der Kaiser von Rußland dennoch die Franzosen nicht so gut binden, wie Ludwig Philipp es thut, durch sein[8] schnödes, auf die schlechtesten, selbstsüchtigsten Interessen begründetes Regierungssystem! Ja, er leistet die größten Dienste und buhlt um den[9] Beyfall der europäischen Oligarchie und huldigt[10] allen ihren Sympathien und Antipathien. Sobald[11] wir diese kennen, werden wir auch leicht[12] errathen, wie Ludwig Philipp jedesmal handeln wird, wo die Wahl ihm freysteht. — Die allerhöchsten wie die allerniedrigsten Mitglieder der europäischen Oligarchie, dieser erlauchten Herrschergilde, sie werden in ihren Sympathien und Antipathien keineswegs von blinder Laune, sondern von einem geheimen Instinkte geleitet, einem Instinkte, der ihnen ganz bestimmt sagt, wer ihnen im Herzen abhold oder zugethan, wer eigentlich zu ihnen gehört, durch seine Gefühl- und Denkweise, durch seine innere Natur, durch seine guten oder bösen Eigenschaften, aus[13] Adlerstolz oder aus Hundetreue, aus Dummheit oder aus Klugheit: kurz, hier hilft[14] weder Verstellung noch Diensteifer, weder die erheuchelte Rede, noch die erheuchelte That, sie kennen ihre Leute durch Instinkt. Wer ist ihnen nun der liebste, Thiers oder Guizot? Hier kommen weder Fakta noch Worte in Erwägung; und spräche Thiers wie ein[15] Dreux-Brezé und handelte er wie ein ergebener Hoflakay, und deklamirte Guizot wie ein Marat[16] und handelte er wie ein Freund[17] des Volkes: die europäische Oligarchie würde dennoch, wenn ihr Ludwig Philipp

[1] die für Euch, ... Menschheit, üdZ; vorher ausgestrichen: mit Euch die beiders H. — [2] [Ludwig] Louis-Philipp, H. — [3] Er wußte [die Bundesgenossenschaft] [und so] [auf ein] mit weit H. — [4] [Jene] Letztere H. — [5] China [nicht schlucken] höflichst ablehnt. [wie] würde H. — [6] einschläfern [, wie] und H. — [7] nordischen üdZ. H. — [8] sein[es] H. — [9] Ja, er leistet [der europaischen Oligarchie] die größten Dienste, [und indem die eigne all] [er buhlt um [ihren] üdZ: den idZ: Beyfall und huldigt allen ihren Sympathien und Antipathien. —] Hierauf erst: [Dieser Oligarchie aber wird bey] Dann teils üdZ: [Die oberen und unteren Genossen dieser Oligarchie werden aber bey] [ihren Antipathien und Sympathien keineswegs von blinder Laune, sondern durch einen geheimen Instinkt geleitet,] und buhlt um den H. — [10] hüidigt H. — [11] [Wenn] üdZ: Sobald H. — [12] auch [jedesmal] leicht H. — [13] [durch] aus H. — [14] kurz, [sie kennen] hier hilft H. — [15] Erst: wie der H. — [16] wie ein [wüthender Jakobiner] üdZ: Marat H. — [17] wie ein [Blut] Freund H.

die Wahl stellte, ob er den Guizot oder den Thiers zum Minister machen solle, sie würde dennoch sich für den Guizot entscheiden. Ein richtiger Instinkt sagt ihr, daß Thiers der Mann der Revoluzion ist, daß alle Flammen derselben in seinem Herzen lodern, sein[1] Mund mag reden, seine Hand mag unterzeichnen was es auch sey! Und ein richtiger Instinkt sagt ihr ebenfalls, daß eine kalte Ehrfurcht für die herrschenden Thatsachen im Herzen Guizots wurzelt, daß er eigentlich eine sacerdotale oder vielmehr klerikalische Natur ist[2], behaftet mit geistlichem Hochmuth und aristokratischen Gelüsten, daß er dem Volke[3] nicht angehört und als ein taugliches Subjekt zu gebrauchen sey. "Wir wollen den Barnabas!„ wird man dem Ludwig Philippe zurufen, sobald er wählen muß[4] zwischen Thiers und Guizot. — Ja, aus den angeführten Gründen schließe ich, daß ein Ministerium Guizot uns weit näher bevorsteht als ein Ministerium Thiers. Aber es wird sich nicht lange halten können, wie ich ein andermal zeige. Der sakrifizirte Thiers wird dadurch noch politisch mächtiger[5] als früher und gewinnt ein Uebergewicht, das ihn desto schneller in die Höhe schwingt. Tödtet ihn heute, und ich versichere Euch, in dreyen Tagen wird er wieder auferstehn, mit der größten Glorie! In so fern ist er wahrhaft, nächst Louis Philipp, der bedeutungsvollste politische Charakter unter den Franzosen, und wir wollen ihn daher nächstens desto umständlicher besprechen[6]. Heute begnügen wir uns zu melden, daß Thiers, trotz seiner großen Beschäftigung in der Kammer, an seiner Geschichte Napoleons rastlos fortarbeitet und bald den glänzendsten Abschnitt derselben, das Consulat, vollendet hat. Einer der Höflinge seines Genius (und die Zahl derselben ist weit größer als die der ehemaligen Höflinge seiner Macht!) sagte jüngst mit schmeichelnder Impertinenz: er unterstütze so viel als möglich das miserable[7] Ministerium Soult, damit Herr Thiers nicht eher Minister werde, bis er mit seiner Geschichte Napoleons fertig sey. — In dieser Beziehung wäre es uns auch gleichgültig ob der Herzog von Broglie das Portefeulle der auswärtigen Angelegenheiten übernimmt, wie das Gerücht geht, ein Gerücht, woran wir übrigens sehr stark zweifeln. Wir zweifeln daran aus dem sehr einfachen Grunde, weil es einzig und allein durch des Hern v. Broglies Ankunft hieselbst motivirt ward[8]. Diese aber steht keineswegs, wie man fabelt[9], mit der Ernennung Guizots zum Gesanndten in Verbindung. Denn bei der geregelten Lebensweise und Pünktlichkeit des doktrinären Herzogs war Tag und Datum seiner Abreise aus Italien und seiner Ankunft in Paris schon vor zwey Monathen bestimmt, und er ist keine Stunde früher oder später angelangt als man ihn eben erwartete. Dazu kommt, daß Soult keineswegs geneigt ist das[10] ihm angemessene Ministerium des Krieges zu übernehmen

[1] [er] sein H. — [2] wurzelt, daß er [schon als Gelehrter dem glänzenden Herrendienst zugeneigt] eigentlich eine sacerdotale üdZ: oder vielmehr klerikalische idZ: Natur ist, H. — [3] daß er [dem Volke abgeneigt] dem Volke H. — [4] Erst: sobald er ihnen die Wahl lassen wird H. — [5] [wichtiger] üdZ: mächtiger H. — [6] [ersetzen] besprechen H. — [7] miserable üdZ H. — [8] allein durch [die] üdZ: des Hern v. [Bl] Broglies idZ: Ankunft [des Herzogs] üdZ: hieselbst idZ: motivirt w[i]ard. H. — [9] wie man fabelt, üdZ H. — [10] ist [als] das H.

und an Broglie das Portefeulle der auswärtigen Angelegenheiten abzutreten[1]; wir sind alle Menschen und treiben am liebsten was für uns nicht paßt, was wir nicht verstehen und wobey wir uns lächerlich machen[2].

Zu Bd. VI, S. 243 ff., Artikel XXX,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau. 2 Bogen, blaues Papier, ohne Wasserzeichen. 6 Seiten beschrieben; die 4. Seite des 2. Bogens dient als Umschlag; Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb . à Augsbourg . en Bavière.* Poststempel: *Paris 1 Fevr. 41* Anderes: *C.F.3.R* Da von 243_{8}–245_{19} sehr zahlreiche Lesarten anzumerken wären und 245_{20}–246_{38} ganz und gar von VS abweicht, so geben wir H vollständig wieder:

[3]Paris den 1ten Februar

Zwischen Völkern[4], die eine freye Presse, unabhängige Parlamente, überhaupt die Instituzionen eines öffentlichen[5] Verfahrens besitzen, können die Mißverständnisse, die durch Intrigue und unholde Partheysucht angezettelt worden, nicht auf die Länge bestehen[6]. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfnisse fortwuchern. Wie diesseits, so haben sich[7] auch jenseits des Canals die edelsten Stimmen darüber ausgesprochen, daß nur frevelhafter Unverstand, wo nicht gar eigenlaunige Böswilligkeit, den Frieden der Welt gestört; und während noch die englische Regierung, durch die Schweigsamkeit der Thronrede, das schlechte Verfahren gegen Frankreich gleichsam offiziel fortsetzt, protestirt dagegen das englische Volk durch seine würdigsten Repräsentanten und gewährt den Franzosen die erfreulichste Genugthuung. Broughams Rede im eröffneten Parlamente hat hier eine versöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf sich mit Recht rühmen, daß er dem ganzen Europa einen großen Dienst geleistet hat. Auch Andre, namentlich Hume, sogar Lord Wellington, haben lobenswerthe Worte gesprochen, und letzterer war diesmal ein treues Organ der Wünsche und Gesinnungen seiner Nazion. Die angedrohte Allianz mit Rußland hat Sr Herrlichkeit die[8] Augen geöffnet, und der edle Lord mag wohl nicht der einzige seyn, dem solche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unseren deutschen Gauen, wie ich höre, erschwingen sich die gemäßigten Torries zu einer besseren Erkenntniß der eignen[9] Interessen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutschen Rüden, die schon das freudigste Jagdgeheul erhoben, werden ruhig wieder angekoppelt. — Was aber die erschreckliche Allianz betrifft, so steht sie gewiß noch in weitem Felde, und der Unmuth gegen die Engländer, selbst gesteigert bis zum höchsten Hasse, dürfte in Frankreich doch noch immer keinen allzuhitzigen Enthusiasmus für

---

[1] zu [üb] abzutreten; H. — [2] Hierzu seitwärts die Bemerkung: z. B. ich, mein liebster Kolb! Guten Morgen H. Heine H. — [3] Links von dem Datum die Bemerkung Heines: Für die Allg. Ztg. H. — [4] Aus: Für Völker H. — [5] eines [freyen] üdZ: öffentlichen H. — [6] [fortdauern.] üdZ: bestehen. H. — [7] sich üdZ H. — [8] Herrlichkeit [dem edlen Lord] die H. — [9] [ihrer nächsten] üdZ: der eignen H.

die Russen hervorärgern. Den Franzosen sind wohl beide Völker in diesem Augenblick gleich unangenehm, und jüngst hörte ich wie ein Deputirter von den Ufern der Garonne sich folgendermaßen äußerte: "Ich wollte die Russen fräßen die Engländer und ersticken daran!„ — An eine baldige Lösung der orientalischen Wirren glaube ich eben so wenig wie an die moskovitische Allianz. Vielmehr verwickeln sich die Verhältnisse in Syrien, und Mehemed Ali spielt dort seinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es zirkuliren wunderliche, meistens aber widersprechende Gerüchte von den Listen, womit der Alte sein verlorenes Ansehen wieder zu eroberen sucht. Sein Unglück ist die Überschlauheit, die ihn verhindert die Dinge in ihrem natürlichsten Lichte zu sehen. Er verfängt sich in dem Gewebe der eigenen Ränke. Z. B. indem er die Presse bestach und über seine Macht allerley trügerische Berichte in Europa ausposaunen ließ, köderte[1] er freylich die Allianz der Franzosen, aber er war selbst Schuld dran, daß diese ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beyhülfe, bis zum Frühjahr Widerstand zu leisten. Hierdurch ging er zu Grunde, nicht durch seine Tyranney, wovon letzthin[2] die Allg. Ztg. vielleicht ein allzugrell[3] gefärbtes Gemälde geliefert hat. Dem kranken Löwen giebt jeder jetzt die kühnsten[4] Tritte. Der Mann ist nicht so schlecht wie die Leute, die er nie bestochen hat, mit unverheltem Aerger behauptet haben. Er ist weder ein roher Wütherich noch ein kriechender Schelm, und mancher Autor könnte ein guter Autor seyn wenn er etwas besäße von dem Geiste Mehemed Alis. Augenzeugen seiner Milde, seiner Großmuth und seiner Genialität, versichern mir, dieser Fürst sey persönlich huldreich und gütig, er liebe die Civilisazion, und nur die äußerste Nothwendigkeit, der Kriegszustand seiner Lande, zwängen ihn zu jenem Erpressungssystem womit er seine Fellahs so unbarmherzig heimsuche. Diese unglücklichen Nilbauern seyen in der That eine Heerde von Jammergestalten, die, unter Stockschlägen zur Arbeit[5] getrieben, bis aufs Blut ausgesaugt werden. Aber das ist Landessitte, das ist altegyptische Methode, die unter allen Pharaonen dieselbe war, und die man nicht nach modern europäischem Maaßstab beurtheilen darf. Die Anklage unserer unbestochenen (ich sage nicht unbestechlichen) Philantropen könnte der arme Pascha mit denselben Worten zurückweisen, womit unsere Köchinn sich entschuldigte als sie die Krebse in[6] allmählich siedendem Wasser lebendig[7] kochte. Sie wunderte sich daß wir dieses Verfahren, das in allen Küchen üblich sey[8], eine unmenschliche Grausamkeit nannten, und versicherte uns: die lieben[9] Thierchen seyen daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemet Ali von den Justizgreueln sprach, die in Damaskus verübt worden, fand er ihn zu den heilsamsten Reformen geneigt, und traten nicht die politischen Ereignisse allzustürmisch dazwischen, so wäre es dem berühmten Advokaten gewiß gelungen, den Pascha zur Einführung des europäischen Criminalprozesses in seinen Staaten zu bewegen. — Indem ich hier des

---

[1] ließ, [gewann er zwar die Sympathie] üdZ: [Allianz] idZ: [der Franzosen, die] köderte H. — [2] letzthin üdZ H. — [3] allzu-[gelbsüchtig]grell H. — [4] die [erboßtesten] üdZ: [feu] [gesundesten] kühnsten H. — [5] [zum Arb Frohndienst gezwungen,] zur Arbeit H — [6] Krebse [, wie üblich ist,] in H. — [7] [bis] lebendig H. — [8] [ist,] üdZ: sey, H. — [9] [armen] üdZ: lieben H.

Herrn Cremieux erwähne, kann ich nicht umhin beyläufig zu bemerken[1], daß derselbe nächstens das Tagebuch seiner morgenländischen Reise in Druck giebt und diese Schrift gewiß ein interessantes Seitenstück zur Legatio ad Cajum des Philo bilden wird. Es herrscht in der That eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Missionen, und wie der gelehrte Alexandriner[2] hat auch Adolph Cremieux seinen Namen verewigt in den Annalen des unglücklichen Volks das nicht sterben kann. Dieses Bewußtseyn mag den vortrefflichen Mann hinlänglich trösten für die kleinen[3] Verunglimpfungen, womit jüngst in einem norddeutschen Blatte die Uneigennützigkeit seines Strebens verdächtigt worden. Cremieux ist einer der edelsten Ritter der Menschheit, und dieses Zeugniß ertheilen ihm die Besten seiner Zeit[4]. Seine Lebensgeschichte, wie sie ausführlich zu lesen ist in den Biographies des contemporains celebres, ist nichts als ein unaufhörliches Plaidoyèr für die Verfolgten aller Confessionen. Wer unschuldig litt, fand[5] immer in ihm den bereitwilligsten Vertheidiger, ohne Unterschied des Standes und des Glaubens, mochte der Angeklagte Katholik oder Jude seyn, Pair-de-France oder Tagelöhner. Vielleicht mögen ihm einige Pharisäer gram seyn, denn er liebt Musik, besonders italienische, er liebt schöne Pferde, auch die Tragödien[6] des Racine, und er war der Pflegevater einer Commödiantinn, welche Mademoiselle Rachel heißt. Aber diese grämlichen[7] Zeloten sollten ihm doch seine Lebenslust und seinen heidnischen Geschmack einigermaßen verzeihen, und sey es auch nur um des Eifers willen, womit er ihre eignen Bärte und Gliedmaßen in Schutz nahm gegen die Parthey der[8] Folterknechte von Damaskus. — Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne mit wenigen Worten anzudeuten, daß seit der Bestürmung von Beyruth keine so ingrimmige Stimmung in Paris herrschte, wie in diesem Augenblick, wo die Frage von der Befestigung und die angeblichen Briefe des Königs alle möglichen Bitternisse im Gemüthe des Volks emporwühlen. Guizot hat wohl Recht, wenn er meinte daß das Ausland weit weniger Bedrohnisse darböte als[9] das Innland. Auf die beiden erwähnten Ursachen der Aufregung werde ich zurückkommen, sobald die Debatten über die Fortifikazionen geschlossen und wegen der verfälschten Briefe der Prozeß beginnt. Ich sage verfälschte Briefe, denn ich bin von ihrer Unächtheit überzeugt, nicht durch jene äußere Critik, die den sogenannten Experten zu Gebote steht und überaus trüglich ist, sondern durch jene innere Critik, die ihre Beweißthümer im Geiste des Schreibers findet.

Zu Bd. VI, S. 313 ff., Artikel XLV,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau. 2 Bogen in 4°, blaues Papier, Wasserzeichen: *Dumoulin,* zweimal in jedem Bogen, und ein kl. Muschelemblem. 6 Seiten beschrieben; S. 8 als Umschlag; Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb, Augsbourg . en Bavière.* Poststem-

---

[1] [erwähnen] bemerken, H — [2] Alexandrinir H. — [3] keinen H. — [4] Besten [aller Confessionen.] seiner Zeit. H. — [5] [war] fand H. — [6] Tragodien H. — [7] [dunkelen] üdZ: grämlichen H. — [8] Parthey der üdZ H. — [9] [wie] üdZ: als H.

pel: *Paris 21 Juin 42* seitwärts zweimal: *J* unten: *60* Andres Stempel: *C.F.3.R* Der ganze Aufsatz mit Rotstift durchstrichen. Auf S. 1 links oben von der Red. von AZ: *Beilage Frankreich Die Wahlen* H.

Seite

313_{24} *XLV.* fehlt natürlich H. — $_{25}$ ✡ Paris, [den] 20. Juni. H. — $_{33}$ [vorwalt] inbrünstig H. — $_{34}$ Anblick [eher kurios als er-] für den H. — $_{35}$ [wird.] üdZ: mag. H. — nemlich nicht [die] eben H.

314_{1} Tugende H. — $_{2}$ Ausdauer, [der Intelligenz,] H. — $_{4}$ in den Nüstern auch in H. — $_{5}$ mageren H. — $_{6}$ [dressirt] abgerichtet H. — $_{8}$ sie üdZ H. — $_{10}$ [vom] üdZ: beim idZ: parlamentarischen [Mit] Rennen H. — $_{13}$ das Plafond Heine in der P. von der Red. von AZ. geändert H. — $_{15-16}$ oder, ... semitischer fehlt auch H. — $_{16}$ Nach Raçe. von Heine ausgestrichener Zusatz: Unter diesen ein Achille Fould — als hätte[n wir] üdZ: man idZ: nicht schon üdZ: sattsam idZ: [über] genug an einem Benoit! — H. — $_{17}$ mäklende H. — $_{18}$ schäbbigsten H. — $_{20}$ Mist[geruch] — H. — $_{22}$ Ich kann von der Red. von AZ in Man kann geändert H. — nichts [melden] bestimmtes m. H. — $_{29}$ [mit] üdZ: zu Markte H. — $_{31}$ in vor der Kammer fehlt H. — $_{31-32}$ Erst: [will keinen gewaltsamen Umsturz] H. — $_{32}$ sondern [er will] H. — die [H] Befürchtungen der oberen H. — $_{38}$-315_{10} Das entsetzliche ... entgegensetzt. in H wie in AZ. HSt.; geringe Abweichungen gegenüber AZ. HSt vermerken wir, indem wir die Zeilenziffern von dem Druck dieser Lesart auf S. 608 f. des VI. Bandes vorausschicken: $_{4}$ nemlich H. — $_{5}$ [ruhig] üdZ: gemächlich H. — $_{9}$ Unruhe [selbst]. H. — $_{12}$ grimmig[ste]e H. — $_{14}$ gefährlich. Aber H. — $_{17}$ Systeme H. — letzten statt des von Heine geschriebenen furchtbarsten von der Red. von AZ eingesetzt H. — $_{18}$ Systemes, H. — $_{19}$ ist fehlt H. — $_{23}$ einen Heine, von der Red. von AZ in Einen gebessert H. — $_{24}$ nemlich H. — $_{26}$ gewaltig üdZ H. — hervortritt aus hervortreten wird H. — $_{30}$ die [blu] Consequenz H.

315_{10} furchtbarer] schauerlicher H. — $_{11}$ möchte] wird H. — und [die] Göttinnen H. — $_{12}$ ist fehlt H. — $_{14}$ [lunger] [hinlungert] hinlungert H. — $_{15-16}$ Die Worte düstre und wenn auch nur vorübergehende sind von der Red. von AZ eingesetzt H. — $_{19}$ [Studien] Proben H. — $_{20}$ [Mittheilungen] üdZ: Hindeutungen H.

Zu Bd. VI, S. 325, Artikel L,

konnte noch verglichen werden:

H = kleines Bruchstück von Heines Handschrift, im Besitze des Herrn K. Meinert in Dessau. Etwa 1/3 Blatt, blaues Papier von Dumoulin, fleckig; erste Seite umfaßt die Worte 325_{15-23} sich in die That ... Morgen treibt sie; die zweite Seite umfaßt die Worte 325_{34-36} zwischen denen ... Diese aber noch dabei die Lesart von 325_{35} auf S. 611.

325_{16} reiferen H. — $_{18}$ eigne H. — $_{19}$ diese Völker] sie H. — $_{22}$ dran, H. — Zu der Lesart von 325_{35}: $_{2}$ gehn, H. — $_{4}$ Polignac, H. — $_{5}$ [Franzosen] üdZ: Parisern H. — $_{8}$ üdZ: hier idZ: ruhig [hier in Paris] üdZ: auf dem Boulevard herumgehn.„ — H. Ohne Absatz folgt: 325_{36} Diese H.

Zu Bd. VI, S. 326 ff., Artikel LI,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau. Ursprünglich 4 Bogen, von denen aber nur 2, 3 u. 4 erhalten, umfassend 328_{19}-333_{5} wie ein Krämer … leichtgläubig. Blaues Papier in 4°; Bogen 2 u. 3 ohne Wasserzeichen, Bogen 4, etwas kleiner, mit dem Wasserzeichen: *Dumoulin* (zweimal!) und einem kl. Emblem in Form einer Muschel. Die 4. Seite des 4. Bogens, die als Umschlag dient, ist dennoch zu fast zwei Dritteln beschrieben, so daß mehrere Zeilen Text über den Umschlag hinüberlaufen. Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb à Augsbourg . en Bavière.* Poststempel: *Paris 19 Sept. 42* Seitwärts zweimal: *J*, unten: *60* Anderes Stempel *C . F . 3 . R*

Seite

328_{20} ins] in H. — $_{21}$ Nach findet. kein Absatz H. — $_{22}$ Geschäfts- üdZ H. — $_{25}$ Nach Mitteln ist, ausgestrichen von der Redaktion von AZ: und üdZ und nicht durchstrichen: daß sie idZ: kaltblütig grausam die ganze Welt in Brand stecken würde, wenn sie dadurch eine Chançe gewänne das liebe Selbst zu retten. H. — $_{25-26}$ Ein … erscheinen,] Erst: Der ausländische Krieg mag [ihn] in der That [als ein gewiß für] früh oder spät als ein Mittel erscheinen, das Dann: Ein europäischer Krieg wird angezettelt werden, um End- lich: Ein europäischer Krieg wird dieser [eben so kühnen wie listigen] Selbstsucht als das geeignetste Mittel erscheinen, [welches] H. Die Worte vielleicht zuletzt nach Selbstsucht sind in H von der Red. von AZ eingefügt worden und so außer in AZ auch in VS eingedrungen. — $_{27}$ [gewährt] üdZ: zu bereiten. H. — $_{29}$ de[r]s Mit- tel[klasse]stands, H. — $_{30}$ zur [Beschwich] Besoldung H. — $_{32}$ [wird] wie groß H. — $_{33-34}$ Regierung jetzt [weniger als jemals das Geld sparen wo es zu ihren Zwecken anwendbar.] üdZ: [dennoch verschw] den pekuniären Aufwand steigern, [wo zur Förderung ihrer politi- schen Interessen] wenn es ihre Zwecke fördert. H.

329_{3} scheut, [um] [wodurch es seinen] um sich H. — $_{5-6}$ besonders seit der Himmel konfiscirt worden und jeder die Seeligkeit hier unten suchen muß. H. — $_{10-11}$ Agenten [uns arme Teufel] üdZ: die hete- rogensten Talente, Tugende und Laster, idZ: im Auslande [zu] für ihre Zwecke zu gewinnen wissen. [ohne daß wir] üdZ: [die meisten derselben] [diese] idZ: es selbst merken.] üdZ: [Die meisten merken es kaum.] Darauf ausgestrichener Zusatz erst: Mancher [talent- volle] üdZ: wackere idZ: Mann glaubt nur seinem Vaterlande zu dienen und ist am Ende nichts als der untergeordnete Handlanger britischer Staatsgaunerey. Dann: Unter diesen sind gewiß manche wackere Leute, die es gut meinen, aber keineswegs merken, daß sie am Ende nichts andres sind als die untergeordneten Handlanger bri- tischer Staatsgaunerey. Alles ausgestr. H. — $_{15}$ [kann] dürfte, H. — $_{16-17}$ [mit kalter Hinterlist und] in Folge des [brutalen] üdZ: rohen Hungerschreys H. — $_{19-20}$ unteren Classen üdZ: [zu] idZ: beob- achten. üdZ: [suchen.] H. — Hierauf Zusatz wie in AZ; die unbe-

Seite

deutenden Abweichungen von H gegenüber AZ vermerken wir, indem wir die Zeilenziffern von dem Druck dieses Zusatzes auf S. 611 f. des VI. Bandes vorausschicken: $_{1}$ Dieß] Dieses H. — $_{3}$ Schauplatze H. — $_{4}$ [als ein Noth] nothdürftiges H. — $_{8}$ Wuste H — von [De] langweiligen H. — $_{9}$ Markte H. — $_{10}$ Landes.,, Diese H. — $_{11}$ anders H. — $_{15}$ geringsten H. — $_{16}$ Kopfe H. — $_{18}$ [was für] welcher zweimal H. — $_{23}$ Erst: die größte Dann: die brillanteste Endlich: eine brillante H. — $_{27-28}$ über [diesen großen Staatsmann] üdZ: Guizot H. — $_{28}$ [aber] keineswegs H. — $_{31}$ andre H. — [weit] weniger H. — $_{37}$ Haupte H. — $_{39}$ ist [ein] das H. — $_{40}$ verzweiflungs[vollen] schweren H. — $_{41}$ Schlusse H. — $_{42}$ Parlamentes seine Ohnmacht H. — Wieder zu VI, 329: $_{20-25}$ Diese ... werden. fehlt auch H. — $_{25}$ soziale fehlt auch H. — $_{28}$ [neue] üdZ: große idZ: Idee. Nichts als [M] Dampfm. H. — Nach Hunger. ausgestrichener Zusatz: Oder ist es Englands größte Idee, daß man in der Angst dem Lord Wellington wieder das Commando über die bewaffnete Macht ertheilte? Traurige Zuflucht! Ihr habt dem alten Scharfrichter[1] wieder das Schwert[2] in die Hand gegeben, und er wird gegen die armen Sünder, nemlich gegen jene Aermsten deren einzige Sünde die Armuth ist, grausam[3] genug seinen unehrlichen Ruhm bewähren; aber Ihr habt dadurch doch nur Henkersfrist gewonnen. H Wahrscheinlich ist der Zusatz von der Redaktion von AZ gestrichen worden. — $_{31}$ Schafswolle zu [handhaben] verarbeiten H. — $_{34}$ Ouvrièrs zu L[i]yon H. — $_{36-37}$, der Feldmarschall ... angetreten hat, fehlt auch H.

330$_{2}$ M[y]irmidonen, [des feigen Abschlachtens wehrloser Mitbürger endlich überdrüssig[4], würden und dem großen Oberschlächter] üdZ: ihrem Meister H. — $_{5}$ fünfzig H. — Towergefängnisse H. — welche [sich bey der letzten Emeute] sich H. — $_{7-8}$ daß [ein] englische[r] Roth[rock]röcke [nur der Stimme der Me] nicht de[n]m Befehle[n seiner] üdZ: ihrer H. — $_{10-11}$ mitten in ... Freiheit ist nicht von Heine geschrieben, sondern in H von der Redaktion von AZ eingefügt worden. Vgl. F, und das Folgende. — $_{11}$ [seinen] ihren H. — bedroht! Hierauf Zusatz, von dem nur die Worte — die Knute Großbritaniens! von der Redaktion von AZ stehen gelassen: Mit der *Cat of nine tails*, der Knute [des stolzen Albions,] üdZ: Großbritaniens, idZ: werden vielleicht in diesem Augenblick mitten in London, der üdZ: stolzen idZ: Hauptstadt der [großbritanischen] üdZ: englischen idZ: Freyheit, fünfzig [Menschen] Söhne [des stolzen] Albions zu Tode gegeißelt, weil sie nicht auf ihre Mitbürger schießen wollten. Daß sie es nicht wollten, daß sie es nicht konnten, zeigt hinlänglich wie rührend die Scenen gewesen seyn mögen die in den Fabrikstädten vorfielen. H. — $_{14}$ [wollen] üdZ: brauchen zweimal, das zweite Mal idZ. H. — $_{17}$ "schießt nicht, H. — Nach Brüder!,, — kein Absatz H. — $_{20}$ ich [sie] besonders H. — $_{21}$ [waren] [sind] üdZ:

---

[1] [Nazionen[h]Henker] üdZ: Scharfrichter H. — [2] [Nichts] Schwert H. — [3] [unerbittlich] üdZ: grausam H. — [4] des feigen ... überdrüssig, scheint von der Redaktion von AZ gestrichen zu sein.

Seite

waren [nicht] idZ: durchaus H. — [und] üdZ: oder H. — $_{25}$ in einem [bestim] gut H. — $_{27}$ Tone, H. — $_{33}$ [und] nu[n]r daß H.

331$_2$ Wie [mir] aus H. — $_3$ jetzt üdZ H. — $_4$ irischen aus irländischen in H von der Red. von AZ verbessert. — $_6$ einigermaßen üdZ H. — $_7$ Verbündung H. — $_8$ Verbündung H. — $_9$ üdZ: auf idZ: sehr [natürlichem] üdZ, verbessert von der Red. von AZ: einfachem H. — [obgleich die] sie war H. — $_{15}$ [sagt] üdZ: meldet idZ: selten den [geheimen Hauptgedanken] üdZ: innern Herzensgedanken H. — $_{17}$ [die] der sich H. — $_{22}$ nemlich H. — einer Heine, Einer Red. von AZ in H. — $_{25}$ [und] endlich H. — $_{28}$ üdZ: von idZ: Gesetzbücher H. – üdZ: von idZ: Kochbücher n H. — $_{30}$ Parlamente H. — $_{31}$ nur vor für die in bloß geändert von der Red. von AZ in H. — $_{32}$ [aber] durch H. — $_{36}$ [ist] üdZ: sein dürfte H.

332$_2$ [seyn mag] üdZ: ist, H. — Mobilar- oder Immobilarvermögen H. — $_{9-10}$ [zur Erschütterung] üdZ: zum Sturz Heine; von der Red. von AZ zur Erschütterung wieder eingesetzt H. — $_{11}$ läge, ... verfolgt,] liegt H. — $_{13}$ [be] zahm H. — $_{14}$ [zei] offenbart H. — $_{17}$ [Franzosen] Communisten H. — $_{25}$ [der] üdZ: solcher H. — $_{33}$ Je [mehr diese] üdZ: heftiger H. — $_{35}$ Erst: ihn beschützt Dann: ihn bewacht. Endlich: ihm üdZ: Sicherheit giebt. H.

333$_2$ unsre H. — $_{4-5}$ in jede[m]r [Freystaat] üdZ: Demokra[s]tie H. — $_5$ das [freye] Wort H.

Zu Bd. VI, S. 368 ff., Artikel LVIII,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau (für AZ bestimmt gewesen, aber nicht aufgenommen). 2 Bogen blaues Papier in 4°, der erste Bogen ohne Wasserzeichen, der zweite, etwas kleinere mit dem Wasserzeichen *J Whatman 1834* Die 4. Seite des 2. Bogens dient als Umschlag; Adresse: *Monsieur le Docteur Gustave Kolb, à Augsbourg en Bavière.* Poststempel (undeutlich): *Paris 21 Mars 43* Anderes Stempel: *C . F . 3 . R* Der Aufsatz ist in der Fassung von H vorher mit groben Fehlern abgedruckt worden in DD 15/6. 87, Bd. II, Heft 6, S. 181 ff.

Seite

368$_{15}$ *LVIII.* fehlt natürlich H. — $_{16}$ Paris, 6. Mai 1843.] Paris den 21' Merz. H. — $_{21}$ Schere der fehlt H. — $_{22}$ benutzen, [und] üdZ: statt unterdessen idZ: den Knäul der inneren und außeren H. — $_{23}$ Verwicklungen H. — $_{27-29}$ berühmtes ... drehen.] bewährtes Talent [der Beweglichkeit und] Vielseitigkeit. Sie fürchten sich nicht vor den ärgsten Stürmen, da sie sich nach jedem Luftzug hindrehen können. H. — $_{32}$ Versalität H. — [kläglich] von Eurer Höhe kläglich H.

369$_1$ auf dessen [Höhe] üdZ: Spitze idZ: Euch das Schicksal gepflanzt hat. H. — $_2$ und vor dieser fehlt H. — $_3$ Norden sitzen sehr [böswillige] üdZ: gefährliche idZ: Wettermacher. Dann Zusatz: Der böswilligste darunter heißt Lord Palmerston, und er möchte [gern] gern ein Europäisches Gewitter hervorzaubern, [um] üdZ: wodurch idZ:

das französische Staatsschiff [in] zertrümmert würde, zum Vortheile Englands, das mit dem Strandgut seinen hungrigen Pöbel zu beschwichtigen [denkt.] üdZ: wüßte. Fortsetzung: Die Schamanen H. — $_{4-5}$ in der üdZ: schäumenden idZ: Extase der Sturmbeschwörung; H. — $_{6}$ von der ... Willkür.] von den Grillen der erhabensten Willkühr. H. — $_{7}$ schwindet H. — $_{9}$ Klugheit] Weißheit H. — $_{12}$–373$_{21}$ Guizot ... bedarf der Zeit.] Der Schluß des Briefes weicht in H erheblich ab. Er lautet, ohne Absatz anschließend an $_{11}$ empfehlen. — wie folgt: Es herrscht jetzt[1] eine schauerliche Stille. Alle Dämonen, alle Götter und Teufel der Partheysucht, alle Leidenschaften der Revoluzion und Contrerevoluzion haben sich ein Rendezvous gegeben am Sarge Ludwig Philippes und da beginnt wieder der alte Todestanz. Ist der Herzog von Nemours stark und klug genug um den Gefahren, die seiner harren, Trotz zu bieten? Die Feinde der Dynastie, Republikaner u Legitimisten setzen Himmel und Erde in Bewegung und lassen es auch nicht[2] an Verläumdung fehlen, um im Publikum die entgegengesetzte Meinung zu verbreiten. Der Eifer und die Betriebsamkeit womit diese Leute dem jungen Prinzen allen Geist und Charakter[3] absprechen, ist vielleicht der beste Beweiß, daß sie ihn für überlegener halten, als sie gestehen möchten. Wozu im Voraus so viele Kraftanstrengung gegen einen Schwächling, der ja doch später keinen Widerstand leisten könnte? Vielleicht geht hier Irthum und Täuschung Hand in Hand. Die Einsicht[4] Ludwig Philippes, der jedenfalls bessere Gelegenheit hatte den Prinzen zu beurtheilen[5], als wir Andre, die ihm fern stehen oder[6] nur in offiziellen Momenten nahen konnten, bürgt[7] mir für die Fähigkeit des künftigen Regenten; er würde die ungeheuerste Last, das Heil seiner ganzen Familie, nicht so unzuverläßigen Schultern anvertraut haben. Den Ludwig Philippe selbst hat man ja im Anfang nicht für einen Adler gehalten, und nur allmählig sahen wir wie er die Riesenschwingen seiner Superiorität entfaltete. Es dürfte leicht der Fall seyn, daß der Düc de Nemours[8] den Feinden des Bestehenden eine ähnliche Sürprise bereitete. — Das Ministerium Guizot scheint auf lange Zeit befestigt zu seyn, in Folge des großen Sieges, den dieser außerordentliche Mann ganz und gar der Allgewalt seines Wortes verdankte. Die Rede worin er den edlen Lamartine und mit ihm die ganze Opposizion zu Boden sprach, wird ewig denkwürdig bleiben in den Annalen des menschlichen Geistes, ja sie gehört zu den bedeutendsten Begebenheiten der Geschichte. Das war eine von jenen Redethaten[9], von welchen Hegel sagte: "Reden sind Handlungen unter Menschen und zwar sehr wesentlich wirksame Handlungen. Freylich sagen die Menschen oft, es seyen nur Reden gewesen, und wollen insofern die Unschuld derselben darthun. Sol-

[1] jetzt üdZ H. — [2] es [nicht] auch nicht H. — [3] Erst: Prinzen alle Fähigkeit H. — [4] Erst: Das Vertrauen Dann: Das Urtheil Endlich: Die Einsicht H. — [5] zu [beobachten und zu beurtheilen] üdZ: beurtheilen H. — [6] stehen [und nur mit dem] [höchstens an dem Schein de] oder H. — [7] konnten, [bestimmt hier mein Urtheil; er würde die ungeheuerste Last, das da] bürgt H. — [8] Erst: *Duc de Nemours* H. — [9] [Reden] üdZ: [Thatreden] Redethaten H.

ches Reden ist lediglich Geschwätz, und Geschwätz hat den wichtigen Vortheil unschuldig zu seyn. Aber Reden von Völkern zu Völkern, oder an Völker und Fürsten sind integrirende Bestandtheile der Geschichte.„ Einen Tag vorher erinnerte mich Guizot noch ganz besonders an den großen Meister, an Hegel, als er[1] nemlich mit fast hegelschen Worten in der Kammer von der Begründung[2] eines geregelten, ruhigen Friedenszustandes sprach, dessen man jetzt bedürfe, damit die Errungenschaft der Revoluzion[3] auch verdaut werde, damit die abstrakten Prinzipien auch die concreten Verhältnisse durchdrängen, damit die Freyheit sich inkarnire in den Massen. Diese Volkwerdung der Freyheit, die nur in einem geregelten Ruhezustand möglich, ist gewiß nicht minder wichtig wie die Promulgazion[4] der Prinzipien, welche letztere[5] jedenfalls eine leichtere Arbeit. Mit liberalen[6] Gesetzen ist noch nicht viel geholfen, und würden sie auch unter Pauken- und Trompetenschall proklamirt und eingegraben in Tafeln von Erz. Das ist aber der leidige Wahn unserer Tribunen, die es für die Hauptsache halten, wenn "ein Fetzen Freyheit mehr oder weniger„ abgerissen wird von dem Purpurmantel der Gewalt; sie sind zufrieden sobald[7] die Ordonanz, die irgend ein demokratisches Grundgesetz sankzionirt, recht hübsch, schwarz auf weiß, im Moniteur steht. Das[8] gedruckte Papier ist ihnen Alles. Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette besuchte, drückte mir derselbe beim Fortgehn einen Zettel in die Hand, und hatte dabey ganz die geheimnißvolle Miene eines Wunderdoktors. Dieser[9] Zettel aber enthielt die "Erklärung der Menschenrechte„, die der Alte schon vor sechszig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Universalpanaçee betrachtete, womit man die ganze Welt radikal kuriren könne. Nein, mit dem bloßen Rezepte ist dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläßlich ist: er bedarf auch der Tausendmischerey des Apothekers, der Sorgfalt[10] einer guten Wärterinn und der ruhigen Wirkung der Zeit. — Guizot[11] wird sich noch geraume Zeit halten und das ist auch[12] aus vielen anderen Gründen ein Glück für Frankreich. Dieses ewige Ministerwechseln ist ein großes Uebel[13] für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig ist. Wegen ihrer präkären Stellung können die Minister sich in keine weit-

---

[1] als er üdZ H. — [2] Erst: nemlich in [jener] seiner Rede, wo er über die Nothwendigkeit sprach, einen geregelten Ruhezustand zu begründen Hierauf obige Fassung, aber zuerst noch in der Kammer vor mit fast H. — [3] die [errungene Porzion Freyheit] üdZ: Errungenschaft der Revoluzion H. — [4] [das] üdZ: die idZ: Promulg[iren]azion H. — [5] welche[s] üdZ: letztere H. — [6] Mit [bloßen] liberalen H. — [7] [wenn] üdZ: sobald H. — [8] auf weiß, [abgedruckt steht] im Moniteur [. D] [Bey dieser Gelegenheit erinn] steht. Das H. — [9] in die Hand ... Dieser] in die Hand, [ganz in der Weise eines Wunderdoktors der] und hatte dabey ganz die [Miene] üdZ: geheimnißvolle idZ: Miene eines Wunderdoktors. [, der ein[e] üdZ: geheimes idZ: Universal[panaçe]elixir den Gläubigen zusteckt.] Dieser H. — [10] der [getreuen] Sorgfalt H. — [11] [Wir] Guizot H. — [12] das ist [ein Glück für Frankreich] auch H. — [13] Erst: Dieses Ministerwechselfieber Dann: Dieser Ministerwechsel Endlich: Dieses ewige Ministerwechseln [diese beständigen] üdZ: [chronischen kronischen beständigen] idZ: [Umwälzungen im Personal der höchsten Staatsbeamten,] ist ein [böses] üdZ: [hei] großes idZ: Uebel H.

ausgreifende gemeinnützige Plane[1] einlassen, und der nackte Erhaltungstrieb absorbirt alle ihre Kräfte. Ihr schlimmstes Mißgeschick ist nicht sowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der sich gern alleingeltend macht, als vielmehr ihre Abhängigkeit von den sogenannten Conservativen, jenen konstituzionellen Janitscharen, die hier nach Laune die Minister absetzen und einsetzen. Erregt einer derselben ihre[2] Ungnade, so pauken sie gleich los auf ihre großen Suppenkessel, versammeln[3] sich in ihrer respektiven Orta, und debattiren und[4] stranguliren das Ministerium. Die Ungnade dieser Leute entspringt gewöhnlich aus wirklichen Suppenkesselinteressen: sie sind es welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Minister ihnen etwas verweigern darf, keinerley Amt oder Vergünstigung, weder ein Consulat für ihren Herrn Schwager noch ein Tabaksprivilegium für die Witwe ihres Portiers. — Jenes beständige Ministerwechselfieber ist eine chronische Krankheit, die zunächst der Heilung bedarf. Oder ist diese unaufhörliche Umwälzung im Personal der höchsten Staatsbeamten bey den[5] veränderungssüchtigen Franzosen vielleicht ein Surogat für den öfteren Dynastienwechsel, ein noch größeres Uebel, woran sie sich schon zu gewöhnen schienen?[6]

Zu Bd. VI, S. 461$_5$—464$_7$,

konnte noch verglichen werden:

H = Handschrift Heines, im Besitze des Herrn Karl Meinert in Dessau. 1 Bogen in 4°, blaues Papier, ohne Wasserzeichen; beschrieben 3 Seiten; keine Adresse dabei. Der ganze Text mit Rotstift durchstrichen. Ein Stück des Aufsatzes von Karpeles veröffentlicht in DD 15/4. 87, Bd. II, Heft 2, S. 54 und zwar ohne Sinn und Verstand unmittelbar angehängt an den Artikel vom 14. März 1848 (vgl. oben, S. 382).

Ferner wurde verglichen:

AZ = Allgemeine Zeitung vom 20/5. 1847, Nr. 140, Hauptblatt, wo der Artikel aus H abgedruckt worden. Bisher nicht beachteter Druck.

Seite

461 Vor $_5$ Überschrift: ⊙ Paris [den] 7 May. H. Dazu Zusatz der Redaktion von AZ: (Durch Zufall verspätet.) H. Ebenso AZ. — $_6$ viel [Aufsehen erregt wie die unser] Lerm H. — $_7$–463$_{16}$ Die Nachrichten, ... ewigen Verdammniß. fehlt H. AZ; statt dessen: Gestern erwartete man hier mit großer Spannung[7] die Nachricht von ihrem Debüt zu London, und die heut angekommenen englischen[8] Zeitun-

---

[1] [Reformplane] üdZ: gemeinnützige idZ: Plane H. — [2] ihre[n] H. — [3] [halten wüthende] versammeln H. — [4] und üdZ: [be] idZ: [drohen oder] üdZ: debattiren und H. — [5] Erst: für die H. — [6] Nach dem Schluß, am Ende der 7. Seite, die Bemerkung: Liebster Kolb! Meinen gestrigen Artikel werden Sie erhalten haben. Drucken Sie ihn nur gleich ab, da die Saison schwindet. Meinen heutigen (sic!) Artikel ist so gemäßigt, daß ihn eine Kindbetterinn lesen könnte. Ich hoffe aber, daß die Allg. bald bessere Luft genieße. Ihr H. Heine. H. — [7] So von Heine geschrieben, von der Red. von AZ in H geändert: erwarteten die hiesigen Kunstfreunde mit Spannung Dies in AZ aufgen. — [8] [Zei] englischen H.

Seite

gen enthalten darüber nichts als Posaunenstöße des Triumphs. Lesen Sie zumal in dieser Beziehung die Times, die Morning-Post[1] und die Daily-News — lauter Pindarsche Lobgesänge. Aber mit ihr, der schwedischen Nachtigall, siegt auch der Direktor des Theaters der Königinn, er siegt über alle jene italienischen Nachtigallen, die ihn[2] seit mehren[3] Monaten um den Schlaf gesungen und ihm[4] mit ihren süßen Tönen das Leben verbitterten — Grisi und Persiani müssen[5] vor Neid und Aerger jetzt[6] gelb werden und[7] aussehen wie gewöhnliche Kanarienvögel. — Es[8] war, wie sich von selbst versteht, der Robert-le-diable unseres[9] unvermeidlich gefeierten[10] Landsmanns, Giacomo Meyerbeers, worin die Lind zu London debütirte. Wenn sie, deren Stimme für[11] reinen Naturgesang geschaffen, sich nur[12] nicht an diesem brillianten Meisterwerke der Geschicklichkeit zu Grunde singt! — H. AZ. — Hierauf in H noch Zusatz, der vermutlich nicht von Heine, sondern von der Red. von AZ durchstrichen: Wir begreifen sehr gut warum Meyerbeer dieser Sängerinn so begeistert nachläuft[13]. Es ist[14] vampirisch schauerlich und zugleich ächt giacomisch wie er sich an sie festklammert und ihr das holdselige Sangesblut aussaugt, womit er sein jetziges Scheinleben noch zu fristen weiß. H.

463$_{17}$ parischer H. — $_{18}$ [flüch] ist H. — $_{19}$ Mayensonne und [Vogelgesang.] üdZ: Veilchenduft. H. — $_{21}$ Pillat AZ. — $_{23}$ possirlicher als üdZ: [Herren] [wenn Spontini da] [zu sehen] die Grimasse [die Signor Spontini schneidet wenn er dieser Statue ansichtig wird; er stößt sich jedesmal an [dies] dem Postamente derselben, wenn er in die Oper geht.] zu sehen H. — $_{26}$ wenn er [hier] H. — $_{27}$ [geht] ging H. — $_{28}$ er [nimmt lieber einen] suchte sogar [ihren] üdZ: den idZ: Anblick üdZ: desselben H. — $_{29-33}$ vermeiden, in derselben Weise wie die Juden in Rom, die dort immer einen Umweg machen, um nicht jenem fatalen Triumpfbogen des Titus zu begegnen, der an den Untergang Jerusalems erinnert. — H. AZ. — $_{34}$ trauriger. [Er ist ganz ohne Bewußtseyn, erkennt niemanden mehr.] Während H. — $_{35}$ trillert,] trällert H. — $_{36}$ selbst, [wie ein bewegungsloses] üdZ: ein entsetzliches H.

464$_{1}$ Paris. [; n] Nur H. — $_{2}$ und [muß] man H. — $_{3}$ sehr sorgfältig H. AZ. — anziehn, H. — $_{5}$ von frühestem Morgen H.

---

[1] die M. Post AZ. — [2] ih[m]n H. — [3] mehreren AZ. — [4] ihm üdZ H. — [5] [werden] üdZ: müssen H. — [6] jetzt üdZ H. — [7] werden [wie gewöhnliche] und H. — [8] [Nur] Es H. — [9] unsers AZ. — [10] [gefeyerten] üdZ: unvermeidlich[en] gefeyerten H. — [11] [nur] für H. — [12] sich [nicht an] nur H. — [13] Erst: diese Sängerinn so großartig protegirt H. — [14] ist üdZ H.

Übersicht

über die

Entstehungszeit der Werke Heines.

Die den Werken eines jeden Jahres oft in Klammern angefügten Ziffern bedeuten Tag und Monat der Entstehung. Ein Sternchen (*) bedeutet, daß genaue Ermittelung der Entstehungszeit nicht möglich ist; wo nur die Zeit der ersten Veröffentlichung oder der Absendung zum Druck festgestellt werden konnte, haben wir der betr. Angabe ein Kreuz (†) hinzugefügt. Über die Chronologie der Gedichte bleiben noch manche Zweifel, so insbesondere über etliche Lieder der „niederen Minne", unaufgeklärt. — Folgende Abkürzungszeichen sind zu beachten:

Hk = Lieder der „Heimkehr" (im Buch der Lieder). — JL = Junge Leiden (B. d. L.). — JL, L = Junge Leiden, Lieder. — JL, Rm = Junge Leiden, Romanzen. — JL, S = Junge Leiden, Sonette. — LI = Lyrisches Intermezzo (B. d. L.). — N = Neue Gedichte. — NF = Neuer Frühling (N). — Nl = Nachlese (5 Abteilungen). — N, Rm = Neue Gedichte, Romanzen. — Ns = Nordsee (2 Cyklen). — N, Zg = Neue Gedichte, Zeitgedichte. — Ro = Romanzero. — Ro, Hi = Romanzero, Historien. — Ro, La = Romanzero, Lamentationen. — Tr = Traumbilder (Abteilung von JL).

1814.

Nl II 1.

1816.

Tr 2, 6, 7, 8, 9. — JL, Rm 9. — Nl I 2, 4, 5. — Nl II 2 (Mai oder Juni), 3 und 4 (6/7.). — Nl III 1, 2.

1817.

JL, Li 1*, 2, 4.

1818.

Nl V Lebewohl*. An Inez*.

1819.

JL, Li 5, 6, 7 (Sommer), 8, 9. — JL, Rm 6, 16. — Nl I 1, 3, 6, 7, 8, 9, 10. — Nl II 5*, 13*, 18, 20*, 21*. — Nl IV 1.

1820.

Aufsatz „Die Romantik" (Sommer). — Almansor (Tragödie) begonnen.

JL, Rm 15 (vor 14/11.), 18, 19. — JL, Rm 1–5, 7, 8, 10–14, 17, 20 (1819–1821, nicht später). — JL, S An A. W. von Schlegel, An meine

Mutter I und II (wahrscheinlich September). — JL, S An H. S. (spätestens Anfang 1821). — Nl II 6 (7/3.), 7 (15/7.), 8 (15/9.), 9 (Oktober), 14 I und II, 15, 19 (7/8.). — Nl V Die Szenen aus Manfred; Motto zum „Lebewohl"; Gut' Nacht.

1821.

Almansor (Tragödie) beendigt. — Tassos Tod (Sommer). — Rheinisch-westfälischer Musenalmanach auf d. J. 1821 (Sommer). — Bitte (16/10.). — Boucher, der Sokrates der Violinisten (Dezember).

Tr 1, 3, 4, 5, 10. — JL, Li 3* (nicht später). — JL, S Freskosonette (Frühjahr). — LI Prolog. — LI 17–19, 22, 60, 64, 65. — N, Zg 9. — Nl I 11, 12, 13, 14. — Nl II 10 (4/2.), 11, 16, 17. — Nl III 3. — Nl IV 2, 3.

1822.

Ratcliff (Tragödie; 29–31/1.). — Briefe aus Berlin (Frühjahr). — Kurze Erklärung (VII 524; 3/5.). — Über Polen (Herbst).

LI 2–16, 20, 21, 23–59, 61–63. — Hk 51. — Hk 66 (vor Ostern). — Hk Götterdämmerung (gedruckt 27/5.); Ratcliff (gedr. 5/7.); Wallfahrt nach Kevlaar (gedr. 10/6.). — NF 5 (gedruckt 26/6.). — Nl I 15, 16, 17, 20*. — Nl II 12.

1823.

Kritik: „Gedichte von J. B. Rousseau" und „Poesien für Liebe und Freundschaft" von demselben. — Aufsatz über Goethe (verloren gegangen). — Plan eines Festspieles (Juni). — Albert Methfessel (Herbst). — Plan eines „Historischen Staatsrechtes des germanischen Mittelalters" (April). — Memoiren. — Plan einer Tragödie (außer „Ratcliff" und „Almansor"; Juni, bis Anfang 1824; vgl. Brief an Moser vom 23/8. 23).

Hk 1—33, 40—44, 46—50, 52—57, 59—65, 71, 72, 78. — Hk Donna Clara. — N, Emma 1. — Nl I 18, 19*. — Nl II 22, 23, 25†. — Nl IV 4.

1824.

Harzreise (Oktober u. November; überarbeitet April u. Mai 1825; dann Oktober 1825, ferner Frühjahr 1826, darauf 1830 und Sommer 1837). — Rabbi begonnen. — Nordsee III begonnen. — Memoiren. — Plan eines „Faust".

Hk 34—39*, 45, 58, 67—70, 73—77, 79—81, 82—86 (auf der Reise durch den Harz und Thüringen), 87. — Lieder der Harzreise (Ende des Jahres). — N, Friederike 1, 2, 3. — N, Rm 19. — N, Zur Ollea 6. — Ro, La, Altes Lied. — Nl I 22. — Nl II 26—31. — Nl IV 5, 6, 7*.

1825.

Plan einer lateinischen Abhandlung gegen die Todesstrafe (Januar). — Rabbi fortgesetzt. — Plan u. halbe Ausführung einer Novelle. — Memoiren. — Lat. Schreiben an den Dekan der philosoph. Fakultät in Göttingen (16/4). — Promotionsthesen (Juli).

Hk Almansor. — Nordsee I (zweite Hälfte d. Jahres). — Nl IV 10*.

1826.

Plan eines Lustspiels (Mai). — Nordsee III, Schluß (Herbst; überarbeitet: 1831). – Das Buch Le Grand (Sommer und Herbst). — Rabbi fortgesetzt. — Plan eines „europäischen Buches“ (Okt. u. Nov.). — Plan einer Zeitschrift (in Gemeinschaft mit Immermann; Oktober).

Hk 88 (oder früher). — Nordsee II (zweite Hälfte des Jahres). — Nl I 23*, 24†, 25†, 26, 42*. — Nl II 24 (12/4.), 32.

1827.

Vorbereitungen für Reisebilder III. — Engl. Fragmente I (Dezember). — John Bull.

LI 1 (vielleicht früher). — NF 26, 27, 30, 42, 43. — N, Yolante und Marie 1, 2, 3. — N, Tragödie. — Nl I 29, 30, 38, 56.

1828.

Beers Struensee (April). — Die deutsche Litteratur von Menzel. — J. Wit von Dörring. — Reise von München nach Genua, Kap. 1–17 (Herbst). — Engl. Fragmente II–IX, wahrscheinlich auch X u. XI (alles Anfang des Jahres). — Über körperliche Strafe in England. — Redaktion der Politischen Annalen (bis Juni).

NF 3, 4, 10, 11, 12, 14, 15, 19, 21, 24, 33, 34, 39. — Nl I 31*, 32*, 33I–IV, 47, 51—54.

1829.

Schluß der Reise von München nach Genua. — Bäder von Lucca. — Stadt Lucca, Anfang.

NF 44. — N, Zg 3, 5*; Rm 20. — Nl III 5*.

1830.

Änderungsvorschläge zum Tulifäntchen (April). — Briefe aus Helgoland (Börne; Memoiren; Sommer). — Stadt Lucca, Kap. III bis Schluß. — Der Thee. — Engl. Fragmente, Schlußwort (29/11.).

NF, Prolog, 1, 2, 6–9, 13, 16, 17, 18, 20, 22, 23, 25, 28, 29, 31–33, 35–38, 40, 41. — N, Angelique 9. — N, Emma 3*, 4*, 5*, 6. — N, Rm 21. — Ro, La, Jetzt Wohin? — Nl I 21 (1820–30*), 27†, 28†, 34*, 35, 36*, 37*, 39**, 40*, 41*, 48*, 63*. — Nl II 33–35, 44**. — Nl III 4*. — Nl IV 8*, 9*.

1831.

Kahldorf (März). — Französische Maler (ohne Nachtrag; Spätsommer). — Französische Zustände I (28/12.).

N, Rm 7. — N, Seraphine 1–15 (od. 1832). — N, Katharina 8. — Nl I 59I–XI*.

1832.

Französische Zustände: II (19/1.); III (10/2.); IV (1/3.); V (25/3.); VI (19/4.); VII (12/5.); VIII (24/5.); IX (16/6.; Zwischennote dazu 1/10.); Tagesberichte (5/6.–17/9.); Vorrede (18/10.). — Romantische Schule begonnen (letzte Monate d. J.). — *Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

N, Angelique 1–4, 7, 8. — N, Diana 1–3. — N, Hortense 1, 2, 6. — N, Clarisse 1, 2, 3. — N, Zg 4. — Nl I 43, 44, 55.

1833.

Nachtrag zu den Französischen Malern. — Vorrede zu Salon I (17/10.). — Schnabelewopski (Vorarbeiten 1825; vgl. III 83). — Romantische Schule bis zum 2. Kap. des 3. Buchs (Schluß der 1. Fassung; Anfang des Jahres).

N, Hortense 5. — N, Clarisse 4, 5. — N, Yolante und Marie 4. — N, Schöpfungslieder 1–4*. — N, In der Fremde 1–3. — N, Rm 16*, 17*. — Nl I 45, 46*, 50, 57*, 58.

1834.

Salon II (Gesch. d. Relg. u. Philos.; vielleicht schon 1833 begonnen).

N, Emma 2*. — N, Katharina 9.

1835.

Romantische Schule, Schluß, vom 3. Kap. des 3. Buches an (Anfang des Jahres). — Lebensabriß (französisch; Januar). — Florentinische Nächte (angefangen).

N, Angelique 5. — N, Hortense 3. — N, Katharina 3–7. — N, Rm 1*. — Nl I 62*; Nl II 36**.

1836.

Florentinische Nächte (beendigt, zu Anfang des Jahres). — Meyerbeers Hugenotten (1/3.). — Elementargeister (schon 1830 geplant: vgl. Bd. VII, S. 54).

N, Der Tannhäuser.

1837.

Vorrede zu Salon III („Über den Denunzianten"; 24/1.). — Einleitung zum Don Quichotte (Januar und Februar). — Vorrede zu L_2 (Frühling). — Plan einer Biographie Grabbes. — Plan und Vorbereitungen für eine Gesamtausgabe seiner Werke (bis an seinen Tod beibehalten und weiter erwogen). — Plan einer großen „Pariser Zeitung" (bis Anfang 1838). — Memoiren.

1838.

Plan eines Almanachs (Januar). — Der Schwabenspiegel (Frühjahr). — Plan einer Monatsschrift „Paris und London" (März; an Stelle des gescheiterten Zeitungsplanes). — Shakespeares Mädchen und Frauen (Sommer).

Nl II 48*.

1839.

Schriftstellernöten (3/4.). — Über Ludwig Börne (2. Hälfte des Jahres).

Vorrede zu L_3 (Februar). — N, Katharina 1†, 2*. — N, Rm 8, 10, 11†, 12†, 13, 14†, 15†.

1840.

Artikel für die Allg. Zeitung (VII 351 ff.; 4/2. und 20/11.). — Rabbi, Kap. III (?). — Lutetia I–XXVII (25/2.–12/11). — Plan eines Buches „Die Juliusrevolution" (März).

N, Rm 6, 9†, Unterwelt 1–4. — Nl IV 11 (Sommer).

1841.

Lutetia XXVIII–XXXIX (6/1.–28/12.). — Thomas Reynolds (November).

N, Rm 22 (Herbst), 23†. — Nl I 64. — Nl IV 13 (Winter).

1842.

Hamburg (20/5.). — Atta Troll (Spätherbst). — Lutetia XL–LIII (12/1.–31/12.)

N, Rm, Unterwelt 5. — N, Zg 1, 6, 13, 14, 15, 17, 21, 22. — Nl I 69*. — Nl IV 32*.

1843.

Lutetia LIV–LXI. — Lutetia, Anhang: Kommunismus, Philosophie u. Klerisei (15/6.–20/7.); Gefängnisreform u. Strafgesetzgebung (Juli).

N, Zg 7, 10 (4/5.), 12, 18, 19, 24. — Nl IV 12, 14.

1844.

Deutschland, ein Wintermärchen (Januar; Schluß: April). — Lutetia, Anhang: Musikalische Saison von 1844 (25/4. u. 1/5.). — Ludwig Marcus (22/4.). – Vorrede zu N_2 (18/10.). — „Briefe über Deutschland" (Dezember; vgl. Bd. VI, S. 531).

N, Angelique 6†. — N, Hortense 4†. — N, Schöpfungslieder 5†, 6†. — N, Rm 2†, 3†, 4†, 5†, 18†. — N, Zg 2†, 8†, 11, 16†, 20†, 23†. — Ro, La, Alte Rose; Wiedersehen. — Nl I 49†, 61 (5/9.). — Nl III 6†. — Nl IV 17.

1845.

Gedanken und Einfälle (1845*–1856).

Ro, La, Der Ex-Lebendige; In Mathildens Stammbuch*. — Nl II 46**, 47 (2/1.).

1846.

Göttin Diana (Anfang Januar). — Lutetia, Anhang: Aus den Pyrenäen (26/7.–20/8.). — Testament (27/9.; Nachschrift 27/2. 47).

Ro, Hi, Karl I.; Pomare 1–3; Kleines Volk; Der Afra; Pfalzgräfin Jutta; Geoffroy Rudel und Melisande von Tripoli. — Ro, La, An die Jungen. — Nl I 60. — Nl IV 15, 16.

1847.

Faust, Ballet (Februar). — Vorwort zu Weills Sittengemälden (Karfreitag; 2/4.).

Ro, Hi, Motto; Walküren.

1848.

Die Februarrevolution (3/3., 10/3., 14/3., 22/3.). — Testament (10/6.).

1849.

Ro, La, Im Oktober 1849. — Nl IV 18.

1850.

Ro, La, Der Ex-Nachtwächter. — Nl I 66*, 67*, 68*. — Nl II 42*, 43*. — Nl III 8*. — Nl IV 23. 29*.

1851.

Ro, Nachwort (30/9.). — Testament (13/11.). — Vorrede von N_3 (24/11.).

N, Schöpfungslieder 7†. — N, Zur Ollea 1†, 2†, 3†, 4†, 5†, 7†, 8, 9†, 10†. — Ro, Hi, Rhampsenit†; Der weiße Elefant; Schelm von Bergen†; Schlachtfeld bei Hastings†; Maria Antoinette†; Pomare 4†; Der Apollogott†; Zwei Ritter†; Das goldene Kalb†; König David†; König Richard†; Himmelsbräute†; Der Mohrenkönig†; Der Dichter Firdusi†; Nächtliche Fahrt; Vitzliputzli (mit Präludium). — Ro, La, Motto†; Waldeinsamkeit†; Spanische Atriden†; Plateniden†; Mythologie†; Der Ungläubige†; K=Jammer†; Zum Hausfrieden†; Solidität†; Autodafe†; Lazarus 1–12†, 14†, 15†, 17–20†. — Ro, Hebräische Melodien. — Nl V, Übersetzung eines hebräischen Sabbatliedes*.

1852.

Vorrede zu Salon II_2 (Mai).

1853.

Götter im Exil (Anfang des Jahres). — Geständnisse begonnen (Schluß des Jahres).

Nl II 45*, 53, 61, 63*, 64, 65, 66*, 67*, 68*, 69, 70. — Nl III 7†, 9, 10, 14, 15, 16. — Nl IV 19, 20, 22, 33, 34, 35, 36, 37, 38.

1854.

Geständnisse beendigt (zu Beginn des Jahres). — Memoiren. — Redaktion der Lutetia und Nachträge dazu; Zueignungsbrief (23/8.). — Denkschrift (Herbst). — Sendschreiben an Venedey (November oder Dezember). — Testament (Nr. IV).

Nl I 73, 74; Nl II 39, 49, 50*, 51*, 57, 58I–XI (1853–54), 60.

1855.

Memoiren. — Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichtes. — Loeve=Veimars. — Préface zu den Poëmes et légendes (25/6.).

Nl I 65, 70*, 71*, 72*, 76, 77, 78, 79, 80. — Nl II 37*, 38*, 40*, 41*, 52, 54, 55, 56, 58XII–XVI, 59, 62. — Nl III 11, 12, 13, 17, 18, 19. — Nl IV 21, 24, 25, 26, 27, 28, 30*, 31, 39*.

1856.

Memoiren. — Nl I 75.

Fraglich ist die Entstehungszeit eines Singspiels und einer Oper, ersteres verbrannt, letztere verloren gegangen; vgl. Brief an Vesque von Püttlingen vom 22/6. 1851. — In seinen letzten Lebensjahren verfaßte Heine eine verloren gegangene umfangreiche poetische Satire mit dem Titel „Elloa“ oder „Alloa“, über die Schmidt=Weißenfels, Über Heinrich Heine (Berlin 1857), S. 16 ff. berichtet. — Derselbe Schriftsteller erwähnt ein gleichfalls verschollenes Gedicht im Stile der Nordseebilder mit dem Titel „An die Nacht“ (S. 18); und ferner ein Lustspiel, das Heine noch in der Zeit seiner Gesundheit in Paris zur Aufführung eingereicht habe, das aber von der Direktion zurückgewiesen und hierauf von dem Dichter verbrannt worden sei (S. 20 f.).

Inhalt zu Band VII.

Ludwig Börne. Eine Denkschrift.

Nachlese zu den Werken in Prosa.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichnis.

zu Band I—VII.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlags-Verzeichnis

des

BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS.

Januar 1900.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
***Meyers Konversations-Lexikon,** fünfte Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Tafeln (darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen) u. 120 Textbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen je	—	50
Geb., in 17 Halblederbänden je	10	—
Ergänzungs- und Registerband, Bd. XVIII, dazu. Mit 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 56 Illustrationstafeln und 4 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen je	—	50
Gebunden, in Halblederband	10	—
Erstes Jahres-Supplement 1898/99, Bd. XIX, dazu. Mit über 600 Abbildungen, Karten und Plänen im Text u. auf 45 Illustrationstafeln.		
Geheftet, in 16 Lieferungen, je	—	50
Gebunden, in Halblederband	10	—
***Meyers Kleines Konversations-Lexikon,** sechste Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen je	—	30
Geb., in 3 Halblederbänden je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
***Brehms Tierleben,** III. Aufl.* Mit 1910 Textbildern, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen je	1	—
Geb., in 10 Halblederbänden je	15	—
***Gesamtregister zu Brehms Tierleben,** III. Auflage.*		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, **Volks- u. Schulausgabe,** *II. Aufl.* Mit 1179 Textbildern, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen je	—	50
Geb., in 3 Halblederbänden je	10	—
Haacke, Die Schöpfung der Tierwelt. (Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben".) Mit 1 Karte und 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
***Ranke, Der Mensch.** II. Aufl.* Mit 1398 Textbildern, 6 Karten u. 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	15	—

Ausführliche Prospekte über jedes Werk stehen gratis zur Verfügung.

Naturgeschichtliche Werke (Fortsetzung).

	M.	Pf.
Ratzel, Völkerkunde. *II. Aufl.* Mit 1103 Textbildern, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Kerner, Pflanzenleben. *II. Aufl.* Mit 448 Textbildern, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Neumayr, Erdgeschichte. *II. Aufl.* Mit 873 Textbildern, 4 Karten u. 34 Tafeln in Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen je	1	—
Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Meyer, Das Weltgebäude. Eine Himmelskunde. Mit 287 Textbildern, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt u. Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Haeckel, Kunstformen der Natur. Beschreibender Text mit 50 Illustrationstafeln. (Im Erscheinen.)		
Geheftet in 5 Lieferungen je	3	—
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der Säugetiere. Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der Vögel. Text mit 238 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere. Text mit 208 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50
Marshall, Bilderatlas zur Zoologie der niederen Tiere. Beschreibender Text mit 292 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50
Kronfeld, Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie. Beschreibender Text mit 216 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	50

Litteraturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Mähly, Geschichte der antiken Litteratur.		
Gebunden, in Leinwand . .	3	50
Vogt und ***Koch, Geschichte der deutschen Litteratur.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Wülker, Geschichte der englischen Litteratur. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Wiese u. ***Pèrcopo, Geschichte der italienischen Litteratur.*** Mit 160 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimile-Beilagen.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Suchier und ***Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Litteratur.*** Mit etwa 150 Abbild. im Text, 30 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich u. Holzschnitt u. 10 Faksimile-Beilagen. (Erscheint im Frühjahr 1900.)		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Sievers, Afrika. Mit 154 Textbild., 12 Karten u. 16 Tafeln in Holzschn. u. Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	12	—
Sievers, Asien. Mit 156 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Amerika. Mit 201 Textbildern, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Sievers, Europa. Mit 166 Textbildern, 14 Kartenbeilagen und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Sievers, Australien. Mit 137 Textbildern, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	16	—
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *III. Auflage.* Mit 3 Karten, 31 Städteplänen und 276 Wappenbildern.		
Geheftet, in 26 Lieferungen je	—	50
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Meyers Hand-Atlas. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen.		
Geheftet, in 38 Lieferungen je	—	30
Gebunden, in Halbleder . .	13	50
Meyer, Eine Weltreise. Mit 1 Karte u. 100 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	6	—
Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie von Europa. Mit 233 Abbildungen und beschreibendem Text.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	25
Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile. Beschreibender Text mit 314 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand . .	2	75

Geschichtswerke.

	M.	Pf.
Meyer, Das Deutsche Volkstum. Mit 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen je	1	—
Gebunden, in Halbleder . .	15	—
Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Mit einem Porträt.		
Gebunden	5	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Hans Helmolt. Mit 32 Karten- und 174 Illustrationsbeilagen (darunter 47 Farbendrucktafeln). (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 16 Halbbänden je	4	–
Geb., in 8 Halblederbänden je	10	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

Alle Bände in elegantem Leinwand-Einband; für feinsten Saffian-Einband mit Goldschnitt sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Bd., v. *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Bd., v. *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bde., von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Bd., v. *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bde., von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bde., v. *M. Mendheim*	6	—
Hebbel, 4 Bde., von *K. Zeiss.*	8	—
Heine, 7 Bde., von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bde., von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., von *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., v. *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bde., von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bde., von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, von *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., von *J. Dohmke*	2	—
Platen, 2 Bde., von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bde., v. *G. Ellinger*	4	—
Schiller, von *L. Bellermann*, Kleine Ausgabe. 8 Bde.	16	—
— Große Ausgabe in 14 Bdn.	28	—
Tieck, 3 Bde., von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bde., von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bde., von *H. Kurz*	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, von *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder u. Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausg., 4 Bde.	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bde.	18	—
— *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung, von *Alois Brandl*, 10 Bände	20	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, von *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Adolf Strodtmann*	1	25
Amerikanische Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, von *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, v. *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische u. portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *Edm. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, v. *Rapp, Braunfels* und *Kurz*, 3 Bde.	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	–
Chateaubriand, Erzählungen, von *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, von *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, von *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, von *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, von *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Briefe, von *Fr. Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—

	M.	Pf.
Sand, Ländliche Erzählungen, von *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa u. Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische u. russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, v. *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, von *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bde.	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *Ferdinand Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *Heinrich Viehoff*	1	—

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Anthologie griechischer und römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. gebunden	2	—
Äschylos, Ausgewählte Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, von *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, v. *F. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, v. *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, *fünfte Auflage.* Gebunden, in Leinwand	1	50
Meyers Sprachführer, geb.		
Deutsch-Arabisch	5	—
— **Dänisch und Norwegisch**	3	—
Deutsch-Englisch	2	50
— **Französisch**	2	50
— **Italienisch**	2	50
— **Neugriechisch**	4	—
— **Portugiesisch**	5	—
— **Russisch**	3	—
— **Schwedisch**	3	50
— **Spanisch**	3	—
— **Türkisch**	5	—

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Deutschland, Salzkammergut, Salzburg u. Nordtirol, 7. Auflage, gebunden	5	—
Rheinlande, 9. Auflage, geb.	4	50
Schwarzwald, 8. Auflage, kart.	2	—
Thüringen, 14. Auflage, kart.	2	—
Harz, 15. Auflage, kartoniert	2	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, 4. Auflage, kart.	2	—
Riesengebirge, 11. Aufl., kart.	2	—
Ostseebäder und Städte der Ostseeküste, gebunden	3	—
Österreich und das angrenzende Ungarn, 6. Aufl., geb.	5	—
Deutsche Alpen, I. Teil. 6. Auflage, gebunden	4	50
— II. Teil. 5. Auflage, geb.	4	50
— III. Teil. 4. Auflage, geb.	4	50
Der Hochtourist in den Ostalpen, Band I, 2. Auflage, gebunden	5	—
— Band II, 2. Aufl., geb.	4	—
— Band III, 2. Aufl., geb.	4	—
Schweiz, 15. Auflage, geb.	6	—
Norwegen, Schweden und Dänemark, 7. Auflage, gebunden	6	—
Paris und Nord-Frankreich, 3. Auflage, gebunden	6	—
Riviera, Süd-Frankreich, Corsica, Algerien u. Tunis, 4. Auflage, gebunden	7	50
Ober-Italien u. die Riviera, 6. Auflage, gebunden	10	—
Mittel-Italien, 4. Aufl., geb.	6	—
Rom und die Campagna, 4. Auflage, gebunden	13	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, gebunden	10	—
Italien in 60 Tagen, 6. Auflage, gebunden	9	—
Türkei, Rumänien, Serbien u. Bulgarien, 5. Aufl., geb.	7	—
Griechenland u. Kleinasien, 4. Auflage, gebunden	7	—
Ägypten, 3. Auflage, gebunden	7	50
Palästina u. Syrien, 3. Auflage, gebunden	7	50

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

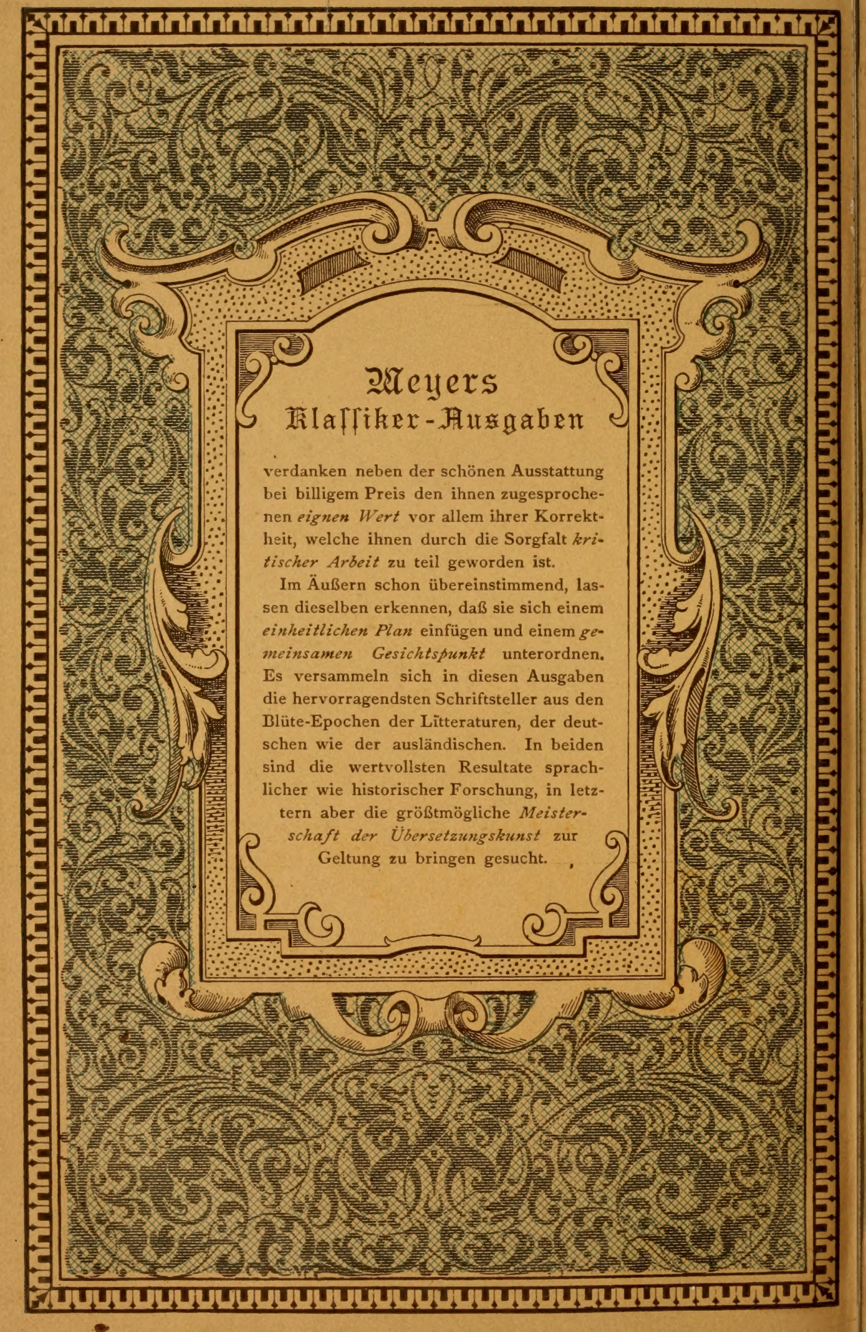
Guntram, Dorfgeschichten. 658—660.
Gyllembourg, Konrad und Hanna. 996 bis 998.
Habberton, Helenens Kinderchen. 1176. 1177.
Hammer, Schau um dich und schau in dich. 1072.
Harte, Bret, Die Erbschaft von Dedlow Marsh. 898.
— Ein fahrend. Ritter d. Foot-Hills. 972.
— Ein Geheimnis des Telegraphenhügels. 1180.
— Kapitän Jims Freund. 899.
Hauff, Das Bild des Kaisers. 601. 602.
— Memoiren des Satan. 604—607.
— Phantasien im Bremer Ratskeller. 600.
Hebbel, Ausgewählte Gedichte. 1030 bis 1032.
— Judith. 1236. 1237.
— Maria Magdalene. 1238.
— Mutter und Kind. 1033.
— Die Nibelungen. 1012—1014.
Heine, Florentinische Nächte. 655.
— Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski. 654.
Hepp, Der Prior von San Marco. 1211. 1212.
Hoffmann, Doge und Dogaresse etc. 610. 611.
— Die Elixire des Teufels. 1138 bis 1142.
— Erzählungen. 608. 609.
— Kater Murr. 1221—1226.
Holberg, Der politische Kannegießer. 620.
Holmes, Der Professor am Frühstückstisch. 627—629.
Humboldt, A. v., Ansichten der Natur. 834—839.
Ibsen, Die Frau vom Meer. 1023. 1024.
— Gespenster. 945. 946.
— Nora. 895. 896.
— Rosmersholm. 852. 853.
— Stützen der Gesellschaft. 910. 911.
— Ein Volksfeind. 918. 919.
— Die Wildente. 770. 771.
Iffland, Die Mündel. 625. 626.
— Verbrechen aus Ehrsucht. 623. 624.
Immermann, Das Trauerspiel in Tirol. 1106. 1107.
Invalidenversicherungsgesetz. 1248 bis 1250.
Irving, Die Legende von der Schlafhöhle. — Dolph Heyliger. 651. 652.
Jacobsen, Novellen. 897.
Jahn, Deutsches Volkstum. 1132–1135.
Jean Paul, Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz. 650.
Jókai, Novellen. 712—714.
Kant, Kritik d. reinen Vernunft. 761–769.
Kennan, Russisches Gefängnisleben. [915. 916.
— Sibirien. 886—893.
— Zeltleben in Sibirien. 1192—1196.
Kirchenlieder. 970. 971.
Klee, Tiecks Leben und Werke. 1028. [1029.
Kopisch, Ausgew. Gedichte. 636. 637.
Körner, Der grüne Domino. 700.
— Die Gouvernante. 999.
— Der Nachtwächter. 657.
— Der Vetter aus Bremen. 656.
Korolenko, Der blinde Musiker. 1085. 1086.
La Bruyère, Die Charaktere. 743—747.
Le Grand, Der König von Schlaraffenland. 1076.
Lenau, Faust. — Don Juan. 614. 615.
Lennep, Novellen. 938. 939.
Lessing, Hamburg. Dramaturgie. 725 bis 731.
Lichtenberg, Bemerkungen vermischten Inhalts. 665—668.
Longfellow, Evangeline. 1197.
Ludwig, Aus dem Regen in die Traufe. 1217. 1218.
— Der Erbförster. 1127. 1128.
— Das Fräulein v. Scuderi. 1174. 1175.
— Die Heiterethei. 1213—1216.
— Die Makkabäer. 1125. 1126.
— Maria. 1204. 1205.
— Zwischen Himmel und Erde. 1129 bis 1131.
Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation. 1099. 1100.
— Tischreden II. 715.
— Tischreden III. 716.
— Tischreden IV. 751—753.
— Tischreden V. 801. 802.
— Tischreden VI. 803. 804.
Maistre, Der Aussätzige von Aosta. 724.
— Die Gefangenen im Kaukasus. 935.
— Die Reise um mein Zimmer. 859.
Marggraff, Fritz Beutel. 1109—1114.
Maupassant, Novellen. 1182.
Mendelssohn-Bartholdy, Reisebriefe aus den Jahren 1830—32. 882-885.
Mendheim, Hauffs Leben u. Werke. 1019.
Mikszáth, Erzählungen. 1187. 1188.
Mont, Idyllen. 1115. 1116.
Musäus, Volksmärchen IV. 621. 622.
Nathusius, Aus dem Tagebuch eines armen Fräuleins. 794. 795.
Neugriechische Gedichte. 619.
Neumayr, Die Erde im Weltraume. 1091. 1092.
Niemann, Der französische Feldzug 1870/71. 1120—1124.
Pasqué, Das Urbild des Fidelio. 1093.
Patentgesetz und die Musterschutzgesetze d. Deutsch. Reichs. 1000.
Pellico, Meine Kerkerhaft. 1034—1036.
Petersen, Prinzessin Ilse. 914.
— Irrlichter. 975. 976.
Petöfi, Gedichte. 645—647.
Platen, Die Abbassiden. 630. 631.
Poe, Novellen. 1229. 1230.
Puschkin, Dramen. 920.
— Poetische Erzählungen. 940.

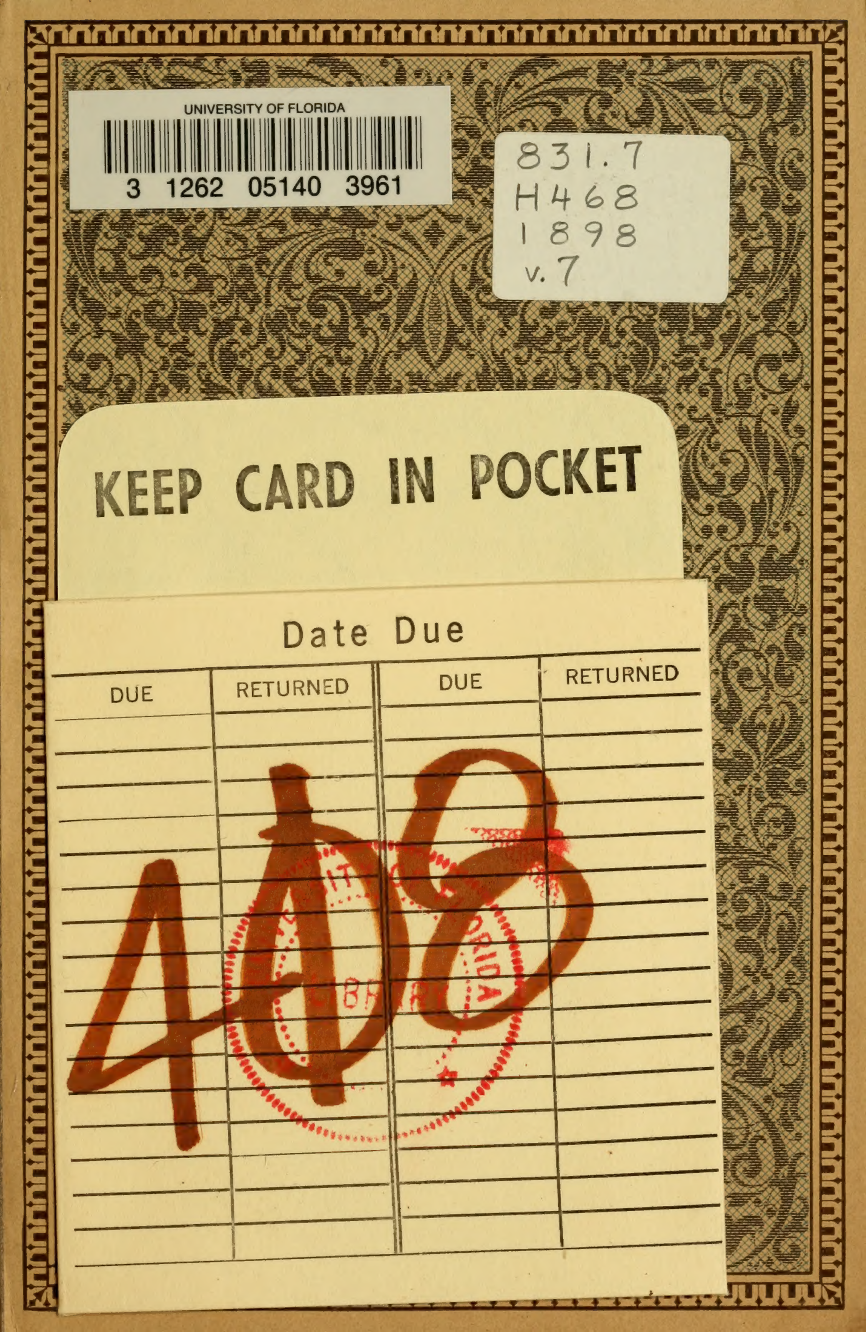
Ranke, Diluvium und Urmensch. 1101. bis 1103.
Ratzel, Grundzüge der Völkerkunde. 1088—1090.
Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes. 1137.
Reichsverfassung. 1094.
Ruppius, Der Pedlar. 1239 bis 1242.
Russische Novellen. 653.
Rückert, Liebesfrühling. 1171—1173.
Sachs, Ausgew. Gedichte. 1074. 1075.
— Das heiße Eisen. — Das Narrenschneiden. — Der tote Mann. 1073.
Sand, Lelia. 963—969.
Saphir, Album gesellig. Thorheiten. 720.
— Genrebilder. 717.
— Humorist. Vorlesungen. 718. 719.
Schiller, Abfall der vereinigten Niederlande. 1064—1068.
— Die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. 811—816.
— Turandot. 612. 613.
Schleiermacher, Über die Religion. 877—881.
Schmid, Genoveva. 977. 978.
— Die Ostereier. 905.
— Rosa von Tannenburg. 1234. 1235.
— Der Weihnachtsabend. 934.
Schopenhauer, Aphorismen z. Lebensweisheit. 845—848.
Schullerus, Gellerts Leben und Werke. 1020.
Schulze, Die bezauberte Rose. 772.
Schwab, Äneas. 741. 742.
— Die Argonauten-Sage. 693.
— Bellerophontes. — Theseus. — Ödipus. — Die Sieben gegen Theben. — Die Epigonen. — Alkmäon. 696. 697.
— Herkules und die Herakliden. 694. 695.
— Odysseus. 738—740.
— Die Sagen Trojas. 732—736.
— Die letzten Tantaliden. 737.
Schwedische Novellen. 1185. 1186.
Sealsfield, Der Virey und die Aristokraten etc. I. 1077—1080.
— Der Virey und die Aristokraten etc. II. 1081—1084.
Smith, Nachgelassene Denkwürdigkeiten. 603.
Souvestre, Am Kamin. 900.
Spitta, Psalter und Harfe. 1017. 1018.
Staël-Holstein, Deutschland, I. Teil. 981—985.
— II. Teil. 986—990.
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 1021. 1022.
Swift, Gullivers Reise nach Lilliput. 1156.
Tacitus, Germania. 925.
Tasso, Das befreite Jerusalem. 684 bis 690.
Tausendundeine Nacht. I. Teil. 1001 bis 1004.
— II. Teil. 1005—1008.
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. I. 1143—1148.
— Der Jahrmarkt des Lebens. II. 1149—1155.
Theuriet, Erzählungen. 1087.
Tieck, Der Aufruhr in den Cevennen. 661—664.
— Der Geheimnisvolle. 1097. 1098.
— Des Lebens Überfluß. 692.
Tillier, Mein Onkel Benjamin. 1243 bis 1245.
Turgenjeff, Neuland. 1206—1210.
Twain, Skizzen. 991—995.
Uhland, Gedichte. 941—944.
— Dramatische Dichtungen. 973. 974.
Ungarische Volkslieder. 843. 844.
Urhebergesetze und Litterarkonventionen des Deutschen Reichs. 1104. 1105.
Varnhagen v. Ense, Blücher. 705—709.
— Fürst Leopold v. Dessau. 798—800.
Verga, Sizilianische Dorfgeschichten. 1183. 1184.
Voltaire, Karl XII. von Schweden. 901—904.
— Philosophische Aufsätze. 648. 649.
Von-Wisin, Der Landjunker. 698. 699.
Wechselordnung, allgem. deutsche, und **Wechselstempelsteuergesetz.** 1037.
Werner, Martin Luther. 722. 723.
— Der vierundzwanzigste Februar. 894.
Wolzogen, Schillers Leben. 820—824.
Wunderhorn, des Knaben. I. 1041 bis 1045.
— II. 1046—1050.
— III. 1051—1054.
Zimmer, Körners Leben und Werke. 1039.
Zschokke, Das Goldmacherdorf. 701. 702.
— Tantchen Rosmarin. 1227. 1228.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Bei Bestellungen genügt Angabe der den Titeln beigedruckten Nummern. Vollständige Verzeichnisse gratis.

Kataloge über die Ausgaben in Liebhaber-Leinenbänden kostenfrei durch jede Buchhandlung.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.


Meyers
Klassiker-Ausgaben
verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preis den ihnen zugesprochenen *eignen Wert* vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die Sorgfalt *kritischer Arbeit* zu teil geworden ist.
Im Äußern schon übereinstimmend, lassen dieselben erkennen, daß sie sich einem *einheitlichen Plan* einfügen und einem *gemeinsamen Gesichtspunkt* unterordnen. Es versammeln sich in diesen Ausgaben die hervorragendsten Schriftsteller aus den Blüte-Epochen der Litteraturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher wie historischer Forschung, in letztern aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gesucht.



UNIVERSITY OF FLORIDA
3 1262 05140 3961
831.7
H468
1898
v.7
KEEP CARD IN POCKET
Date Due
DUE
RETURNED
DUE
RETURNED
LIBRARY

